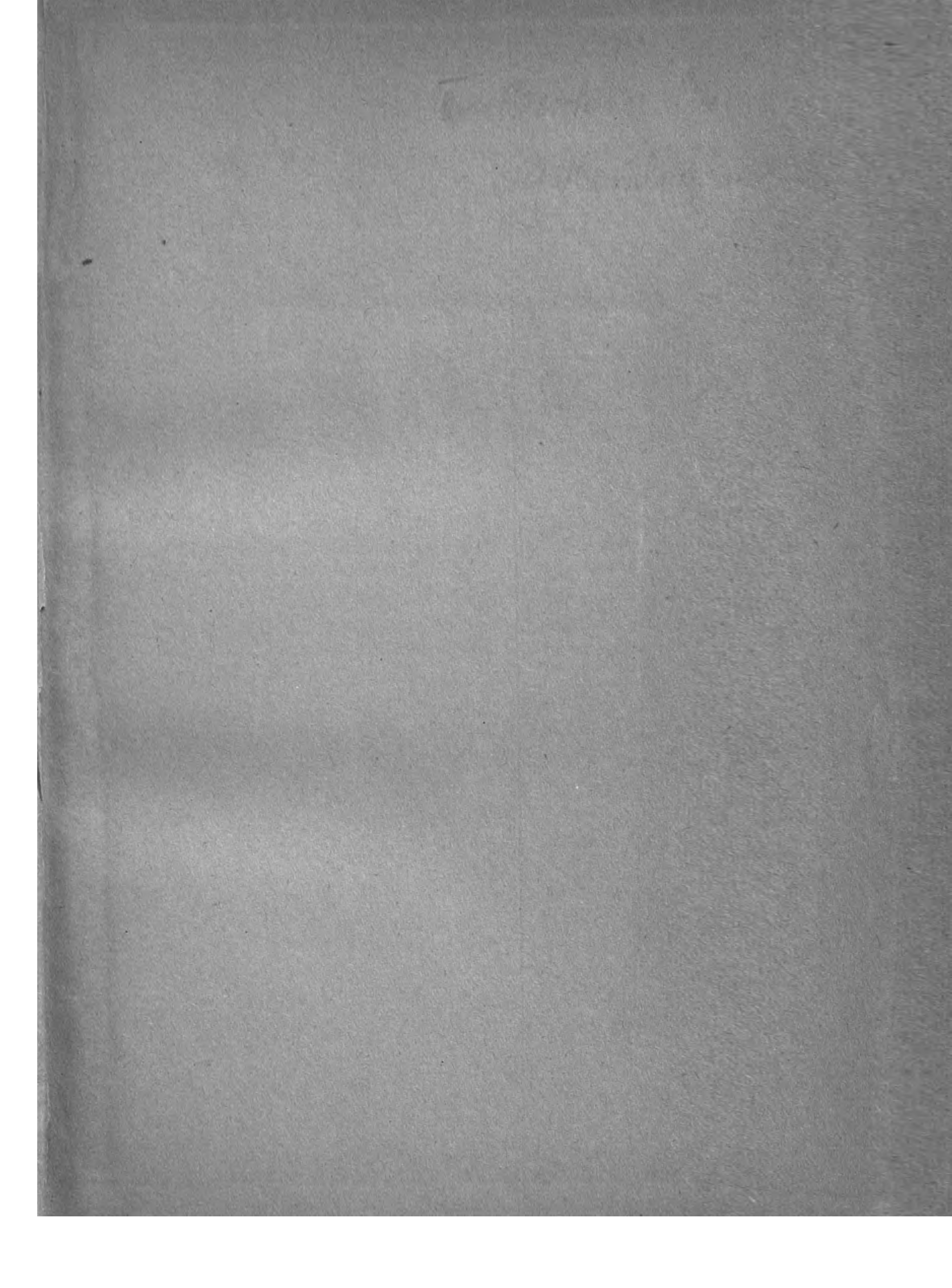
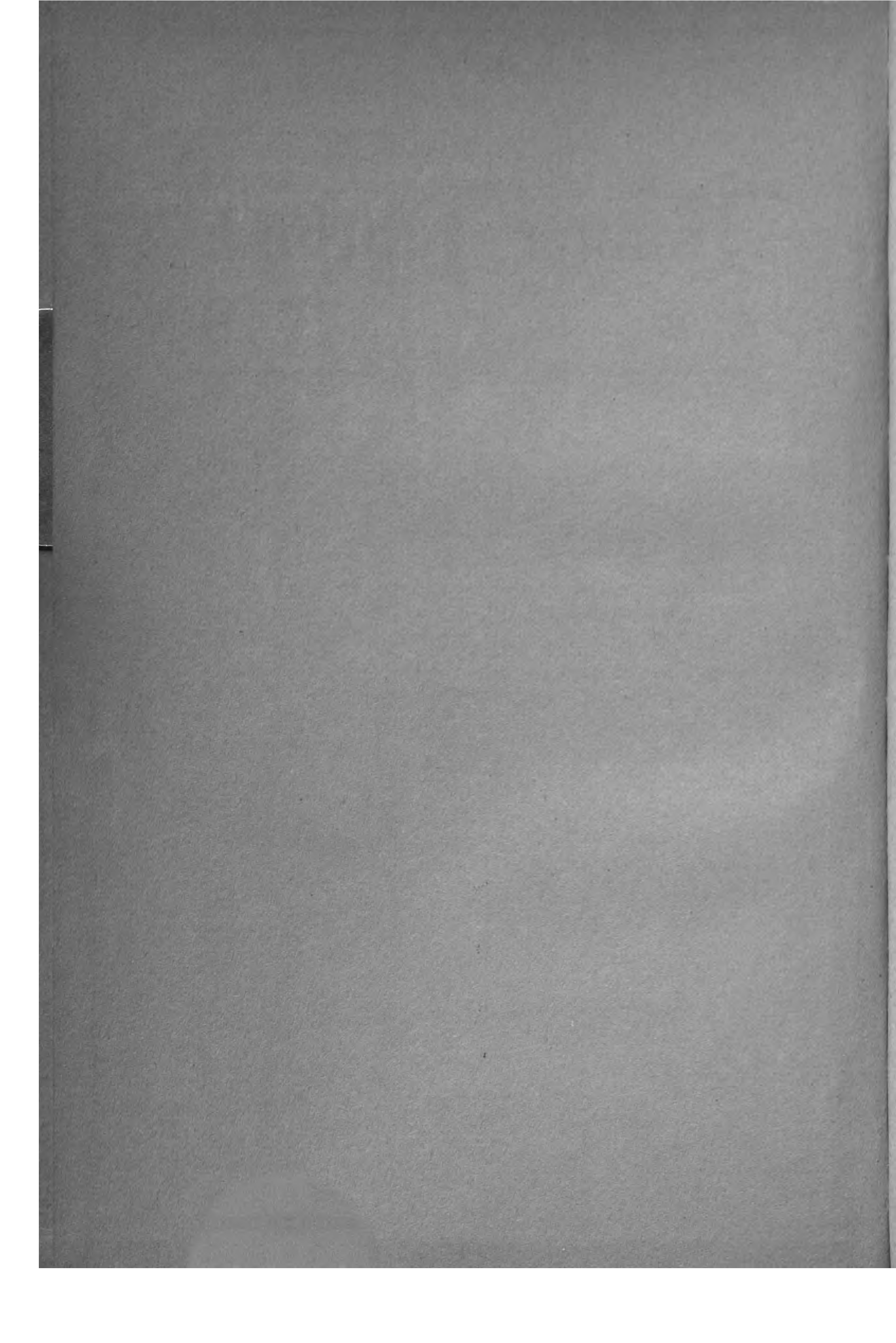
Basler Jahrbuch







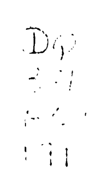
Basler Jahrbuch 1918

Herausgegeben von August Huber u. Ernst Jenny



Basel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.



Vorwort.

Die Leser des „Basler Jahrbuchs" finden an erster Stelle eine feinsinnige Würdigung unseres treuen, vor einem Jahre dahingegangenen Mitarbeiters Herrn Prof. Dr. Albert Geßler.

In die Lücke ist im laufenden Jahre der mitunterzeichnete Kollege des Verstorbenen getreten. In der Liebe zur Vaterstadt, in der Freude an ihrer Geschichte und an allem Heimatlichen weiß sich der neue Herausgeber mit der alten Redaktion ebenso einig wie in dem Bestreben, nach Kräften dann und wann Leistungen heimischer Dichtung im Jahrbuch eine gastliche Stätte freizuhalten, um so die Arbeit im alten Geiste fortzuführen.

Wenn in dem neuen Band auf das Jahr 1918 Geschichte und Biographie vorwiegend das Wort führen, Kulturgeschichte und Literarisches dagegen zurücktreten, so hängt das zu einem guten Teil mit den obwaltenden Umständen zusammen. Eine gleichmäßigere Berücksichtigung aller Stoffgebiete soll inskünftig nach Möglichkeit angestrebt werden.

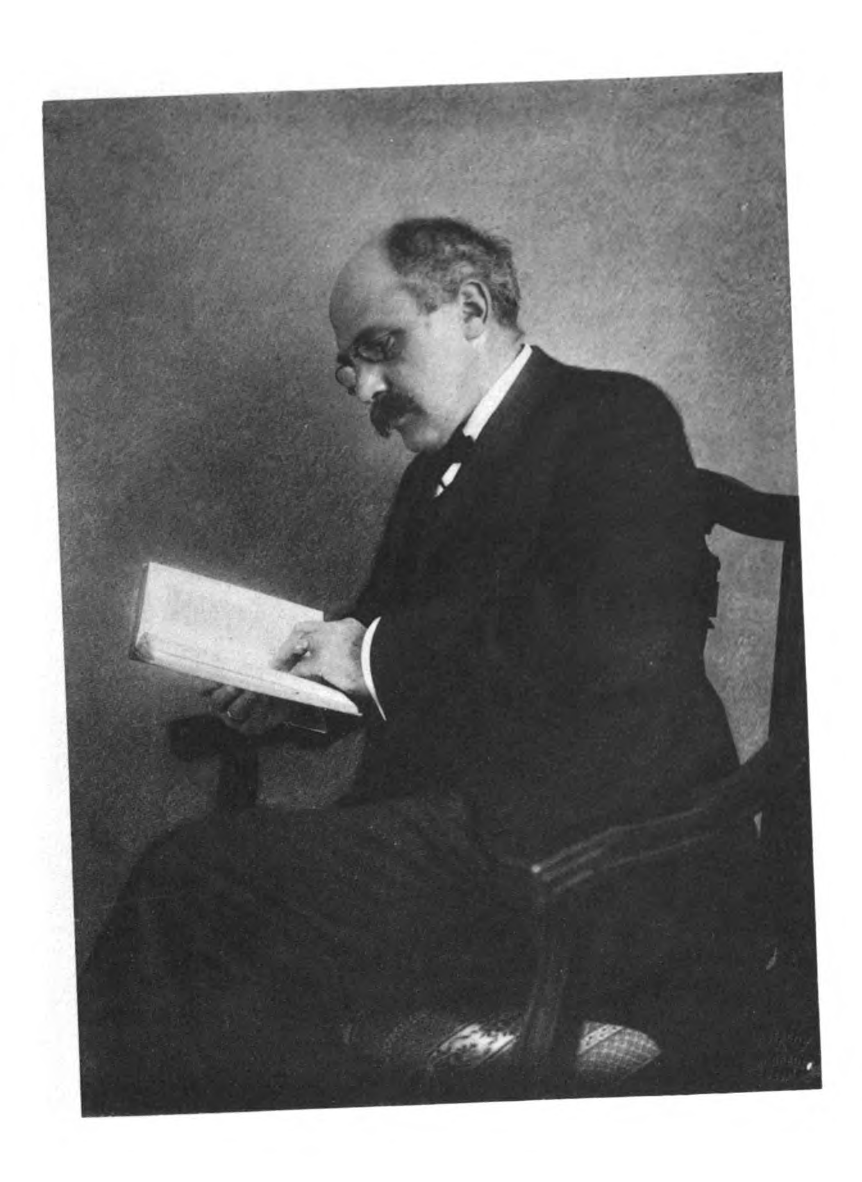
Beide Herausgeber hoffen dadurch, sich das Wohlwollen der bisherigen treuen Freunde auch fernerhin zu erhalten und die Gunst neuer Kreise zu sichern.

Basel, im November 1917.

Die Herausgeber:
August Huber. Ernst Jenny.

Inhaltsverzeichnis.





Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

Albert Geßler.

Von Wilhelm Altwegg.

Während beinahe dreißig Jahren sind dem Basler Jahrbuch Albert Geßlers wertvolle Dienste zugute gekommen. Schon für 1888 hat er einen kleinen Aufsatz beigesteuert, seit 1893 ist er als ständiger Mitherausgeber tätig gewesen, und noch in kränksten Tagen hat er sich um den letzten Band gesorgt und kurz vor seinem Hinschiede die Druckbogen gelesen.

Auch ohne das wäre es Pflicht, in diesem Jahrbuche seiner zu gedenken, nun, da es zum ersten Male wieder von ihm unberaten und ohne seine Mithilfe hinausgehen muß. Denn gleich lange Zeit hat er im literarischen und künstlerischen Leben Basels an sichtbarer Stelle gestanden und hat eine Wirksamkeit ausgeübt, die nicht nur weiteste Kreise berührte, sondern eine gute Weile auch eine Art von geistiger Macht bedeutete. Wohl ist ihm dabei nicht nur Anerkennung zuteil geworden. Seine mannigfaltigen Leistungen sind nicht ohne vielfachen und herben Widerspruch geblieben. Um so stärker wird aber deshalb nur das Bedürfnis sein, sich des Dahingegangenen Wesen und Wirken noch einmal zu vergegenwärtigen. Der Mann darf verlangen, daß es in aller Wahrheit geschehe, soweit Wahrheit dem möglich ist, der einst mit dem Respekt des Schülers dem gestrengen Lehrer gegenüberstand, der als angehender Fachgenosse andere Wege einschlagen zu müssen glaubte, und der erst am Ende, durch äußere Fügung ihm näher gebracht, in dem von allzu vieler Arbeit frühzeitig müde Gewordenen bei allem Unterschied der Jahre einen Freund gewonnen hat.

Geboren wurde Albert Geßler am 7. April 1862 als ältester Sohn des Malermeisters Albert Geßler in der Steinenvorstadt und seiner Frau Rosine, geborener Martin. „Meiner Mutter", hat er selber ausgesprochen, „verdanke ich den steten Hinweis auf den Segen der Arbeit". Die Herkunft aus einer tüchtigen Familie des guten Basler Kleinbürgertums gab ihm aber auch sonst Bestes mit: den klugen Kopf, das gesunde Temperament, die unblasierte Frische, den Blick für die Wirklichkeit, den Sinn fürs Redliche und Natürliche. Sie hat zugleich seinen Entwicklungsgang bestimmt und rückwirkend wiederum seinen Charakter gemodelt und seinem Auftreten, der Haltung und Gestaltung des Lebens die besondere Prägung verliehen. Was andern die Geburt in den Schoß wirft, mußte er sich selber erringen, und daß er der ersten Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, fast wider Erwarten Herr wurde, das verfehlte nicht, seinen angeborenen Willen zum Weiterstreben zu stärken und ein Selbstgefühl und Selbstvertrauen zu schaffen, das keinen Zweifel kannte und vor keiner sich bietenden Aufgabe zurückschreckte.

Denn bei den einfachen Verhältnissen des Vaterhauses schien es geboten, daß der Sohn durch Erwählung eines praktischen Berufes sobald wie möglich selbständig werde. Nach Absolvierung des untern Gymnasiums und der ersten Klasse der „Gewerbeschule" kam so Geßler mit sechzehn Jahren zu voraussichtlich vierjähriger Lehre in ein Speditionsgeschäft. Doch das Lehrlingsleben, dessen Zwischenfälle er später gerne zum besten gab, befriedigte ihn nicht. Der Verkehr mit Prof. Friedrich Becker, dem trefflichen Deutschlehrer von der Gewerbeschule her, steigerte nur das Unbehagen mit der gegenwärtigen Existenz und die Sehnsucht, daraus herauszukommen. Und mit der Energie, die Geßler zeitlebens ausgezeichnet hat, zog der junge Mann aus dem unbehaglichen Gefühl die Konsequenz der Tat. Nach erhaltener Erlaubnis von Seiten der Eltern und eines rein

geschäftlich denkenden Oheims scheute er sich nicht, mit entsprechend jüngeren Kameraden sich noch einmal auf dieselbe Schulbank zu setzen, die er vor zwei Jahren verlassen hatte. Zunächst sollte es nur für ein Vierteljahr sein. Dann wollte er ins Seminar Unterstraß eintreten, um sich zum Primarlehrer auszubilden. Erst der Zuspruch des neuen Deutschlehrers, Dr. H. Göring, der den schon reiferen Schüler in besondere Obhut nahm und mit ihm arbeitete, ließ den Gedanken an ein Universitätsstudium aufkommen; erst die Fürsprache eines andern Oheims, der selber vom Primarlehrer Pfarrer geworden war, konnte die begreiflicherweise ängstlichen Eltern bewegen, zu solcher, mit Opfern und Ungewißheit verbundener Erweiterung der ursprünglichen Pläne ihre Einwilligung zu geben. So blieb er denn doch in seiner Schule bis zu ihrem Abschluß, und bei seinem Altersvorsprung ließen ihn die zweieinhalb Jahre mehr davontragen, als es gemeinhin der Fall zu sein pflegt. Den bestimmenden Einfluß erhielt er von Göring, der, Thüringer von Geburt und ein junger Stürmer, zwar einseitig, aber darum um so eindrucksvoller und nachhaltiger das literarische Interesse weckte. „Denn", wie Geßler selber meint, „für Einseitigkeit ist man in diesen Jahren empfänglich, wenn sie nur aus dem Herzen stammt und Schwung hat." Göring führte Geßler zu Lessing, so daß sich schon der Schüler Kuno Fischers Lessing-Schriften zulegte; er gab ihm die erste klare Einführung in den „Faust", den dann der spätere Professor so besonders gern traktierte; er vermittelte ihm, wenn auch in der wenig glücklichen Form von Jordans bombastischer Nachdichtung, die Welt der altgermanischen Heldensage. Und vor allem wies er ihn auf einen Mann, der, heute zu Unrecht fast vergessen, weite Kreise der damaligen Jugend begeisterte und dessen Einfluß gar manches auch in Geßlers Wesen erklärt: auf Johannes Scherr, den leidenschaftlichen Demokraten und ebenso leidenschaftlichen Darsteller der Kultur- und Literaturgeschichte. „Scherr hat mich damals

mit seinem Feuer hingerissen; ich las alles von ihm, wurde dadurch in die Kulturgeschichte und — durch seine „Dämonen", seine „Menschliche Tragikomödie" usw. — auch zur Schätzung großer Persönlichkeiten geführt. Ich danke ihm das noch immer, obschon ich mir manches Scherr'sche, das man nur zu leicht annimmt, habe langsam abgewöhnen müssen." So lautet Geßlers Selbstgeständnis in jenem sympathischen Beitrag, den er bei Beginn des Weltkrieges zu der bekannten nationalen Kundgebung schweizerischer Intellektueller beigesteuert hat und der manchen aufschlußreichen Einblick in sein Werden tun läßt.

In ähnlicher Weise wie Göring die deutsche, wußte ein jüngerer Waadtländer voll Temperament und welschem Esprit dem Schüler die französische Literatur bekannt und lieb zu machen. Bei Anlaß der französischen Klassiker prallten auch einmal die Lehren aus den beiden verschiedenen Fächern aufeinander, in einem Erlebnis, das auch sonst wohl bezeichnend ist. Geßler war ausersehen worden, vor der Maturität dem Lehrer die übliche französische Abschiedsrede zu halten. „Unverfroren, wie man mit neunzehn Jahren ist, mischte ich in den warmen Dank einige, wie mir schien, maßgebliche Bemerkungen. Ich pries die neuern Franzosen, in deren Werke er uns eingeführt hatte, konnte mich aber nicht enthalten, die Klassiker langweilig zu nennen. Ich war noch von Lessing so durchtränkt, daß ich damals das deutliche Gefühl hatte, auch ich müsse sagen: Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte." Mit verbindlichem Lächeln quittierte der Lehrer den ausgesprochenen Dank und gab ebenso lächelnd dem Sprecher zu verstehen, daß die Langweiligkeit nicht auf die Rechnung der Schriftsteller, sondern der noch nicht genügend vorbereiteten Leser zu setzen sei, wie ihm ein kleiner Aufenthalt in Paris und ein Besuch der dortigen Theater dartun würden. Geßler hat später die Probe aufs Exempel gemacht und lachend auch noch dem „alt-

verehrten" Herrn Edmond Ray seine Bekehrung gestehen können. Für seine Liebe zu allem Sprachlichen und für das Streben, sich in dieser Hinsicht möglichst weit zu bilden, zeugt es, daß er auch als Realschüler sein Latein nicht liegen ließ, wie er darauf als Student, von Freunden angeleitet, das Griechische nachholte, so daß er in beiden klassischen Sprachen auch Examina ablegte.

Im Herbst 1882 trat Geßler an die Universität über, um sich entsprechend der Anregung, die er auf der Schule erhalten hatte, in erster Linie germanistischen Studien zu widmen. Moriz Heyne wurde zunächst sein Führer, der noch in Wilhelm Wackernagels Art das ganze weite Gebiet der Deutschkunde umspannte; der treffliche, solide Otto Behaghel wies dann mehr auf das rein Sprachliche hin und führte Geßler auf das sprachgeschichtliche Thema seiner Dissertation. Zur Germanistik kamen genaue historische Studien bei Wilhelm Vischer und J. von Pflugk-Hartung, und Franz Mistelis mit enormen Kenntnissen gepaarte Klarheit bestimmte den Studenten, neben vergleichender Sprachwissenschaft noch Sanskrit und Persisch zu treiben. Alle Universitätsdozenten überragte aber an Macht der Wirkung jene geniale, bestrickende Persönlichkeit, die für ganze Generationen gewissermaßen zum Heros und zu einem Leitstern fürs Leben wurde: Jakob Burckhardt.

Geßler war es vergönnt, den unvergleichlichen Lehrer in seinen Vorlesungen über Geschichte und Kunstgeschichte zu hören und später auch in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten, eine Freude, die er bis zum Ende zu den unverlierbaren seines Lebens gerechnet hat. In dem schon genannten Aufsatze aus dem ersten Kriegsjahre hat er den Satz ausgesprochen: „Der Glücksfall meines Lebens war Jakob Burckhardt." Mit schönen Worten, wenn auch vielleicht nicht ohne eine gewisse Ueberschätzung des wirklich Angenommenen, ist dort auseinandergesetzt, was er diesem Glücksfall im einzelnen verdankte an Verständnis und Begeisterung für die Welt der

Kunst nicht nur, sondern auch für alle die andern Aeußerungen der europäischen Kulturen. „Da habe ich gelernt, aus den einzelnen Tatsachen die Kultur eines Volkes im Zusammenhang zu empfinden, und vom Empfinden ging's in die zartesten Fasern des Verstehens, geschichtlich zunächst. Wie er da den deutschen Geist, den englischen, den französischen darstellte, klar und tief, da versanken die Grobheiten aus der Johann Scherrschen Sittengeschichte; immerhin, sie hatten das Feld aufgeackert; in dieses streute nun ein feiner Säemann seine Keime, und sie wuchsen empor als das Bewußtsein, mitten darin, so recht in der Mitte zwischen den Kulturen zu stehen. Wenn er italienische Renaissance behandelte, oder wenn er, ein letztes Mal in seinem Leben, griechische Kulturgeschichte las, so durfte man mit dem Gefühle selig sein, ins Tiefste, Gewaltigste geführt zu werden."

In der gemeinsamen Liebe zu Jakob Burckhardt fand er sich zusammen mit dem einen seiner Freunde, mit dem er bis zuletzt in ungetrübter, herzlicher Freundschaft verbunden blieb. Immer fester knüpften sich auch die Bande mit einem befreundeten jungen Musiker. Dessen elterliches Haus wurde ihm zur zweiten Heimat, und er fand dort eine echte Begeisterung für die Kunst und ein mütterliches Verständnis, die ihm durch manche Bitternis jener Jahre hindurchhalfen. Geßler hat überhaupt damals manchen an sich gezogen. Bei aller Hingabe an seine Wissenschaft und trotz materieller Erschwerungen war er ein froher Student. Sprühend von Leben, allem Hohen und Schönen ergeben, gewandt im Worte und nie verlegen um einen treffenden Witz, bildete er im Zofingerverein einen geistigen Mittelpunkt, belebte als der Tätigsten einer die frohen Anlässe, bereicherte das „Gärtlein" mit den Gaben seines Verstalentes und führte auch in zwei Semestern die Basler Sektion als frisches, flottes Präsidium. Dankbar empfand er es auch, daß der Verein ihm die Gelegenheit bot, mit Altersgenossen aus der welschen Schweiz Bekanntschaft zu machen, und daß er durch

diese im regen Verkehr mit der französischen Literatur blieb, bekannt und vertraut wurde mit den zeitgenössischen welschschweizerischen Autoren, mit Loti und Daudet, mit Zola und Maupassant.

Am 2. März 1888 schloß Geßler seine Studien mit dem ausgezeichnet bestandenen Doktorexamen ab. Der Erfolg bedeutete für ihn mehr als für manchen andern, dem er nur natürliches Ende eines fast selbstverständlich gewählten und hemmungslos durchschrittenen Bildungsganges ist. Noch aus Worten des reifen Mannes klingt das Hochgefühl, ein Ziel errungen zu haben, das unerreichbar geschienen hatte. Die mündliche Prüfung erstreckte sich auf germanische Philologie, Geschichte und die beiden orientalischen Sprachen, zu deren Studium ihn Misteli bestimmt hatte. Für die Doktorarbeit aber hatte Geßler ein Thema gewählt, das ihm die Heimat lieferte, und er hat damit gleich mit seiner Erstlingsschrift den Boden betreten, den er als seine eigenste Domäne bestellen sollte und dem er auch seine schönsten literarischen Früchte abgewann.

Mit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte in der Germanistik sowohl draußen im Reich wie bei uns in der Schweiz eine energischere Beschäftigung mit den Mundarten ein, und als eine Art notwendiger Ergänzung wurde das Problem der Schriftsprache zur brennenden, vielbehandelten Frage. Auch Basels Universität hat zu diesen Studien wertvolle Beiträge geliefert. In der Gratulationsschrift für Heidelberg und in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie" hat Behaghel grundsätzlich das Schriftspracheproblem erörtert, und das Jahr 1888 brachte Socins großes, wohldokumentiertes Werk über „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit". Aus demselben Jahre stammen die drei Hauptarbeiten über die Sprache Basels, die dann erst 1891 durch Hoffmann-Krayers Dissertation über den Vokalismus von Basel-Stadt glücklich ergänzt und seither nicht mehr

vermehrt worden sind: von Andreas Heusler „Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Basel-Stadt", von Gustav Binz „Zur Syntax der baselstädtischen Mundart", endlich eben von Geßler die „Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel". Geßlers Arbeit schließt sich ausdrücklich an Socins Erörterungen an. Wenn dieser nur die hervorstechenden Haupttatsachen in großen Zügen geschildert hatte, so suchte Geßler „alle die Faktoren aufzuzeigen, die innerhalb des einen beschränkten Bezirkes es möglich machten, daß neben der, bis heute im wesentlichen gleich gebliebenen Volkssprache sich die neuhochdeutsche Schriftsprache eingebürgert hat". Das umfangreiche Material an Dramen, Chroniken, amtlichen Erlassen, Aeußerungen der kirchlichen Instanzen usw., das heute im Urkundenbuch, in den „Basler Chroniken" und anderwärts bequem zugänglich gemacht ist, mußte der damalige Bearbeiter noch erst selbst zusammensuchen und in den Handschriften oder den alten, zum Teil in Basel gar nicht erhältlichen Drucken benützen. Und aus dem Material ist in sichern Strichen ein Bild der bunten Entwicklung gegeben, wie es damals kaum besser gegeben werden konnte. Seit R. Brandstetters Arbeiten über die Luzerner Kanzleisprache wissen wir allerdings, daß solche Probleme mit noch feineren wissenschaftlichen Instrumenten angefaßt und mit noch peinlicherer Sorgfalt überlegt sein wollen. Vieles in Geßlers Studie ist somit unzulänglich geworden; es hat aber auch noch niemand versucht, etwas dem heutigen Stande der Erkenntnis und der Methoden Entsprechenderes an ihre Stelle zu setzen.

Nach dem Examen wurde Geßler der Blick in die Welt möglich, den der philologische Student sonst gern vorher einzuschieben pflegt. Jakob Burckhardt wies nach Italien oder Frankreich. Frankreich überwog, und so ging Geßler für ein Semester nach Paris. Seine ersten Gänge galten den Heiligtümern der Kunst, nach denen Burckhardt die Sehnsucht

geweckt hatte, dem Louvre und der Sainte Chapelle. Und auch in der Folge verstrichen wenige Tage, in denen er nicht den Architekturen nachgegangen wäre, auch außerhalb Paris. Die Werke der alten Kunst führten ihn zur gegenwärtigen und damit zum Umgang mit Künstlern. So lernte er auch ins Handwerkliche von Malerei und Skulptur hineinsehen und in das Wesen der schöpferischen Persönlichkeit. Fleißiger Theaterbesuch gab dazu den besten Anschauungsunterricht in guter Dramatik und guter Schauspielkunst, während wiederum die Vorträge eines Francisque Sarcey bestaunte und zur Nacheiferung anspornende Vorbilder künstlerischer Kritik vermittelten. Der Verkehr endlich mit allerlei Menschen, von den Vertretern der vie de Bohème an bis zu den Lehrern der Sorbonne weitete überhaupt den Blick fürs Leben.

Der Heimgekehrte erhielt bald die seinen Gaben zusagende Beschäftigung, und immer zahlreichere Bande begannen ihn mit seiner Stadt und dem darin pulsierenden geistigen Leben zu verknüpfen.

Nach Vikariaten an verschiedenen Anstalten kam er endgültig an die Schule, der er nicht eher untreu werden sollte, als bis die letzte Krankheit zum Rücktritt zwang. 1889 folgte die provisorische, am 19. Juli 1890 die definitive Anstellung am Gymnasium, und zwar zunächst als Lehrer des Englischen und der Schweizergeschichte bei den Nichtgriechen, den „Barbaren" des Schülermundes, vor allem aber des Deutschen an allen unteren Klassen. Am Anfang mögen ihn gelegentlich Zweifel beschlichen haben, wenn nicht alles ging, wie er gewünscht und gedacht hatte, und er war dankbar für die freundlichen Ratschläge des ihm besonders gewogenen Rektors Fritz Burckhardt, dessen Universitätsseminar ihm schon die Einführung in die theoretischen und praktischen Fragen der Pädagogik geboten hatte. Doch der Unterricht trug von Beginn an das Gepräge des Selbstsicheren und des energisch Bestimmten. Geßler war nicht der Mann, sich selbstquälerischen Gedanken hinzugeben.

Da war sein ganzes Wesen zu einfach, zu klar und zu optimistisch. Er war von der Richtigkeit seiner einmal angenommenen, ausgesprochen autoritativen Methode überzeugt und nicht das Naturell, weder um für sich nach neuen Pfaden zu suchen, noch um dem Schüler einmal den Weg zum Ziele freizustellen. Darin wurzelten gewisse Schwächen, aber auch die unleugbare Stärke seines Unterrichtes.

Trotz seines im Grunde guten Herzens fehlte ihm wohl die Fähigkeit, sich ganz in andere hineinzufühlen. Aus sich heraus von Leben sprudelnd und eine draufgängerische Natur, hatte er nicht stets den Blick für die kleinen Leiden und für die herben Konflikte eines Knabengemütes, nicht immer das unmittelbare Empfinden für die Bitternis, wenn gut Gemeintes, aber schlecht Geratenes dem spottenden Worte anheimfällt. Es wehte eine harsche, beißende Luft in seinen Stunden. Manch einer hat gebebt vor den Tagen, an denen etwa Deutsch im Pensum stand. Die „fünf schnellen Umfragen“, sei's zur grammatischen Analyse, sei's zur Aufsatzbesprechung, gehörten zu den Schreckgespenstern eines jeden Gymnasiasten. Aber die unweigerliche Sicherheit, mit der Falsch und Recht unterschieden wurde, gab dem Schüler selber den festen Halt, für den er so gerne auch schneidende Strenge in Kauf nimmt. Die Unerbittlichkeit im Kampf gegen elementare Sprachfehler und stilistische Lässigkeit, die Unermüdlichkeit in der Einübung der grammatischen Kategorien, sie trugen doch ihre Früchte. Hinterher dankte ihm trotzdem jeder für die strenge Zucht, in die man genommen worden war, und die eben doch zu einem, oft später erst recht erkannten, sicheren Können führte.

Und er wußte auch zu unterscheiden. Als er nach langen Jahren des Unterrichts auf der Unterstufe endlich auch obere Klassen zu übernehmen hatte, da kamen auch seine anderen Qualitäten zu mehr Geltung. Sein schlagender, oft auch derber Witz und sein beweglicher Geist fanden hier den empfänglicheren Boden, und er verstand die schwere Kunst,

der heranwachsenden Generation die deutschen Klassiker lieb zu machen. Es ist nicht so selbstverständlich, daß einer, der sich tagtäglich von Berufs wegen mit den Dingen der Literatur zu beschäftigen hat, nicht allmählich abgestumpft wird, nicht die frische Empfänglichkeit und den Schwung einbüßt, die hier einzig junge Herzen gewinnen können. Geßler konnte noch aufgehen in seinem „Faust", sich verlieren an seinen „Schiller", und das spürten auch seine Schüler.

Das war in späteren Jahren. Vorerst hatte er Elemente zu lehren, Lesen und Rechtschreibung beizubringen, Aufsätze von Zehn- bis Vierzehnjährigen zu korrigieren. Seine rege Natur und seine große Schaffenskraft konnten darin unmöglich aufgehen. Dem Rate seines Lehrers Behaghel entsprechend, vertiefte er sich darum zunächst noch weiter in die schweizerische Literatur des 16. Jahrhunderts. Als Hauptfrüchte dieses Nebenstudiums erschienen die literaturgeschichtliche Ueberschau über die Werke, deren sprachliche Gestaltung die Dissertation behandelt hatte, und dann die Neupublikation von zweien der wichtigsten Denkmäler selber. Die Skizze „Der Anteil Basels an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts", hervorgegangen aus der Doktorrede und abgedruckt in J. A. Stockers Sammelwerk „Vom Jura zum Schwarzwald", kam 1889 zugleich heraus mit den entsprechenden Lieferungen von Bächtolds „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz". An dieser Darstellung hatte Geßlers Arbeit eine gefährliche Konkurrenz. In manchem führt sie doch darüber hinaus, so z. B. durch die Verwertung der neuen Ergebnisse, die Stehlins Forschungen zur Basler Buchdruckergeschichte für Pamphilus Gengenbach geliefert hatte. Manches bei Bächtold geht auch unmittelbar auf Geßlers Untersuchungen zurück. Sonst gilt für die Skizze dasselbe wie für die Dissertation. Sie ist die erste ausgesprochene Arbeit über das Thema, und sie ist noch nicht neugeschaffen worden, obwohl allerlei Einzelforschung uns viel neue Aufschlüsse gebracht hat, z. B. gerade über Gengen-

bach oder allerjüngst über Valentin Boltz. Trefflich und von der Kritik vorbehaltlos anerkannt ist die editorische Leistung, der zweite Band jener „Schweizerischen Schauspiele des 16. Jahrhunderts", die unter Jakob Bächtolds Leitung sonst durch die Mitglieder des Zürcher germanistischen Seminars bearbeitet wurden. Zwei der besten Basler Dramen aus der Reformationszeit sind hier wieder zugänglich gemacht, die „Susanna" des Sixt Birk und der in jeder Hinsicht äußerst interessante „Weltspiegel" des schon genannten Boltz.

Neben diesen größeren Arbeiten brachte das Basler Jahrbuch, in dessen Jahrgang 1888 der Kandidat schon abschließend über den Namen „Schol" gehandelt hatte, mit Erläuterungen versehene Abdrucke aus Felix Platters Selbstbiographie. Auch das willkommene Glossar zu Band 4 der „Basler Chroniken" ist Geßlers Arbeit.

Ein äußerer Anstoß führte ihn aber bald und immer ausschließlicher auf andere Bahnen. Hugo Schwabe, der damalige Leiter der Nationalzeitung, trat mit der ehrenvollen Aufforderung an ihn heran, für das angesehene Blatt die Schauspielkritik, einen Teil der literarischen Besprechungen und die regelmäßigen Berichte über die Kunstausstellungen zu übernehmen. Geßlers innere Neigung ging zur neueren Literatur hin, und er wußte sich dort in weiten Gebieten wohl beschlagen. Dank Jakob Burckhardts Unterweisung und dem, was er in der Fremde und im Verkehr mit Künstlern gelernt hatte, traute er sich auch für die bildende Kunst die nötige Zuständigkeit zu. Rasch im Urteil, mit der Feder ebenso gewandt wie mit dem gesprochenen Worte, im Schreiben für die Oeffentlichkeit Freude und Bedürfnis empfindend, war er eigentlich zum Kritiker einer Tageszeitung geradezu prädestiniert. Ein weiterer äußerer Umstand trat noch dazu. Die Gründung eines eigenen Hausstandes, mit der sich der bald Dreißigjährige trug, war ohne Zuschuß nicht möglich außer bei eingeschränktester Lebenshaltung und mit

dem Verzicht auf die Befriedigung der lebendigen literarischen Bedürfnisse.

So begann denn, durch Wesen und Verhältnisse gleichermaßen bedingt, wie ja zumeist Entschlüsse aus innerem Antrieb und äußerer Gelegenheit sich zu kristallisieren pflegen, schon 1890 jene umfangreiche literarische Tätigkeit für die Tagespresse, die einen großen Teil der Kraft in Anspruch nahm und erst mit dem Tode aufhörte. Während langer Jahrzehnte ist dadurch ein weites Publikum prompt und temperamentvoll auf dem Laufenden gehalten worden über das, was in der literarischen und in der künstlerischen Welt ging, hingewiesen auf das wertvolle Neue, erinnert an vergessenes Altes. Allerdings die Fülle des zu Bewältigenden und die knapp zubemessene Frist verboten gar oft, Wort für Wort abzuwägen und die Darstellung zu jener gedrungenen Sattheit und aus der Tiefe leuchtenden Glut gedeihen zu lassen, die Werken eignet, denen es vergönnt war, in Ruhe alle Kräfte und Säfte des Fühlens und des Denkens in sich aufzunehmen und in stillem Reifen zur Vollendung heranzuwachsen. Im berechtigten Gefühl, von einem großen Publikum als Autorität gehört zu werden, hat er gelegentlich seine Meinung allzu apodiktisch ausgesprochen und hat auch, wie der Redner im großen Raume, leicht den Ton lauter genommen, als es eigentlich seiner Empfindung entsprach.

Die Schattenseiten sind jedem Leser aufgefallen; sie gehörten zum Bild von Geßlers Kritikertätigkeit. Sie erklären sich aber zur Hauptsache aus den Produktionsbedingungen, und man würde unrecht tun, wenn man darüber die Vorzüge übersehen wollte. Wenn Geßler meist nach absoluten Maßstäben richtete, und es ihm nicht gegeben war, eine Persönlichkeit oder eine ganze Zeit aus sich heraus zu verstehen und aufzubauen, wenn sich sein Urteil leicht von kräftig vorgetragener fremder Meinung, ihm selber oft unbewußt, bestimmen ließ: so besaß er dafür als nicht minder Köstliches die unerschöpfliche Freude und die nie erkaltende

Liebe zu allem Schönen und ein angeborenes Gefühl für das künstlerisch Geratene oder Mißlungene. Männer, die ihm an Bildung und künstlerischer Einsicht mindestens ebenbürtig waren, haben gerne gestanden, um dieser Eigenschaften willen bei ihm gelernt zu haben, und junge literarische Talente gaben etwas auf seine Ansichten, so gut wie Künstler wußten, bei ihm Verständnis zu finden, auch wenn sie ungewohnte Pfade gingen. Und diese Eigenschaften sind nun auch seinen Rezensionen zu gute gekommen. Nicht wenige dürfen auch als literarisch gut bezeichnet werden, vielleicht besonders die, wo er einfach erzählte, wie er ja auch im Gespräch ein Meister der Anekdote war, dann und wann ein etwas ungenierter, aber doch der Form bewußt und mit Erfolg auf diese achtend. So liest man heute noch mit Freude etwa die Erinnerungen an J. V. Widmann oder die eindringende Besprechung der Baselbieter Mundart-Gedichte von Margarete Plüß.

Und eines darf vor allem Geßlers Kritikertätigkeit nachgerühmt werden. Da wo er etwas tüchtiges Neues zu sehen glaubte, da trat er mutig und selbstlos dafür ein und hat sich z. B. für die emporstrebenden jungen Basler Künstler auch persönlich in mannigfaltiger Weise verwandt. Ebenso unerschrocken war er in der Abwehr, ganz wie es das Exlibris darstellt, das ihm einer der Besten dieser Basler Künstler gezeichnet hat, und wo der behelmte griechische Held mit vorgestrecktem Schild und drohend geschwungener Peitsche allem Un- und Mißgetüm den Zutritt wehrt durch die Pforte zum Reiche der Kunst. Geßler, der den Altmeister Stückelberg geschätzt und dessen Biographie geschrieben hat, warb als der ersten einer für Ferdinand Hodler. Als in der Basler Turnus-Ausstellung vom September 1901 der „Frühling" einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwor, da hat sich Geßler dafür eingesetzt, und ob er sich darüber mit dem Freunde der Jugend entzweite. Ein Artikel seiner Feder in der Münchener „Kunst für Alle" zeigte dem Pu-

blikum die Bedeutung des damals noch verlachten kühnen Malers und trug dazu bei, die Stimmung zu schaffen, aus der heraus die Regierung des Kantons Bern die fünf gewaltigen Gemälde kaufte, die heute ein Hauptstolz des Berner Museums sind. Hodler, der durch den Kauf aus Not und Bedrängnis gerettet worden war, hat Geßler brieflich gedankt und ihm dann auch, mitten in der Unruhe eines Umzuges, einen Besuch abgestattet.

Zu der intensiven Mitarbeit an der Basler Tageszeitung traten seit Mitte der neunziger Jahre regelmäßige, meist das schweizerische Kunstleben betreffende Beiträge für die genannte Münchener „Kunst für Alle" und die damals gegründete Zürcher „Schweiz". Es ist erstaunlich, daß er darüber doch noch Zeit fand zu mehr wissenschaftlicher Produktion, und es zeigt den Ernst des wissenschaftlichen Willens und zugleich den Anteil des Herzens, daß in diesen neunziger Jahren so gut wie in der Frühzeit und später alle größeren Veröffentlichungen das literarische Leben Basels oder doch der Schweiz betreffen.

Ein wertvoller Aufsatz im Jahrbuch auf 1894 galt „Peter Ochs als Dramatiker". Er ist ganz aus den zum Teil unbekannten Quellen herausgearbeitet und atmet die Freude am Stoffe und die Frische, die solchen Arbeiten eigen zu sein pflegen. Dazu ist beigebracht, was es braucht an Erläuterungen des einzelnen und des allgemeinen, so daß in der künstlerischen Persönlichkeit des einstigen Staatsmannes zugleich auch das Basel um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert und die ganze bewegte Zeit der Helvetik mit ihren hohen Zielen und ihren vielen Enttäuschungen wieder lebendig gemacht wird. In der Beschäftigung mit den französisch geschriebenen Dichtungen — Zeltner ou la Prise de Soleure, L'Incas d'Otahis, Prométhée, L'homme à l'heure — hat Geßler die Erkenntnis gewonnen, daß Basel zwischen zwei Kulturen stehe, daraus seine Eigenart beziehe und dadurch in seinen kulturellen Aufgaben bestimmt

sei. Der Aufsatz ist zugleich ein Denkmal schöner Arbeitsgemeinschaft mit dem gleichstrebenden Freunde. Denn man wird kaum irren, wenn man die hohe Einschätzung der Helvetik und die günstige Beurteilung Ochsens auf Albert Burckhardt zurückführt. Sicherlich hat auch Geßler seinen Teil beigetragen, daß Hilty und andern gegenüber ein Umschwung eingetreten ist in der Wertung dessen, was der Vielgeschmähte, Vielverkannte gewollt und erreicht hat.

Im Vordergrund von Geßlers Interesse stand aber damals der Zeitgenosse Ochsens, der uns doch noch lebendiger und gegenwärtiger ist, der eigentliche Dichter Basels, J. P. Hebel. In der „Schweiz" hat er 1897 „Hebelfest und Hebelmähli" so trefflich geschildert, daß die Schilderung mit Recht in ein Basler Lesebuch aufgenommen worden ist. Das Jahrbuch brachte dann 1899 eine anmutige Zusammenfassung dessen, was das Thema „Basel in Hebels Werken" betrifft, und 1901 in dem Aufsatz „Hebelhaus und Hebeldenkmal" zum erstenmal den Nachweis, wo Hebels Vater in Basel gearbeitet hat, und die erste aktenmäßige Darstellung von Hebels Basler Jugendzeit. Weniger wichtig, aber doch auch dankenswert, sind die zwei weiteren Beiträge fürs Jahrbuch: „Eine Wanderung durch Basel am Anfang des 17. Jahrhunderts" (1897) und „Der Gymnasiarcha Professor Ramspeck und seine Kustoden" (1903).

Seit seiner Studentenzeit war es Geßler freundliches Bedürfnis gewesen, sich auch in gebundener Form auszusprechen. Die Verse gingen ihm leicht von der Hand, und wie er Freunde gerne mit ein paar gereimten Zeilen erfreute, so hat er oft von der Reise Tag für Tag der Gattin und einem jeden seiner Kinder einen Vers zukommen lassen. Es hätte nicht seinem Wesen entsprochen, das, was er für gelungen hielt, der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. 1890 erschien als Privatdruck und ohne Namen ein kleines Bändchen mit dem Titel „Jugendtorheit. Gedichte zweier Freunde". Schon 1891 ging es zum zweiten Male hin-

aus, jetzt bei einem Verleger und geschmückt mit Zeichnungen der namhaftesten Schweizerkünstler, darunter einem Amiet und einem Sandreuter.

„Zwei gute Freunde . . . .

Das, liebe Herren, läßt sich schon eher hören:

Die Muse schloß den Bund, ich kann's beschwören",

heißt eines der einführenden Ritornelle. Die Freundschaft der beiden jungen Dichter ist so innig, daß ihre Verse als gemeinsames Gut gegeben werden, durcheinander vom einen bald ein Stück, bald eines vom andern. Ein am Ende zugesetztes oder weggelassenes Kreuzchen deutet nur an, was zusammen demselben Autor gehört. Wenn man heute das Bändchen zur Hand nimmt und durchgeht, was darnach von Geßler stammt, so wird man nirgends staunen oder erschüttert sein, ob sie nun der Freundschaft gelten, der Liebe, der Natur oder der jugendlich angeschwärmten „Lutetia Parisiorum". Es ist keine Kunst, die Neues über das Leben offenbart, sondern nur solche, die das Leben schmückt und ziert. Aber es gewinnt der brave, ehrliche Sinn, das schlichte, allem Verstiegenen oder Frechen ferne Wesen, das überall, oft rührend treuherzig, aus den Zeilen spricht. Und Stücke wie „Im Park von Fontainebleau" oder das, wenn auch unvollkommene, baseldeutsche „Zwische der Arbet" bleiben dem Leser in lieber Erinnerung.

Bei ihrem Erscheinen hatten die Gedichte in der Basler Tagespresse einem hitzigen Kritikerstreit gerufen, und es war darin das Wort Dilettantenpoesie gefallen. Doch Geßler hatte zwei gewichtige Stimmen für sich. „Die bei mir zurückgelassene Jugend-Torheit hat mich herzlich ergötzt, und ich habe sacht darüber hingeträumt. Das liebe Basel! Was doch in einem solchen Basler Kopf zusammen Raum hat: die Jakobsleiter und Chez Bullier (pag. 117 und pag. 130)! Im Ernst: sehr hübsche, wohllautende, natürliche Sachen! Auch sehr hübsch und echt baslerisch die Lust am Mundartlichen. Einiges endigt etwas schwach, z. B.

der Park (zu meiner Zeit war es ein Garten) von Cluny mit seinen Römertrümmern mitten in Paris, ein machtvoller Stoff, andres dagegen übersteigt das Niveau; z. B. das zweitletzte Gedicht (Fontainebleau), das zum Verwundern schön und auch eine ganz wahre Empfindung ist. Gefreut haben mich die Sonette an E. und R. M." So schrieb spät in der Silvesternacht 1890 der greise C. F. Meyer an den mit Geßler seit der Jünglingszeit befreundeten Musiker, der zusammen mit seinem Bruder kurz vorher in Kilchberg oben den Dichter durch seine Kunst erfreut hatte. Jakob Burckhardt aber hatte dem Verfasser eine ganze Reihe von Verbesserungsvorschlägen geschickt und auf einer beigelegten Visitenkarte hinter seinen Namen die Worte gesetzt: „Wagt es hier, ein paar Varianten vorzuschlagen für Dichtungen, welche sich in einem hochwerten Büchlein befinden. So alten Leuten zürnt ja kein Poet, und es gibt ja wohl ein Privilegium senectutis. Gönnen Sie also, lieber Herr Doctor, diesen Zetteln einen stillen, verborgenen Aufenthalt unter Ihren Papieren."

Das Urteil des verehrten Lehrers hat sicher Geßler mit ermuntert, auch sonst noch gelegentlich von seinen Gedichten zu veröffentlichen, zumeist im Basler Jahrbuch und, so lange dieser lebte, immer wieder herzlich anerkannt von dem einstigen Dozenten. Der kleinere Teil gibt lyrische Selbstaussprache. Meist sind es dann Töne des innigen Dankes für das, was ihm die geliebte Frau und deren Kunst an Beglückendem und Beruhigendem schenkte, und neben Stücken in der edeln, aber gefährlichen Form des Triolettes, die es auch andern Baslern, wie Jakob Burckhardt und Friedrich Oser, angetan hatte, stehen wieder idyllische Mundartlieder wie der hübsche „Wolkenbote" mit der schönen Anfangsstrophe:

„Do bin i lang am Fenster gstande,
Han usegluegt ins Summergrien;
Es lit e Nebel uf de Lande,
Und wißi, stilli Wulke ziehn."

Die größere Menge ist geschaffen, um gut baslerischem Gebrauche gemäß festliche Gelegenheiten mit dem geistigen Schmucke der Poesie zu bereichern. Zu Friedrich Schönbeins hundertstem, zu Böcklins und Stückelbergs siebzigstem Geburtstag, zur Basler Jahresversammlung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft hat er kleine Festspiele geschrieben, und das für die Historiker, eine „Elysiumsplauderei zwischen Sebastian Münster und Matthäus Merian", ist ein ganz entzückendes Stücklein, das heute noch seinen Reiz nicht eingebüßt hat. Ihm gegenüber wird man gerne Jakob Burckhardts Urteil unterschreiben: „Der Dialog ist ein echtes Meisterstück in seiner Art .... scheinbar ohne alle Mühe ist Ihnen aus dem „Faust" etwas von der Fülle und der Elastizität des dortigen Redens zugeflogen." Später hat Geßler auch für die Kantate zum Universitätsjubiläum den Ton der schönen Feierlichkeit gefunden. Und eines darf hier ebensowenig übergangen werden. Geßler hat die Gelegenheitsdichtung auch in jener Art geübt, in der einmal im Jahre der übermütigen Satire des sonst so strengen Basler Geistes freie Bahn gegönnt ist. Er hat manchen sitzenden Hieb ausgeteilt, aber stets als eleganter Fechter, gut in der Form und geistvoll.

Dank solcher Leistungen war Geßler der gegebene Bearbeiter der Neuauflage der „Basilea poetica" (1896) und mit Recht seit 1893 Redaktor des Jahrbuches. Auch sonst wurde er beigezogen bei allen Bestrebungen, die das geistige Leben der Vaterstadt angingen, vom „Verein für das historische Museum und für die Erhaltung baslerischer Altertümer", vom „Heimatschutz", von der „Gesellschaft für Volkskunde". Vor allem wurde er ganz natürlich Mitglied der Basler Hebelkommission, die, bis der Krieg auch hier sein Veto rief, den Geburtstag des Dichters für dessen Heimatort Hausen und alle seine Verehrer in der Runde zu einem lieblichen Jahresfeste ausgestaltet hat. Am 10. Mai hat er Jahre hindurch schon neben dem Präsidenten Rektor

Burckhardt in froher Laune und mit herzlichem Humor wenigstens eine der Ansprachen gehalten, an die Festgemeinde, an die Schulkinder, an die alten Mannen und alten Weiblein, für deren harthörige Ohren seine kräftige Stimme ein Hochgenuß war. Und als Fritz Burckhardt zurücktrat, hat er an dessen Statt den Vorsitz übernommen und ihn geführt bis 1914, dem letzten ordentlichen Hebelmähli überhaupt. Im Frühjahr 1902 hatte er endlich die große Freude, in die Kunstkommission gewählt zu werden, der vor allem die verantwortungsvolle Aufgabe obliegt, die Ankäufe für das Museum zu bestimmen. Er war eines der regsten Mitglieder und hat ernstlich versucht, in dem guten Sinne, der ihn bei der Kritikertätigkeit leitete, auch hier zu wirken, und besonders auch für die Förderung einheimischer Kräfte sich einzusetzen. Es lag nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen, wenn eine Blütezeit baslerischer und schweizerischer Kunstübung im öffentlichen Besitz der Stadt nicht die entsprechende und an sich mögliche Vertretung gefunden hat.

Das Aufgezählte umfaßt aber noch nicht alles, was Geßler in jenen Jahren vor der Uebernahme seiner dritten Haupttätigkeit geleistet hat. Er hat noch Muße gefunden zu literarischen Vorträgen und Kursen und damit mancher heranwachsenden Frau, also einem wichtigen Teil der literarischen Gemeinde, Freude und Geschmack an guter Literatur vermittelt, was um so mehr bedeuten wollte, als die Universität damals nichts in dieser Richtung bot.

Das Ueberviele zu bewältigen war nur möglich bei der Leichtigkeit, mit der Geßler arbeitete, und mit einer Ausnützung der Zeit, die ans Fabelhafte grenzte, und wo die Stunden des ruhigen Daseins und des gerade für den geistigen Arbeiter so nötigen Ausspannens aufs knappste beschnitten waren. Die schönste Erholung wurde ihm in der Familie zuteil. Was er ihr gewesen, und was sie wieder ihm gegeben hat, das gehört nicht der Oeffentlichkeit an. Aber es darf doch ausgesprochen werden, daß ihm das Glück

beschieden war, eine auch musikalisch begabte, für alle seine Interessen nach Herz und Geist verständnisvolle Lebensgefährtin zu besitzen, und daß er auch an seinen Kindern, für die er trotz allem immer noch Zeit hatte, herzliche Vaterfreude erleben durfte. Allerdings warf ernste, lange Krankheit schwere Schatten auf dieses Glück und heischte Opfer, die dann wieder durch vermehrte Arbeit möglich gemacht werden mußten. Ferien brachten etliche Male die Belebung und Erquickung einer Reise ins Ausland. Er sah das geliebte Paris wieder, später München, Berlin und London, endlich auch Jakob Burckhardts „hochgelobtes Italien". Bei einer ersten Reise (1897) hatte er die Gelegenheit, sich zwei guten Freunden, „Kennern und erlesenen Genießern Italiens" anschließen zu können. Sie ließen ihn im Süden anfangen, und die Frühlingstage im warmen Campanien und Lucanien gaben ihm das hohe Glücksgefühl, von dem Burckhardt seinen Schülern so lockend und spannend zu erzählen wußte. Es führte ihn 1900 noch einmal über die Alpen, diesmal vor allem nach Florenz. Glück und Freude sind in dem Bericht die großen Worte, und wieder war Jakob Burckhardt der Vermittler. Er ging mit als der stete stille Begleiter und leitete an zum Genuß von Natur und Kunst. Daneben erquickte sich der Reisende an dem farbigen, freien Volksleben und hat drei schöne Ostertage bei Arnold Böcklin droben in Fiesole verbringen dürfen. Von seinen zwei Musikerfreunden war er eingeführt worden, und der Meister war ihm gleich mit aller Herzlichkeit entgegengekommen. Er sprach mit dem Gast von seinen Werken, und dieser durfte dann allerdings nicht anders, als — trotz seines Abstinenzgelöbnisses — beim italienischen Wein wie bei dem zur Feier des Tages aufgestellten Bier mit Bescheid tun.

Während alledem war Geßlers Hauptstellung als Lehrer dieselbe geblieben, nur daß ihm mit der Zeit auch an der ersten Klasse der obern Abteilung ein paar Stunden

übertragen worden waren. Das Jahr 1902 schien eine Wendung bringen zu wollen. Allein die begründete Aussicht, an Stelle von Fritz Burckhardt zum Rektor des Gymnasiums gewählt zu werden, erwies sich als trügerisch. Neben andern Ursachen waren die mannigfaltigen Widersprüche, die Geßler durch sein Wirken bei aller Anerkennung doch auch hervorgerufen hatte, bestimmend zur Geltung gekommen. Dafür ernannte ihn im Jahre darauf, als er infolge einer Berufung an die Zürcher Industrieschule Basel verloren zu gehen drohte, die Regierung zum außerordentlichen Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte.

Als guter Vierziger, Sommersemester 1904, trat er sein akademisches Lehramt an. In Hauptkollegien las er über Goethe, Schiller, Heine, Hebbel, Otto Ludwig, C. F. Meyer, Gottfried Keller, Ibsen, las Geschichte der Lyrik und des Dramas, sowie über die Literatur des 19. Jahrhunderts im allgemeinen. In Uebungen trieb er praktische Kritik an modernen dichterischen Erzeugnissen. Die Vorbereitung ließ er sich nicht wenig Mühe kosten, wenn er auch meist eine gute Hauptdarstellung zugrunde legte und ohne Neubau von unten auf die Ergebnisse des eigenen Durchdenkens und der fleißig nachgetragenen neueren Forschung nur hineinarbeitete. Auch in den Vorlesungen wehte die gesunde und erfrischende Luft seines Wesens. „Die Langeweile", bekennt ein Hörer, „war aus Geßlers Hörsaal verbannt. Gar oft schrillte die Glocke, eh' man sich dessen versah." Trotzdem waren Geßlers Vorlesungen nicht für alle etwas. Wer Einführung in die Forschung und Ringen mit den Problemen begehrte, der kam bei ihm nicht ganz auf seine Rechnung. Feineren Dichterindividualitäten gegenüber versagte leicht seine Darstellung.

Aber auch hier stehen den Schwächen nicht gering zu achtende Vorzüge gegenüber. Wenn die literarische Betrachtung auf der Hochschule leicht in Historizismus aufgeht, so war es ihm Bedürfnis, zu werten, oft etwas undifferenziert und nicht nach bewußten kritischen Grundsätzen, aber

stets ehrlich und nach Anhörung der Besten unter den Sachverständigen. Er zog darum auch planmäßig die Urteile französischer Autoren über deutsche Literatur heran, im Bewußtsein nicht nur, in der Stadt auf der Scheide der Kulturen dazu verpflichtet zu sein, sondern auch im Gefühl, durch diese Beleuchtung den Gegenstand selbst sicherer erfassen zu können. Stets suchte er das Lebendige in der Literatur und wußte diese den Hörern so lebendig zu machen, wie sie es ihm selber war. So fanden sich bei ihm gerade die vielen ein, welche die Literatur nicht als vergangene Geschichte, sondern als gegenwärtiges Mittel zum Genuß oder als Vorbild für das eigene Schaffen suchten. Eine Hörerin, deren Name heute im Schrifttum der Schweiz einen guten Klang hat, hat es öffentlich mit Worten des herzlichen Dankes ausgesprochen, wie für solche „sein durch Dogma oder Mode unbeirrbarer Flair für das dichterisch Gute, seine immer lebensvolle, prägnante Gestaltung des Stoffes, sein Erfassen des künstlerisch Wesentlichen" eine wertvolle Leitung und Anregung bildete. Und „in den kritischen Uebungen, die ein frisches Zusammenarbeiten von Lehrer und Studenten waren, und denen er sich mit großer Gewissenhaftigkeit und Freude widmete, war Geßler, der Kritiker und Erzieher, ganz in seinem Element. Ein bequemes oder blasiertes Nichtmittun gab es da nicht. Der Eifer des Lehrers riß alle mit." Wer aber bei dem Dozenten persönlich Rat oder Hilfe suchte, dem kam Geßlers Dienstbereitschaft in schönster Weise zu gute. Kein Gang war ihm zu viel, um einem Schüler zu einer Stelle, einem andern etwa zum Basler Bürgerrecht zu verhelfen, und für die literarisch Begabten war er der mit seiner Anerkennung oder Kritik fördernde Richter. Einen bedeutenden Basler Schriftsteller unserer Tage hat er recht eigentlich entdeckt und hat unermüdlich dem Autodidakten die Wege zur Bildung geöffnet.

Ihm selber war die Professur vielleicht doch das liebste seiner Aemter, und er hat von ihr besonders gern und mit

besonderer Genugtuung gesprochen. Sie bedeutete für ihn die Erreichung eines einst stille ersehnten, aber doch kaum bestimmt erwarteten Höhepunktes des Daseins und eine neue, noch mehr als die andern fordernde Gelegenheit zur Betätigung. Und doch trug diese Höhe in einer fast tragischen Weise den Keim zur Katastrophe in sich, als ein Zuviel und Zuspät, das sich endlich rächen mußte. Die neue Tätigkeit ersetzte eben keine seiner zwei bisherigen, sie trat als dritte einfach an ihre Seite. Er behielt vierundzwanzig Schulstunden, von nun an immer ausschließlicher an den obern Klassen, was die Arbeit nicht verminderte, und er behielt, aus ökonomischen Gründen halb, halb wohl auch aus dem reinen Bedürfnis der Gewohnheit, sein volles journalistisches Pensum. Nebenher galt es, sich in die doch anders gearteten Anforderungen des akademischen Lehramtes einzuleben, die Vorlesungen auszuarbeiten, der Verpflichtung zu fachwissenschaftlicher Produktion zu genügen. Es beweist wieder Geßlers Tatkraft, wie er lange all dies restlos zu leisten vermochte, und daß auch in diesem zweiten Abschnitte seiner Mannesjahre, was außer der Tagespresse an Veröffentlichungen aus seiner Feder erschienen ist, eine recht stattliche Zahl ausmacht.

Einem Schweizer Künstler war die erste größere Arbeit gewidmet. Bei der Feier von Ernst Stückelbergs siebzigstem Geburtstag hatte sich Geßler mannigfach verdient gemacht, auch durch verschiedene Darstellungen von Leben und Schaffen des Künstlers. Als dieser am 14. September 1903 gestorben war, da war es deshalb gegeben, daß er es übernahm, das Lebensbild des Verstorbenen fürs Jahrbuch zu zeichnen, und auf die Jahreswende hin lag die Biographie fertig vor, im stattlichen Umfange von 160 Seiten. Eine kritische Würdigung von Stückelbergs Kunst und eine begründete Einreihung in die Entwicklungsgeschichte der Malerei darf man nicht darin suchen; dafür war schon das Jahrbuch nicht die Stelle. Das Schwergewicht liegt auf dem eigentlich Biographischen. Wohl fundiert auf des Künstlers literarischem

und künstlerischem Nachlaß und auf den Erinnerungen seiner Angehörigen und Freunde, ist eine Erzählung der Lebensgeschichte gegeben, von der J. V. Widmann in einer langen Besprechung meinte, ein enthusiastischer Freund und Verehrer habe darin all das viele Schöne und Gute, das sich über Ernst Stückelberg sagen lasse, auf liebevolle Weise gesagt und damit einen ungemein anziehenden Beitrag zur neuern Geschichte schweizerischen Kunstlebens geliefert. Der Sonnenschein des Glückes, der das talentvolle Leben des Basler Meisters zu einem einzigen langen Sommer gemacht habe, liege auch über der Darstellung ausgebreitet. Nach der Stückelberg-Biographie, die noch vor Antritt der Professur erschienen war, hat Geßler für das Schweizerische Künstlerlexikon die neueren Basler Künstler bearbeitet und in deutschen Zeitschriften weiter über schweizerisches Ausstellungswesen und hervorragende schweizerische Künstlerpersönlichkeiten berichtet, so auch über Albert Welti, dessen Landsgemeindebild er schon in der Nationalzeitung gewürdigt hatte, was ihm vom Maler einen, bei Adolf Frey übrigens nicht abgedruckten, ganz köstlichen Brief eintrug. Sonst hat er sich jetzt, was nicht die Tageszeitung betraf, auf das literarische Gebiet beschränkt und zwar, zusammengehend mit den Verpflichtungen seines Lehrauftrages, auf die neuern Epochen der schweizerischen Literatur und die Zeit der großen Klassiker und ihrer nächsten Nachfolger.

Der Plan, Bächtolds Literaturgeschichte der Schweiz neu zu bearbeiten und zugleich bis zu den großen Dichtern des 19. Jahrhunderts fortzuführen, scheiterte an der Unmöglichkeit, für diese umfassende Arbeit den unbedingt notwendigen Urlaub zu erhalten. Geßler hat dafür zunächst als Berichterstatter über die einschlägigen Neuerscheinungen gewaltet, so im „Literarischen Zentralblatt" über die unzulängliche schweizerische Literaturgeschichte von Jenny und Rossel, oder im „Literarischen Echo" über die neue Literatur zu Hebel, Pestalozzi, Geßner, Gotthelf, Keller, Meyer und

über Lebende wie Federer, Josef Reinhart und C. A. Bernoulli. Erwähnung verdient auch der kleine Aufsatz im „Euphorion", in dem er hinter dem Klang von Kellers „Jugendgedenken" den der Goetheschen „Braut von Korinth" nachweist und damit wenigstens für ein Stück von Kellers Lyrik den von Adolf Frey bestrittenen Einfluß Goethes wohl bündig dartut. Vor allem aber sind da zu nennen die beiden ausgezeichneten Stücke der „Allgemeinen deutschen Biographie", die Darstellungen von Gottfried Keller und C. F. Meyer, die in ihrer knappen, klaren Haltung neben den andern, größeren Biographien der beiden Dichter ihren Eigenwert haben und behalten werden.

Den Klassikern und Nachklassikern gelten zunächst einige Kleinigkeiten im „Euphorion" und in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", Bemerkungen zur Quellenfrage von Goethes und von Schillers Balladen, die Deutung jener berühmten Stelle vom „Schnitzelkräuseln" im „Faust", der reichlich erläuterte Abdruck eines aus Basler Privatbesitz herrührenden Studentenstammbuches, das einen intimen Einblick in den ganzen Kreis des Göttinger Hains und dessen altdeutsche Interessen bietet. Größern Umfang hat der Jahrbuchaufsatz über „Kleist in Basel", ohne allerdings besonders ergiebig zu sein. Ein Torschreiberrapport über die Ankunft der „Citoyens Kleist und Lohse, Mahler de Paris" am 12. Dezember 1801, ein Eintrag Kleists in das Museumsgastbuch vom 21. Dezember, der Nachweis, daß die in Basel spielende Novelle „Der Zweikampf" auch gar keine Reminiszenzen an unsere Stadt aufweist: das ist der ganze Ertrag. Mehr Bedeutung darf das Schulprogramm (1906) „Zur Dramaturgie des Bernauerstoffes" beanspruchen, das die Behandlungen des Bernauerinnenthemas bei Hebbel und seinen Vorgängern und Nachfolgern miteinander vergleicht, und zu dem der Aufsatz in der Festschrift zur Philologenversammlung von 1907 über „Franz Krutters Bernauerdrama" einen interessanten schweizerischen Nachtrag liefert.

Recht eigentlich aus dem Drang entstanden, mit einer größeren Leistung über ein wissenschaftlich noch unbearbeitetes Thema seine Stellung als Literaturhistoriker zu rechtfertigen, ist endlich (1912) „Gertrud Pfander. Eine Schweizer Dichterin". Das kleine, prächtig gedruckte, mit einer Zeichnung von Wilhelm Balmer geschmückte Buch geht zurück auf einen 1910 gehaltenen akademischen Aulavortrag, der, wie das Vorwort sagt, „an dem konkreten Beispiel das Wesen der Lyrik zu erläutern suchte". Dem ersten Kapitel liegt dieser Vortrag zugrunde, und es gelingt ihm wirklich, an die Dichterin heranzuführen. Selbständigeren Wert aber beansprucht der zweite Abschnitt. Mit peinlicher Sorgfalt sind da neue Daten für den äußeren Lebensgang des früh verstorbenen Mädchens zusammengetragen, und allerlei Ungedrucktes vervollständigt das von Karl Henckell gezeichnete Bild ihrer literarischen Erscheinung. Wenn man etwas vermissen kann, so ist es trotz vieler zerstreuter feiner Bemerkungen die tiefere Erfassung der seelischen Probleme, die dieses, in mancher Hinsicht typische Leben bietet. Man spürt nicht genügend, wie der lebensgierige Realismus und die himmelstürmende Mystik, die beide in der Brust der Dichterin wohnten, beide auch aus der einen Wurzel des nur zuerst hoffenden, dann eben resignierten Lebenshungers sprießen. Leider sind auch die neuen Dokumente nicht so hoch zu werten, wie es Geßler tut, und die Anlage des Buches bringt es mit sich, daß auf künstlerisch Vollendetes recht Schwaches folgt, auf das reine Kunstwerk dessen, manchmal peinlicher Rohstoff. So wird der zuerst gespannt gemachte Leser mit einer gewissen Enttäuschung entlassen, während doch Gertrud Pfander in der Tat eine Dichterin war und Geßler das große Verdienst hat, nach Henckells Vorgang nachdrücklich auf sie hingewiesen zu haben, deren beste Gedichte wirklich gefühlsstarker, jeder leeren Phrase barer Ausdruck eigenen seelischen Erlebens sind.

Etwas wie Ermattung ist in dem ganzen Buche unver-

kennbar. Man spürte auch ohne das Datum der Vorrede, daß man ein Werk aus kranken Tagen in Händen hält. In rastlosem Eifer, oft auch härterem Müssen gehorchend, hatte sich der im Grunde körperlich nicht kräftige Mann doch allzu viel aufgeladen. Ihm fehlte auch, was sonst ihm Ruhe geschenkt hatte. Der Kummer lastete auf ihm, und es ist, als ob er in nur vermehrter Tätigkeit etwas wie Vergessen gesucht habe. Es wurde mit der Zeit ein fast nervöses Arbeiten rein um des Arbeitens willen. Endlich überstieg die dreifache Belastung die Kräfte.

Von einem schweren Schlaganfalle im September 1912, der ihn für längere Zeit der Sprache beraubte, erholte er sich ziemlich rasch. Die Professur zwar mußte niedergelegt werden; aber mit der alten Lust und Liebe konnte er nach einem Jahre der Ausspannung die Schule wieder übernehmen. Er erlebte auch die Freude, daß die wiederhergestellte Gattin zurückkehren konnte in das sonnig ländliche Heim in Arlesheim, das er ihretwegen erworben und selbst immer lieber gewonnen hatte. Doch ein zweiter Anfall im Januar 1914 brach endgültig die einstige Energie und Lebensfreude. Wohl schrieb er noch weiter; es war ihm Bedürfnis, und der Arzt hatte dazu geraten, um den an Arbeit so Gewohnten nicht den Depressionen völliger Untätigkeit verfallen zu lassen. So ging aus seiner stillen Stube, wo ihn seine Bücher umgaben und dazwischen Jakob Burckhardts feiner Gelehrtenkopf und eine Kopie von Böcklins „Gartenlaube" hingen, weiter Artikel um Artikel an die Druckerei der Zeitung, und auch die „Schweiz", das „Jahrbuch", der „Heimatschutz" erhielten noch kleine Beiträge. Damals entstand die Schilderung von Arlesheim, deren günstige Aufnahme ihm noch so viel Freude machte, und entstand der mehrmals angeführte Aufsatz „Zwischen zwei Kulturen", in dem er vielleicht doch selber sich noch über sein Werden und Wollen aussprechen wollte, bevor er scheiden müsse. Auch mit der Schule versuchte er

es wieder, in der Hoffnung, von Quartal zu Quartal wieder ein Pensum mehr übernehmen zu können. Statt dessen zwang ihn im Frühjahr 1916 eine Herzstörung zum Niederlegen jeglicher Arbeit und die weitere Verschlimmerung des Befindens endlich zu dem Entschluß, um seine Entlassung vom Gymnasium einzukommen. Es war ihm schwer geworden, eins nach dem andern zu lassen; dieser letzte Schritt hat den nicht wehleidigen, noch weichlichen Mann Tränen gekostet.

Auch in die Tatsache seines Leidens und den Gedanken an den herannahenden Tod hat er sich nicht leicht gefunden. Aber kein Freund hat ihn klagen hören, und dankbar hat er sich an dem gefreut, was ihm noch geblieben war. Er genoß das ruhige Zusammenleben mit der Familie, genoß die regen Besuche von Freunden und Bekannten, genoß sein Dorf mit dem Blick auf den Blauen und mit seinen Wegen am Waldrand und durch das Rebgelände. Noch bewegten ihn lebhaft die Geschicke der Universität, und mit inniger Freude lebte er mit mehr Muße in seinen Büchern, besonders in seinem Goethe. Mit leuchtendem Auge konnte er berichten, was er bei dem ihm längst Vertrauten wieder Schönes gefunden, und voll Eifer vertiefte er sich in die neu erschienenen Briefe Christianens und setzte sich auseinander mit der eben herausgekommenen Goethebiographie von Gundolf. Er las die Korrekturen für den fälligen Band des Jahrbuches und sprach davon, im nächsten eine Auswahl der Verse herauszugeben, die Fritz Burckhardt zu Hebelfesten und anderen Hebelgelegenheiten gedichtet hatte. Noch war er in guten Stunden der Leiter des Gespräches und der heitere Erzähler von ehedem. Und keiner, der in dieser letzten Zeit ihn aufsuchte, ist von ihm gegangen, ohne beschämt zugleich und beglückt zu sein. Beschämt von der Standhaftigkeit und Heiterkeit, beglückt von der stets noch gegenwärtigen Fülle des Wissens und von dem guten Herzen, das nun lauter und ungehemmter sprach, als in den Jahren des Kampfes.

Unerwartet rasch erfolgte in der Nacht vom 20. auf den 21. November ein letzter Schlaganfall und eine Woche darauf, Sonntag den 26. November, der Tod. Eine öffentliche Bestattung hatte er sich ausdrücklich verbeten. So gaben ihm am Dienstag darauf nur die paar Nächsten das letzte Geleite hinaus zu dem dörflichen Kirchhof. Die Schule aber und die Universität hatten es sich nicht nehmen lassen, dem Toten noch ihren Dank und ihre Anerkennung auszusprechen.

Geßler teilt das Schicksal eines jeden Lehrers, der sein Bestes in Anregungen gibt, die andere weiterführen, während er selbst zu keinem großen Werke gelangt. Auch sonst hat sein Leben nicht alles gehalten, was es versprochen hatte. Den ersten Erfolgen, die ihm die Anerkennung angesehenster Männer eingetragen hatten und ihm selbst das Gefühl eines Berufenen gaben, sind nicht, sich steigernd, immer größere und eigenartigere Leistungen gefolgt. Dem unendlich Vielbeschäftigten, immerfort zum Geben Gezwungenen fehlte die Muße zum ruhigen Ausbau des eigenen Wissens und Verstehens und der ganzen eigenen Persönlichkeit. Das mußte endlich zu einer Spannung führen zwischen Wollen und Leistung, eigener Potenz und äußerem Einfluß. Zu den daraus entspringenden Konflikten und Enttäuschungen trat Unglück in mannigfaltiger Gestalt an den Mann heran. Und doch, wenn man sich auch diesem Lebenslauf gegenüber die Frage nach Glück und Unglück stellt, so möchte man sich fürs Glück entscheiden. Geßler ist viel Liebe zuteil geworden, und er selber hat vielen etwas sein können. Unverwüstliche Daseinsfreude und unzerstörbarer Humor haben ihn tapfer das Schwerste tragen lassen. Und es war kein zufälliges, sinnloses Leben. So sehr äußere Gelegenheiten bestimmend eingriffen, es war gebaut und geführt von einem festen, durch nichts zu brechenden Willen zur Tat.

Die Gegenreformation im baslerisch-bischöflichen Laufen.

I. Teil.

Von Karl Gauß.

Jahrzehnte ruhiger Entwicklung waren dahingegangen, seitdem das Bischofsstädtchen Laufen im Jahre 1525 mit Basel ins Burgrecht getreten war. Die Bürger von Laufen hatten jährlich an Basel das Schirmgeld bezahlt, waren mit der Stadt in den Krieg gezogen und hatten von Basel jährlich „zwen barchet vnd zwo ellen wyß und schwarz lündisch thuech zu uerschießen" empfangen.[1]) Melchior von Lichtenfels hatte bei seinem Amtsantritt die Verhältnisse gelassen, wie er sie vorgefunden hatte.

Auch in kirchlicher Beziehung hatten sich die Verhältnisse gefestigt. Der evangelische Glaube in lutheranisierender Form, wie er damals durch Antistes Simon Sulzer in Basel vertreten wurde, hatte sich eingelebt. Das Abendmahl wurde mit „Hostien und Wein" gefeiert.[2]) Neben Jakob Gugger, dem Aeltern, stand als Diakon noch Jakob Linder in der Arbeit. Schulmeister war seit dem Jahre 1565 Heinrich Gaßmann von Riehen, der nebenbei das Weberhandwerk betrieb. Er hatte sein Bestes getan mit Singen in der Kirche und sonst in der Schule mit Lehren. Wiederholt hatte er die Absicht gehabt, die Schule aufzugeben, um sein Handwerk mit um so mehr Erfolg betreiben zu können, hatte sich aber immer wieder erbitten lassen auszuharren, weil sonst niemand in Laufen Schule zu halten imstande war. Bei der Armut mancher Bürger von Laufen hatte er nur zu oft seinen Lohn gar nicht erhalten, obwohl er den Eltern nachgelaufen war, um ihn erhältlich zu machen. Der Rat von Laufen hatte ihm eine

Zulage von zwei Pfund bewilligt.[3]) Der Regierungsantritt Melchior von Lichtenfels' hatte auch in den kirchlichen Verhältnissen keine Aenderung gebracht.

Anders stand die Sache, als am 22. Juni 1575 Jakob Christoph Blarer von Wartensee zum Bischof erwählt wurde und bald darauf sein Amt mit der bestimmten Absicht antrat, in seinem Gebiet den katholischen Glauben wieder herzustellen. Zwar bestätigte der Bischof den Untertanen von Zwingen und Laufen ihre Rechte und versprach ihnen, sie bei ihren bisherigen Gebräuchen zu lassen, überging aber wohlweislich den Religionspunkt.[4]) Allein die Untertanen konnten es gar nicht anders auffassen, als daß sie auch bei ihrem evangelischen Glauben gelassen würden. Es war aber bald zu spüren, daß ein schärferer Wind wehte, und allerlei Anzeichen ließen es deutlich erkennen, welche Absichten der neue Bischof verfolgte. Der Fürst war freilich nicht in der Lage, sofort an die Durchführung seiner Absicht heranzutreten. Er war durch den Vertrag, den sein Vorgänger mit Basel 1559 abgeschlossen hatte, gebunden, noch fünf Jahre alles beim bisherigen Stande zu lassen. Dagegen benützte er die Zeit, alle nötigen Vorbereitungen zu treffen, um im gegebenen Augenblick mit der erforderlichen Kraft losschlagen zu können.

1. Die Vorbereitungen des Bischofs Jakob Christoph Blarer.

Dem scharfen Blicke Blarers konnte es nicht entgehen, daß das Haupthindernis für die Durchführung der Gegenreformation das Burgrecht war, in welchem Laufen, wie die Dörfer des Birseckѕ, mit Basel stand. An diesem Punkte setzte er deshalb ein. Schon im September 1575 wünschte er vom Vogte auf Birseck über das Burgrecht mit Basel verständigt zu werden. Es kam darüber zu Spänen zwischen dem Vogte und den fünf Dörfern des Birsecks. Allein erst ein Jahr später trat Basel deswegen mit dem Bischof in

Verhandlungen ein. Es legte dem Bischof eine Abschrift oder einen Auszug des Burgrechts vor, worin, wahrscheinlich um die Bürger jener Dörfer nicht zu kompromittieren, etliches ausgelassen war, und verlangte, daß es erneuert werde.[4a]) Der Bischof erklärte am 8. November 1576, daß das Burgrecht ehemals ohne Wissen des Domkapitels abgeschlossen worden sei, und stellte in Aussicht, daß er die Handlung förderlichst an die Domstift werde gelangen lassen.[5]) Dem Domkapitel schrieb er, wie hochwichtig die Sache sei, daß er darum auch Basel noch keine Antwort gegeben habe, und daß darnach getrachtet werden sollte, „solch Burgrecht ganz und gar abzuschaffen und zu cassieren".[6]) Das Domkapitel war indessen andrer Ansicht. Die Kapitularen leugneten nicht, daß das Burgrecht nun fünfzig Jahre gewährt habe, betonten jedoch, daß es ihnen ganz und gar unbewußt, auch unbekannt und fremd sei. Dagegen hielten sie dafür, daß eine völlige Aufhebung, wie sie der Bischof beabsichtige, dem Bistum zu größerem Nachteil gereichen könnte, und glaubten die Schuld, warum Basel jetzt die Erneuerung verlange, Jost Loriti Glareanus, dem gewesenen Burgvogt auf Birseck, „mit seiner seltsamen Weis" zuschieben zu sollen. Das Kapitel wünschte die Aufnahme einer Kundschaft.[7]) Basel drang am 5. Januar 1577 beim Bischof auf eine Antwort.[8]) Blarer erklärte am 10. Januar, vom Domkapitel noch keine Antwort erhalten zu haben, während er sie längst in Händen hatte.[9]) Bald darauf verlangte er von Basel eine vidimierte Abschrift des Burgrechts, in dessen Inhalt er keinen Zweifel setzte, damit er einen Entschluß fassen könne.[10]) Basel verweigerte eine weitere Abschrift, da dem Bischof eine solche am 4. November 1576 übergeben worden war.[11]) Der Bischof entschuldigte sich, daß sein Verlangen nicht aus Mißtrauen hervorgegangen sei, sondern aus dem Wunsche, daß „er als regierender Fürst alles wisse bis zu end".[12]) Basel ließ sich jedoch nicht herbei, den Wunsch des Bischofs zu erfüllen. Der Bischof mußte also sehen, wie er auf anderm

Wege zum Ziele komme. Am 17. Mai 1577 berief er den Vogt von Zwingen nach Pruntrut mit dem Auftrage, zu berichten, ob seine Amtsangehörigen „auch zu Basel verbürgert seyen oder nit".[13]) Wie der Bericht ausfiel, läßt sich vermuten. Er mußte das tatsächliche Bestehen eines Burgrechtsvertrages anerkennen, wenn er auch über den genauen Inhalt keine Angaben zu machen vermochte. Zwei Jahre lang blieb es stille. Dagegen richtete am 8. Februar 1579 Laufen die flehentliche Bitte an Basel, es wolle das Burgrecht mit ihm erneuern. Zur Begründung machte es geltend, daß ein großer Teil der Leute von Laufen, die seinerzeit Basel den Bürgereid geleistet hatten, entschlafen seien, daß aber die Jugend, welche an die Stadt Basel „erwachsen" sei, den Bürgereid nicht geschworen habe.[14]) Die Veranlassung zu diesem Vorgehen lag in der Haltung begründet, welche der Bischof einnahm. Was von den Verhandlungen, welche der Bischof mit den sieben katholischen Orten ganz im Geheimen pflegte, und an denen auch der päpstliche Nuntius Johann Franz Buonomo, Bischof von Vercelli, und der Erzbischof von Mailand, Kardinal Carl Borromeo, sich hervorragend beteiligten, durchsickerte, ist nicht ersichtlich, hat aber ohne Zweifel jener flehentlichen Bitte gerufen, mit der Laufen sich an Basel wandte. Die Unruhe war auch nicht unbegründet. Denn am 28. September 1579 kam zwischen dem Bischof von Basel und den sieben katholischen Orten ein Bund zustande, der nichts anderes bezweckte, als die evangelischen Untertanen des Bischofs zur katholischen Kirche zurückzuführen. Unter großer Feierlichkeit wurde er am 12. Januar 1580 in der Kirche zu Pruntrut bestätigt und nachher durch Glockengeläute und Freudenschüsse aller Welt verkündet.[15]) Durch diesen Bund hatte sich der Bischof den nötigen Rückhalt gesichert.

Allein noch war der Bischof nicht so weit, um seinen Plan, Laufen für die katholische Kirche zurückzuerobern, durchzuführen. In seinem ganzen Verhalten gibt sich die ent-

schlossene und, so lange es notwendig war, auch verhaltene Kraft kund. Er ging unbeirrt seinen Weg, ließ sich aber auch durch den Uebereifer seiner Amtleute nicht zu irgendwelchen übereilten Maßnahmen verleiten. Am 10. Juli 1580 genas die Frau des Schaffners zu Laufen eines Kindes. Noch am selben Tage wurde es in Zwingen katholisch getauft. Melchior Römerstal und die Frau des Vogtes Haug Gerwikh waren Paten. In der Dienstagspredigt brachte Gugger den Fall zur Sprache. Er erklärte: „Alle die, so dem Bapsttumb anhängig und bei dem Tauff vnd mit solchem Khind gewesen, seyen des Teuffels." Der Vogt bat den Bischof um Verhaltungsmaßregeln, zugleich aber auch um Absetzung des Prädikanten, fragte auch an, ob er den Stein zum Altar sollte hauen lassen. Der Bischof bat den Vogt, die Sache noch ruhen zu lassen, forderte ihn dagegen auf, die Steine rüsten und fertigen zu lassen.[16]) Nach dem Urteil des Bischofs war Laufen nicht der Ort, wo mit dem Angriff eingesetzt werden konnte. Die Verhältnisse lagen hier viel zu ungünstig. Der Verlauf gab dem Bischof Recht. In Pruntrut, wo die geistliche Macht in der Hand des Erzbischofs von Besançon lag und der Bischof über die weltliche Macht verfügte, lag kein Hindernis mehr vor. Mit wuchtig ausholendem Schlage warf der Bischof die evangelische Gemeinde nieder. Auch Arlesheim, das in keinem Bündnisse mit Basel stand, bereitete keine Schwierigkeiten. Am 28. Oktober 1581 führte der Bischof in eigener Person durch eine Predigt und eine Messe den Katholizismus wieder ein. Schwieriger stand die Sache in den Orten, welche mit Basel im Burgrecht standen.

Der Bischof war aber nicht müßig gewesen. Er hatte, was von der bischöflichen Kanzlei, die im Jahre 1559 abgebrannt war, übrig geblieben war, durchstöbert, auch wichtige Aktenstücke und Verträge, die im Bauernkriege nach Kolmar in Sicherheit gebracht worden waren, wieder ausgegraben und alle ehemaligen Rechte des Bischofs und des

Kapitels zusammengestellt.[17]) Er hatte das Domkapitel zu überzeugen vermocht, daß, nachdem es selbst seit fünfzig Jahren ins Elend vertrieben worden war, etliche der Stift gehörige Aemter, Vogteien und Herrlichkeiten ganz entfremdet, verschiedene Herrschaften zum Teil versetzt und zum Teil im Burgrecht mit fremden, der neuen Religion anhängigen Obrigkeiten verfaßt seien, zu befürchten sei, sie möchten der Stift ganz verloren gehen. Er hatte das Kapitel schließlich auch zu dem Versprechen gebracht, in Verbindung mit dem Bischof dahin zu wirken, daß die abgefallenen Untertanen mit der Zeit „durch zimliche Mittel" wieder zu dem Schafstall Christi gebracht und die Schirmverträge womöglich abgestellt würden. Am 7. April 1581 schloß der Bischof mit dem Domkapitel einen Vertrag, in welchem sie sich gegenseitig verpflichteten, daß weder der Bischof noch das Kapitel in der Sache ohne Wissen des andern etwas vornehme, außerdem aber das Domkapitel die Zusicherung gab, beim Absterben des Bischofs den Nachfolger dahin zu verhalten, die Lösungen der Verträge mit Basel nicht anstehen oder gar ersitzen zu lassen, jeden neuen Domherrn zur Anerkennung des Vertrages zu verhalten.[18]) Die Rüstungen waren zu Ende. Der Bischof konnte nun losschlagen.

2. Der erste Vorstoß in Laufen.

Bischof Blarer hatte schon früher merken lassen, daß er Andersgläubige in seinem Fürstentum nicht mehr dulden wolle. Er hatte am 9. Januar 1576 seinen Vogt in Zwingen angewiesen, sich nach der Zahl, dem Wohnort und den Namen der in seiner Vogtei ansässigen Wiedertäufer zu erkundigen. Daß er schärfere Maßnahmen gegen diese Leute in Aussicht genommen hatte, bewies die weitere Aufforderung, zu erforschen, wie es von altem her mit denen von Wahlen und andern ins Gericht Laufen Gehörigen „der gfangenschafft halben" gehalten worden sei.[19]) Im Früh-

jahr berief auf Befehl des Bischofs der Vogt von Zwingen Haug Gerwikh von Hohenlandenberg die Wiedertäufer seines Gebiets zu sich, stellte ihnen die Frage, ob sie ihren Glauben aufgeben wollten, und gab ihnen acht Tage Bedenkzeit. Allein alle miteinander und nachher jeder einzelne gaben zur Antwort, sie hätten sich schon bedacht, nämlich wenn sie jemand eines bessern unterweisen könnte, dem wollten sie gehorsam nachkommen. Aber sie verhofften, „das sie den rechten glauben haben, vnd wöllen in einer summa sich davon nicht treiben lassen, sonder darbei sterben vnnd genesen". Der Vogt forschte weiter, wenn sie ein Priester oder Prädikant durch das göttliche Wort davon könnte abweisen, ob sie alsdann demselben folgen, der Obrigkeit huldigen und schwören und ihre Kinder taufen lassen wollten. Er erhielt zur Antwort, es gelte ihnen der Priester wie der Prädikant. Sie verweigerten den Eid, erklärten sich im übrigen bereit, ihre Pflicht gegen die Obrigkeit zu erfüllen, nicht aber von ihrem Glauben abzustehen.[20])

Der Bischof brauchte nicht zu befürchten, daß er über der Verfolgung der Täufer mit Basel in Konflikt geraten werde, da ja Basel auch nicht anders mit ihnen verfuhr. Es wurde den Täufern zu Zeiten das Begräbnis auf den Kirchhöfen verweigert, so daß sie gezwungen waren, hinterrucks der Obrigkeit an einem ungeweihten Orte ihre Toten zu begraben. Als späterhin Basel beim Bischof sich beschwerte, daß eine evangelische Frau in ihrem Garten unter einem Kirschbaume hätte begraben werden müssen, da ihr der Kirchhof in Laufen verweigert worden sei, da konnte der Bischof die Angelegenheit mit der Bemerkung abtun, daß die Frau eine Täuferin gewesen sei und daß Aehnliches auch früher schon mit Wiedertäufern geschehen sei.[21])

Als der Bischof die ersten Schritte gegen die Evangelischen in Laufen unternahm, war Jakob Gugger, der Jüngere, Pfarrer in Laufen. Er war seinem Vater, als dieser 1577 nach Basel ans Spital berufen worden war, im Amte nach-

gefolgt. Ihm zur Seite stand Tobias Rupp von Lindau. Tobias Rupp war 14 Jahre lang Pfarrer in seinem Vaterlande gewesen, war aber wegen seiner „verfluchten Lehre über die Erbsünde" beurlaubt worden. Er hatte sich mit seiner Frau und einzigen Tochter nach Basel geflüchtet, wo er Verwandte hatte, und hier wegen eines Erbfalls in Habsheim sich aufgehalten und sich Rektor nennen lassen. Er hatte die Zeit benützt, ein Büchlein „Hauptarticul Christlicher Lehr" zu verfassen, in Basel im Druck herauszugeben und auch dem Rat und Bürgermeister von Lindau zu schicken. Er hatte darin von seiner Irrlehre absichtlich nichts verlauten lassen, dagegen erklärt, daß er in Lindau auf dem Acker des Herrn Feierabend gemacht hätte. Er hatte während seines Aufenthaltes in Basel fleißig die Kirche zu St. Peter besucht und sich mit der Predigt, wie sie in Basel gepflegt wurde, einverstanden erklärt. Der Rat von Lindau hatte das Büchlein konfiszieren lassen und den Prädikanten von Tübingen zur Zensur eingesandt. Er hatte sich aber auch in Basel am 10. September 1578 gegen Rupp beschwert, weil er den wahren Grund seines Abschieds von Lindau verschwiegen und seine Irrlehre in dem Büchlein „listig unterschlagen" hatte. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß dem unruhigen, trotzigen Flaccianer, der gelehrt hatte, daß der Mensch durch den heiligen Geist w e s e n t l i c h gerecht und verändert werde wie Lots Weib zu einer Salzsäule, gewehrt werde. Rupp war unterdessen nach Frankfurt verzogen und hatte dort im Elend gelebt. Als ihm von der Klage seiner Heimatstadt berichtet worden war, hatte er sich an die Pfarrer Basels gewandt mit der Bitte, daß ihm weiterhin in Basel Aufenthalt gewährt würde, hatte auch die Hoffnung ausgesprochen, besonders wegen seiner Frau und Tochter, zu einem Pfarramte berufen zu werden. Die Basler Pfarrer, welche vom Rate um ihre Ansicht gebeten worden waren, hatten ein günstiges Urteil über ihn abgegeben. Sie hatten nicht verschwiegen, daß Rupp eine Ansicht vertreten hatte,

welche in Basel verworfen war, aber auch betont, daß er der Aufforderung, sich still zu verhalten, nachgekommen war und sich an die Basler Kirche gehalten hatte, und hatten die Hoffnung ausgesprochen, daß die schwere Zeit ihm zum Guten gereiche, und er „als der gut verschoffen Mann, der sunst seine Goben hat, dester eher gewunnen werde". Der Rat hatte in weitherziger Weise Rupp von neuem Aufenthalt in Basel gewährt und die Stiftsherren von St. Peter hatten ihn bald darauf an das erledigte Diakonat in Laufen berufen.[22])

Auch der Schulmeister Heinrich Gaßmann war noch in Laufen. Er hatte damals einen Sohn Samuel am obern Kollegium in Basel, mußte ihn mit Büchern und Kleidung unterstützen, hatte außerdem großen Hauszins zu zahlen. Die große Not trieb ihn, die Stiftsherren von St. Peter um eine Zusteuer zu bitten, nachdem der alte Gugger, der kurz zuvor in Laufen gewesen, versprochen hatte, die Bitte vorzutragen, aber nichts angezeigt hatte.[23])

Am 28. Oktober 1581 hatte Blarer die Messe in Arlesheim eingeführt. Es ist bemerkenswert, mit welcher Offenheit der Bischof vorgegangen war; nachdem er etliche Untertanen dazu gebracht hatte, die Aufrichtung der katholischen Religion zu verlangen, hatte er wiederholt, zuletzt am 9. August, eine Abschrift der Verträge mit Basel verlangt, mit der Begründung, daß er die Absicht habe, dem göttlichen Begehren der Untertanen zu entsprechen und die katholische Religion vermittelst göttlicher Gnaden wieder aufzurichten. Basel hatte die Verträge nicht ausgeliefert.[24]) Das Domkapitel erschrak über dieses gewagte Vorgehen, sprach auch die Befürchtung aus, es möchte dem Bischof bei diesen „jetzigen geschwinden vffetzigen Zeiten" „bald was trutz widerfahren", und riet dem Bischof, sich in Zukunft etwas mehr in Acht zu nehmen.[25]) Basel schickte anfangs Dezember eine Botschaft zum Bischof. Die Gesandten beklagten sich über die Vorgänge in Arlesheim, sprachen die Hoffnung aus, der

Fürst werde nicht anders gesinnt sein als sein Vorgänger Philipp von Gundelsheim, und baten ihn, wenn er die Absicht habe, die Messe in Pfeffingen einzuführen, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Bischof erwiderte, er habe nicht Basel zu Trutz, sondern aus gutem christlichem katholischem Eifer und aus Pflicht, die er seinem Amte schuldig sei, so gehandelt. Er forderte die Gesandten auf, zu berichten, aus was für Gründen, Ursachen und Gerechtigkeiten der Rat dieses Anmuten an den Bischof gestellt habe. Die Gesandten gaben ausweichenden Bescheid. Der Bischof aber bestand auf seiner Forderung.[26]) Der Basler Rat verschob eine Antwort ins neue Jahr, weil der Bürgermeister und andere Ratsherren krank waren und Weihnachten vor der Türe stand.[27]) Am 3. Januar 1582 berichtete er. Er berief sich auf einen Vertrag vom Jahre 1533 und auf die Tatsache, daß die bischöflichen Untertanen während 50 Jahren unangefochten ihres Glaubens leben konnten.[28]) Der Bischof entgegnete am 10. Januar, daß die Untertanen vor und nach dem Bauernkriege sich sehr ungehorsam erwiesen und den Bischof gezwungen hätten, der Stift zum Nachteil die Verträge einzugehen. Im übrigen wollte der Bischof nur den Vertrag mit Laufen vom Jahre 1532 kennen, wenn Basel einen solchen vom Jahre 1533 in Händen habe, sollten sie ihn vorlegen. Den Untertanen habe er bei seinem Amtsantritt versprochen, sie bei ihren alten löblichen Rechtungen und billigen Gebräuchen und Gerechtigkeiten zu lassen.[29]) Basel antwortete, daß es außer dem Vertrage von 1532 „auch etliche daruor und darnach" in Händen habe, hielt dafür, daß sie undisputierlich gehalten werden sollten, und bat den Bischof, in Pfeffingen nicht vorzugehen.[30]) Der Bischof ließ sich indessen von seinem Vorhaben nicht abbringen; bereits hatte er in Pfeffingen einen Altar herrichten lassen. Er erwiderte Basel, daß es keinen Grund habe vorbringen können, durch welchen dem Bischof sein Vorhaben gewehrt würde, daß es aber gegen sein Gewissen sei, denen, die katholischer Re-

ligion gewesen seien oder die Lust und Eifer dazu erhalten hätten, sie vorzuenthalten. Er forderte darum Basel auf, ihn in seinem Vorhaben nicht zu stören.[31]) Am 2. Februar erschien der Bischof in Pfeffingen, las die Messe, versetzte der Gemeinde seine Seele, daß er den rechten Glauben habe; wenn der katholische Glaube nicht der ächte sei, so solle der Teufel ihn auf der Stelle und in aller Gegenwart wegholen. Der Bischof sprach sich den Sieg zu.[32])

Der erste Schritt war getan. Jetzt kam Laufen an die Reihe. Der Bischof hatte den 18. Februar als Tag festgesetzt, wo er „mit Beistand göttlicher Gnaden" die wahre katholische Religion im Städtlein Laufen anzurichten gedächte. Der Altar war bereitgestellt. Nach Delsberg, wo er sich aufhielt, ließ er sich von seiner Schwester „der gemalt Tücher eins", die er jüngst in Pruntrut gekauft hatte, wohl verwahrt, „das es nit besudelt werde", zusenden.[33]) Am 17. Februar schickte er seinen „Vortrab", den Probst von Münster, den Custos von Delsberg mit einigen andern Geistlichen, nach Laufen voraus. Hinterrücks des Rats verschafften sie sich vom Statthalter Bartli Frey die Kirchenschlüssel. Als der Rat die Gesandtschaft nach dem Grunde ihres Erscheinens fragte, wurde ihnen geantwortet, der Bischof werde am folgenden Tage persönlich erscheinen und ihnen anzeigen, was er sich vorgenommen habe. Die Erregung war groß. Etwa dreißig Bürger liefen auf das Rathaus in der Absicht, die bischöflichen Geistlichen zu überfallen. Die beiden Prediger Gugger und Rupp mahnten sie von ihrem Vorhaben ab.

Spät am Abend wurde den Untertanen in den Dörfern Brislach, Wahlen, Röschenz, Dittingen und Zwingen durch die Amtleute befohlen, am folgenden Tage samt und sonders, Mann und Weib, Jung und Alt sich in der Pfarrkirche in Laufen einzufinden. Noch in der Nacht berichtete der Rat von Laufen durch einen Eilboten das Vorgefallene nach Basel und bat flehentlich, „der Rath von Basel möchte ihnen einen treuen väterlichen Rath und Hülfe ertheilen".[34])

Am folgenden Tage rückte der Bischof in Begleitung Dr. Jakob Meyers, eines Priesters Bernhart Pillonius, Pfarrherrn von Maßmünster[35]), den er sich hatte kommen lassen, des Propstes von Münster und einiger Adeliger in Laufen ein. Sogleich wurden die Untertanen mit Frau und Kind in die Kirche befohlen. Die Bürgerschaft versammelte sich mit den beiden Predigern auf dem Rathause. Diese fragten die Gemeinde, ob sie sie für ihre wahrhaftigen Prediger erkennen und ob sie bei ihnen und in ihrer Lehre bleiben wollten? Einmütig lautete die Antwort: Ja, sie wollten Gut und Blut, Leib und Leben zu ihnen setzen. Ein Mitglied des Rats, Conrad Gut, forderte auf: Wer nicht daran sein will, der soll abtreten. Keiner trat ab. Nun wurde beraten, ob man der Aufforderung des Bischofs gehorchen wolle oder nicht. Die Alten rieten, den Bischof anzuhören. Wolle er aber Messe halten, so solle die ganze Gemeinde die Kirche verlassen. Die Jungen waren anderer Meinung. Ihr Wortführer ließ sich vernehmen: „Es hat unser gnädiger Fürst und Herr Brief und Siegel gegeben, er wolle uns bei unsern hergebrachten Gebräuchen bleiben lassen und dieselben mehren und nicht mindern. Darauf haben wir ihm auch gelobt und geschworen; so ist auch unser Brauch gewesen jetz in die fünfzig Jahre her, daß man das heilige Evangelium geprediget hat, darum darf man nit lang losen, was man uns vorhalten wolle, man weiß es vorher wohl, er will die Meß einrichten, wie er auch gethan hat zu Pfeffingen; derohalben wäre mein Rath, weil er uns nicht hält, was er uns verheißen, so wollen wir ihm auch nichts halten und deßwegen die Thore zuschlagen und in der Kapelle lassen zur Kirche läuten wie von Altem her geschehen. Wollen sich die Pfaffen unnütz machen, so wollen wir ihnen die Köpfe darzu blätzen und wer daran sei, der hebe auf.“ Alle Hände flogen in die Höhe. Die Prediger mahnten zur Ruhe und baten um Gotteswillen nicht aufrührerisch zu sein. Ihr Rat drang durch. Die Gemeinde entschloß sich,

den Bischof anzuhören, aber sofort die Kirche zu verlassen, sobald man zu „meßlen“ anfange. Die ganze Gemeinde mit den Predigern zog in die Kirche. Bereits waren der Altar aufgerichtet, ein Altargemälde aufgestellt und etliche Lichter angezündet. Der Bischof hatte sich mit seiner Begleitung eingefunden. Auf einem Stuhle sitzend, hielt er an die versammelte Gemeinde die folgende Rede: „Ehrbare, liebe getreue Unterthanen! Nachdem ich zu Arlesheim und Pfeffingen die catholische Lehre angefangen habe, bin ich auch allher nach Laufen gekommen, dieselbe auch bei euch anzufangen. Und daß ich solches thue, geschieht wegen meines tragenden bischöflichen Amtes, denn ich jetzmals Bischof zu Basel bin und hab mich nicht selbst eingedrungen, sondern bin dazu ordentlich berufen worden. Dieweil ich aber sehe, daß ihr in großer Blindheit stecket, und von den Lehrern und Gesellen seid verführt worden, hab ich nicht unterlassen können, euch solches anzuzeigen und zu warnen, auf daß ihr wieder umkehret zu der wahren uralten catholischen Kirche, in welcher euere lieben Altvordern gestorben und selig geworden sind. Werdet ihr mir folgen, wohl euch, wo nicht, wehe euch! Folget ihr, so will ich euer lieber Landesfürst, Herr und Vater sein, wo nicht, so werde ich verursachet werden, andere Mittel und Wege vorzunehmen, wie ich dann wohl weiß, womit ich euch gehorsam machen will, ja Oberkeit halben Macht und Gewalt habe, euch aus dem Lande zu jagen und andere darein zu setzen und wird endlich euer Blut auf euern Kopf und ich vor Gott entschuldiget sein, wie der Herr zum Propheten Ezechiel spricht: Wenn du den Gottlosen warnst und er folget nicht, so ist sein Blut auf seinem Kopf und du bist entschuldiget.

Und was ich euch will lehren, ist nicht eine neue Lehre, die nur fünfzig oder sechzig Jahre gewährt, sondern achthundert oder in die fünfzehnhundert Jahre; denn der Apostel Petrus der Anfänger und der erste Papst zu Rom gewesen ist, wo er auch zwanzig Jahre regiert hat. Also haben auch

alle Päpste bis auf den jetzigen einhelliglich gelehret wie Petrus, wie wir auch bekennen in unserm uralten catholischen Glauben: Ich glaub und bekenne eine einige heilige christlich catholische Kirche. Dagegen siehet man, daß die neue Lehre nicht die wahre Lehre sein kann, dieweil sie nicht einig ist, sondern sie sind selber uneins untereinander wie Hunde und Katzen, wie das Concordi-Buch genugsam ausweiset.

Man kann auch daraus sehen, was es für eine Lehre sei, zu welcher der Teufel geholfen hat. Denn daß Martin Luther die Meß abgethan hat, ist geschehen aus Trieb des Teufels, wie er es selber bekennet im Buche von der Winkelmesse.

Derohalben weil dem also ist, so wollet ihr wieder umkehren zur wahren catholischen Kirche und Lehre, in welcher euere lieben Altvordern gelebt und gestorben sind.

Es haben auch Bischöfe zu Basel vor 460 Jahren in diesen Landen gelehret, was ich euch will lehren, und daß dieses die echte Lehre sei, so will ich mein Leib und Seele zum Pfand setzen. Ich will euch auch versorgen mit Priestern, die euch dermaßen lehren werden, daß ihr keine Klage haben werdet, wie es auch jetzt wird verkündiget werden, wie ihr es alsobald hören werdet."

Nachdem der Bischof geendet hatte, trat Dr. Jakob Meyer auf die Kanzel, behandelte das Gleichnis vom Säemann nach Lucas 8 und führte über die evangelische Lehre folgendes aus: „Sie sei etwas Neues, so nur sechzig Jahre gewähret, während die catholische nun schon fünfzehnhundert Jahre alt sei. Die Reformierten wissen den catholischen Priestern nichts vorzuwerfen, denn daß sie Huren haben, während sie selbst neben den Eheweibern Huren haben. Es sei freilich nicht recht, wenn die Priester Huren haben, aber der gemeine Mann soll nicht sehen auf die Werke, sondern auf das Wort, welches der göttliche Same sei. Ein Bauersmann frage auch nicht darnach, Gott geb wie der Säemann

angezogen, ob er zerlumpt und zerfetzt gekleidet sei, wenn er ihm nur guten Samen in seinen Acker säe. So lese man in einer Historie bei den Alten, es sei einst ein Bauer zu einem Waldbruder gekommen, daselbst sei ein hübsch lieblich Wasser geflossen. Da habe der Bauer gefragt: Ei, wie ist dieß so ein schönes Wasser! Darauf habe der Waldbruder geantwortet: Komm, ich will dich zum Ursprung führen, und da sie dazu gekommen, sei das Wasser aus einem Roßkopf entsprungen. Also obschon die Priester gottlos sind, sei doch das Wasser, das ist Gottes Wort, so aus ihnen sich ergießet, schön, lieblich und fein. So habe ferner der Teufel mit Luther zu schaffen gehabt, so seien die Lutherischen selbst miteinander uneinig, so mache der Glaube allein nicht selig, sondern die Werke, so stehe den Laien nicht zu, die Schrift zu lesen, sie werden darob mehr geärgert denn gebessert, wenn sie die Exempel Loths, Davids und anderer lesen, so haben die Lutherischen keinen rechten Beruf, sondern sich selbst aufgedrungen."

Nach Vollendung der Predigt wurde mit der Messe begonnen. Die ganze evangelische Zuhörerschaft entfernte sich aus der Kirche; es blieben nur noch drei junge Leute zurück, die der Neugierde nicht zu widerstehen vermochten, während viele aus der Nachbarschaft anwesend waren. Um halb zwölf Uhr war die Feier zu Ende. Während des ganzen Morgens war ein Priester oben im Turm gewesen und hatte Aussicht gehalten, ob ein Fremder komme, um alsdann ein Zeichen mit der Glocke zu geben.

Am Nachmittag wurde in der St. Katharinenkapelle zur evangelischen Predigt zusammengeläutet. Außer vielen Einheimischen fanden sich auch Fremde ein, unter ihnen „als Spion" der Probst von Münster und ein anderer Priester. Der Ernst der Stunde lag über der Gemeinde. Sie gab ihm Ausdruck, indem sie vor der Predigt das Lied anstimmte: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen." Alsdann bestieg Pfarrer Gugger die Kanzel.

Er hatte sich vorgenommen, an Hand von Luk. 18, 31—34 über das Leiden Christi zu reden. Er wiederholte nun aber noch einmal die Klagpunkte der Katholischen, um sie mit dem Worte Gottes kürzlich zu widerlegen als der Lehrer und Prediger der Gemeinde, dem es zusteht, zu antworten und die Ehre und Lehre des Herrn Jesu Christi zu verantworten.

„Was den ersten Artikel belanget, so ist unsre Lehre nicht eine neue, sondern die uralte, welche im Paradiese angefangen hat, als nämlich Gott unsern ersten Eltern verheißen, des Weibes Same solle der Schlange den Kopf zertreten." Nach diesen Verheißungen zog er andere an, die Abraham und den Propheten zuteil geworden sind, und sagte dann von Christus, er habe allein auf sich gewiesen mit dem Worte: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Er habe nicht gesagt: Gehet zu meiner Mutter oder zu St. Peter oder zu einem andern Heiligen. „So weisen auch die h. Apostel allein auf Christum, wenn sie sprechen: „Es ist in keinem Andern Heil, es ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden, als der Name Jesus." Item: Daß wir durch den Glauben an ihn das ewige Leben haben. So lehren nun auch die evangelischen Lehrer nichts anderes und darum sei ihre Lehre keine neue, sondern die alte Lehre Christi und seiner Apostel; man habe sie also fälschlich angeklagt, wenn man heute morgen behauptet hatte, sie haben eine neue Lehre."

„Hinsichtlich des zweiten Punktes, daß nämlich auch die Prädikanten Huren haben, so thue man allen frommen Predigern damit Unrecht; wenn aber solche gefunden werden, so werden sie deßhalben bestraft. Es sollten aber die Hochgelehrten und geistlichen Prälaten auf sich selbst sehen und nicht andern einen Sprißen wollen aus dem Auge ziehen, während sie selbst einen Trottbaum in ihrem Auge haben; denn so man ihren Stand ansehe, so seien sie mit Huren umhängt, wie ein Jakobsbruder mit Muscheln; sie sollten be-

denken, was Paulus sage: Kein Hurer möge das Himmelreich ererben und solche seien je und je von Gott gestraft worden, wie an denen in der Sündfluth zu Sodom und andern zu sehen. Sie schlagen aber solches in den Wind, fahren in Sünden und Lastern fort, bis sie hier zeitlich und dort ewiglich verderben.

Auf die Klage, daß Luther mit dem Teufel zu tun gehabt habe, antwortete er, das sei in seinen Schriften nicht zu finden, aber er möge wohl von demselben angefochten worden sein, wie andere Menschen mehr. Es sei ein böses Argument also zu schließen: Der Luther ist vom Teufel angefochten worden, darum ist seine Lehre falsch. Dergestalt müßte ja auch Christi Lehre falsch sein, da er auch vom Teufel versucht worden ist. Sei Luther von ihm angefochten worden, so habe er ihn doch nicht getötet und hingeführt wie etliche heilige Väter, als Sylvestrum den I.[36]) und Alexandrum den VI.

Was den vierten Punkt betreffe, daß man uneinig sei, so beweise dies noch nicht, daß ihre Lehre falsch sei, und wenn man in etlichen Punkten spänig sei, so sei es doch wäger, man sei uneins um der Wahrheit willen, denn einig in den Lügen. Und was sie ihnen deshalb viel vorwerfen wollen, da sie doch selbst untereinander uneins seien? Ein Concilium verdamme das Andere, ein jeder Orden wolle besser sein in Werken und Verdiensten als der Andere und haben oft gegen einander geschrieben.

Auf den fünften Punkt antwortete er, der Glaube allein mache nach der Schrift selig, die Werke aber seien Früchte des Glaubens."

Zum Schlusse sprach er noch vom Leiden Christi, von dessen Form, Ursache und Endzweck, und ermahnte das Volk, daß es standhaftig sei bei erkannter Lehre, das Evangelium nicht verleugne, noch des Papstes Greuel annehme, und schloß: Er wolle Gott ernstlich bitten, daß Er es bei seinem Worte erhalten möge, daß es auf die Nachkommen gebracht werde. Die Gemeinde stimmte das Lutherlied an: „Erhalt

uns, Herr, bei Deinem Wort und wehr' des Papsts und Türken Mord, die Jesum Christum, Deinen Sohn, wollen stürzen von seinem Thron."

Das ernste Wort hatte seine Wirkung nicht verfehlt, auch nicht auf die katholischen Zuhörer. Aeußerte sich doch der Propst von Münster im Wirtshause dem Bischof gegenüber: „Pfui Teufel! Der Prädicant hat sich nicht anders gestellt als wenn er einsmals in Himmel wollt, wie ein Bauer in die Hosen", worauf der Bischof sagte: Er wollte, er wäre auch dabei gewesen, so wollte er eine Predigt darauf getan haben.

In Basel hatte am selben Morgen der geheime Rat sich versammelt und über die Maßnahmen beraten. Er hatte sofort den Bürgern in Laufen geschrieben: „Wir hätten uns solcher schimpflichen Aenderung nicht versehen und können Euch für dießmalen keinen bessern Rath geben, denn daß Ihr Gott den Herrn anrufet, Euch vor der meßischen Abgötterei zu bewahren und Euch standhaft bei eurer bisher aus seinem heiligen Worte erlernten und bekannten heiligen, seligmachenden und christlichen Religion erzeiget, es sei gleich der Herr Bischof persönlich, oder es seien Andere da. Und wo man Euch etwan davon abzutreten zumuthen würde, da sollt Ihr Seiner fürstlichen Gnaden fürbilden, daß sie Euch, wie ihre seligen Vorfahren gethan, ungeändert bei der Religion, wie sie Euch gefunden, bleiben lassen, wie sie es bei Antritt der Regierung zugesagt haben." Der Rat hatte sie aufgefordert, die Worte, die vom Bischof und seinen Leuten an sie gerichtet worden, schriftlich aufzuzeichnen und aufs schnellste nach Basel zu senden, da er gesonnen sei, ihnen als getreuen Bürgern behülflich und beraten zu sein. Im Laufe des Nachmittags langte das Schreiben in Laufen an. Als es im Rate von Laufen gelesen wurde, war niemand, dem nicht die Augen naß wurden. Man war froh über die Zusage und treue Verheißung. Als der Bischof von dem Berichte Wind bekommen hatte, begehrte er zu wissen, was die Herren von

Basel geschrieben hätten, und verlangte die Auslieferung des Briefes. Der Rat gab aber keine Antwort. Als die Nacht angebrochen war, zeigte der Bischof an, daß er nicht länger warten könne, da er verreisen müsse. Er wolle aber sehen, was er in dieser Sache weiter tun werde. Aergerlich über diesen Ausgang verritt er nach Delsberg.

Was der Rat von Basel empfohlen hatte, es möchte, was der Bischof und seine Leute redeten, aufgezeichnet werden, war schon geschehen. Tobias Rupp hatte in der Kirche selbst das Wichtigste nachgeschrieben, indem er dem Priester Dr. Meyer unter den Augen gestanden und ihn schamrot gemacht hatte. Er schrieb noch am selben Tage an Dr. Ulrich Essig, Pfarrer zu St. Peter, seinen Vorgesetzten. Dasselbe tat auch Joh. Jak. Gugger, indem er dem Ratsherrn Melchior Hornlocher über die Ereignisse berichtete.[37]) Noch mehr. Rupp eilte, nachdem er gepredigt hatte, „gestracks" nach Basel. Er wurde bei Dr. Essig gesehen.[38]) Die Gemeinde versammelte sich, nachdem der Bischof weggeritten war, mit den Meyern von Zwingen, Röschenz, Blauen, Dittingen und Wahlen und beschloß, am folgenden Tage wieder zusammenzukommen, um einen Ausschuß von je einem Vertreter aus jeder Gemeinde zu wählen und durch ihn Basel um Hilfe, Rat, Schutz und Schirm zu bitten. Am folgenden Tage gingen die Boten nach Basel ab. Der Rat von Basel faßte ein Schreiben ab, welches die Gemeinde Laufen und die Dörfer der Vogtei Zwingen dem Bischof einreichen sollten. Am Dienstag, den 20. Februar, übergaben die Basler Gesandten das Schreiben. Sie blieben in Laufen über Nacht. Das Schreiben ging an den Bischof ab. Die Untertanen entschuldigten sich beim Bischof, daß sie nicht sofort eine Antwort hätten geben können, da es sich um eine so hochwichtige, das Seelenheil und Gewissen belangende Sache gehandelt hatte, die in einer so schnellen, zuvor ungekannten Eile nicht beantwortet werden konnte. Sie baten, daß der Bischof sie bei ihrer Religion lassen wolle,

wie er ihnen bei seinem Antritt versprochen habe, und daß er den Abgeordneten die Antwort geben möge.[39]) Der Bischof entließ die Boten, traf aber sofort seine Maßregeln. Da er voraussah, daß die Laufener nach Basel schreiben und Gesandte von Basel nach Laufen kommen würden, gab er dem Vogte von Delsberg, Marx Hug, Weisung, mit dem Vogt von Zwingen den Gesandten Basels gegenüber Autorität zu bewahren, sich zu setzen und die baslerischen Gesandten mit den Untertanen stehen zu lassen, alsdann sie zu fragen, was sie wollten, und wenn sie antworteten, daß sie von den Herren von Basel geschickt seien, ihnen mitzuteilen, daß sie abtreten sollten; wenn sie sich auf das Burgrecht beriefen, ihnen zu erklären, daß der Bischof dessen nicht geständig sei. Dem Vogt von Zwingen, Jakob Reutner, befahl er, die Laufener vor sich zu laden und ihnen im Namen des Bischofs zu eröffnen, daß der Fürst die Strafe für die Widersetzlichkeit der Gemeinde sich vorbehalte, daß sie den Brief mitteilen, den sie nach Basel gegeben, oder berichten, was sie mündlich zu verrichten befohlen hätten, und die Antwort Basels vorlegen sollten, daß sie nicht wieder in dieser Weise bei Basel Rat suchen und gegen die Priester, die den alten katholischen Glauben verrichten, nichts Tätliches vornehmen und die katholisch Gesinnten nicht schmähen noch abtrünnig machen dürften. Der Fürst gab weiterhin dem Vogte Auftrag, die beiden Prädikanten vor sich zu bescheiden und ihnen zu gebieten, daß sie sich in der Predigt „aller Bescheidenheit" verhalten, gegen die katholische Religion und die Priester nichts einführen, „sondern dem Text in Predigen nachkhummen sollten." Der Vogt erhielt auch Auftrag, den Untertanen, wenn sie sich auf das Burgrecht berufen sollten, mitzuteilen, daß der Bischof kein Burgrecht anerkenne; denn es seien eidgenössische Abschiede vorhanden, durch welche das Burgrecht kassiert sei.[40])

Die Erregung in Laufen wie in Basel war groß. Es ging in Basel die Rede, es sei an etliche Zünfte der Befehl

ergangen, sich mit Wehr und Harnisch zu rüsten, einige Räte seien nach Laufen und zum Bischof abgesandt worden mit dem Auftrag, den Altar aus der Kirche zu entfernen samt allem, was dabei sei, und wenn ein Priester Messe halten wolle, ihn gütlich abzuweisen. Aber auch aus Laufen kam die Kunde, daß die Untertanen heimlich sich rüsteten und sich weigerten, in Zukunft in die Kirche zu gehen, wenn man ihnen schon gebiete, daß auch die fünf Dörfer des Birsecker Amtes sich mit den Laufenern verbündet hätten, die katholische Religion nicht anzunehmen. Auch von den Bernern wurde behauptet, daß sie rüsteten. Der Bischof selbst erschien in Gefahr. Am Sonntag, so wurde berichtet, sei einer in Laufen in der Kirche mit einer Büchse gewesen, um den Bischof zu erschießen, und hätte sein Vorhaben ausgeführt, wenn der Prädikant ihm nicht abgewehrt hätte, und in Basel hätten fünf Männer geäußert, wenn sie wüßten, daß sie nicht gestraft würden, so wollten sie den Fürsten umbringen.[41])

Wie der Bischof vorausgesehen hatte, erschien — es war am 23. Februar — eine Gesandtschaft von Basel, nämlich der Bürgermeister Von Brunn und drei Ratsherren. Sie baten den Bischof, er möge doch die Untertanen bei ihrem Glauben lassen. Der Bischof ließ antworten, daß Laufen ihm angehöre und daß er das Burgrecht nicht anerkenne, daß er es nicht für nötig halte, sein Vorgehen noch einmal zu begründen. Dagegen verlangte er von den Gesandten eine Abschrift des Burgrechts, da er eine solche in seiner Kanzlei nicht gefunden habe. Als die Basler erklärten, daß sie sich eines solchen Begehrens nicht versehen hätten, und um Stillstand baten, entgegnete der Bischof, es sei billig, daß das Burgrecht aufgelegt werde, damit es beiderseits besprochen werden könne. Wenn eine vidimierte Abschrift vorliege, wolle er Antwort geben. Um den Baslern seine „sundere lieb und fründschaft“ zu beweisen, erklärte er sich bereit, die Anrichtung der katholischen Religion in den fünf Dörfern des Birsecks noch eine Zeitlang einzustellen. Was Laufen belange, wo die

katholische Religion ins Werk gerichtet sei, und wo der Bischof niemanden zwinge, daneben auch der Prädikant zugelassen werde, möge sich der Rat zufrieden geben. Der Bürgermeister warf noch die Frage auf, ob man es machen werde wie in Arlesheim, wo man dem Prediger die Kirche zuschließe? Die Boten kehrten unverrichteter Dinge zurück.[42])

Auf den folgenden Sonntag wurde die Gemeinde Laufen mit samt den Untertanen in den Dörfern wieder „zu früher Tageszeit" in die Kirche gerufen. Der Vogt von Delsberg, Marx Hug, hatte Auftrag erhalten, sich nach Laufen zu verfügen.[42a]). Die Gemeinde zögerte, der Aufforderung der bischöflichen Beamten Folge zu leisten. Der Delsberger Vogt verfügte sich auf das Rathaus, stellte den Meyer zur Rede und gebot den Prädikanten, die auch dort waren, sich behutsam zu halten, sonst werde ihnen der Fürst den verdienten Lohn geben. Tapfer erklärte ihm Tobias Rupp: „Man werde die Wahrheit reden und sich vor keinem weltlichen Arme fürchten."

Die Gemeinde schickte sich an, in die Kirche hinauszugehen. Als sie vor dem Tore war, entstand plötzlich eine Panik. Es wurde der Ruf: Verräterei! laut. Viele kehrten lärmend um. Stimmen übertönten den Lärm, man solle die Tore schließen und zur Wehr greifen. Dem Ruf wurde Folge gegeben, die Geschütze auf den Türmen wurden auf die bischöflichen Gesandten gerichtet. Jakob Thembli von Dittingen schrie, man solle auf die Pfaffen los, er wollte auch einen Pfaffen erschossen haben, wenn er ihn gefunden hätte. Den Priestern, die mitgebracht worden waren, wurde darüber so bange, daß sie sich im Wirtshaus unter das Dach verkrochen. Tapferer verhielt sich der Landvogt, Hans Hügin. Er trat unter die Menge, die aus der Kirche zurückflutete, richtete die Forderungen des Bischofs aus und verlangte Antwort. Die Gemeinde erbat sich Bedenkzeit. Sie wurde bewilligt. Es trat wieder eine gewisse Beruhigung ein, so daß ein Priester

die Gelegenheit benützte, an die Leute eine Predigt zu halten und gleich darauf eine Messe zu lesen. Die Laufentaler wollten jedoch nicht zuhören.[43])

Johann Jakob Gugger berichtete noch am selben Tage seinem Schwager Wolfgang Sattler nach Basel. Am folgenden Tage kamen etwa dreihundert Laufentaler auf der Rennmatte zusammen. Hans Hügli, der Ammann von Zwingen, Conrad Scherrer und der Meyer von Laufen, Bartli Frey, waren die Wortführer.[44]) Die Stimmung war eine ungeteilte, die Haltung der Gemeinde zeigte jene Entschlossenheit, gegen welche nicht so leicht aufzukommen ist. Die Bürger verbanden sich, „vom Glauben nicht zu weichen und eher Gut und Blut daran zu hängen". Man wollte aber der Sache sicher sein. Es wurde darum erkannt: „Wer zu der Meß gon well, der soll nebendt sich ston." Keiner meldete sich. Bartli Frey, der Statthalter, wurde über die Ablieferung der Kirchenschlüssel zur Rede gestellt. Er gab die Erklärung ab, er sei hinterlistet worden und habe nicht gemeint, daß die Absicht bestehe, die Messe einzuführen; er wolle wie die andern bei der Gemeinde leben und sterben. Man hielt es indessen für ratsam, noch einmal an den Bischof mit der Bitte zu gelangen, er möge sie bei ihrem Glauben lassen. Am 28. Februar ging das Schreiben an den Bischof ab. Die Untertanen antworteten zunächst auf die drei Forderungen des Bischofs. Sie betonten, daß bisher je und je gebräuchlich gewesen sei, in vorfallenden Nöten sich in Basel beraten zu lassen; sie meldeten, daß Basel ihnen geraten habe, den Bischof anzuhören und dann dem Bischof zu antworten, und baten, der Bischof möge, da sie mit Basel im Burgrecht stünden, sie bei solchem wohlhergebrachten Gebrauche gnädiglich verbleiben lassen. Sie versprachen, wie bisher die Priester und katholisch Gesinnten unangetastet zu lassen, und wünschten, daß, wenn einer oder mehrere das übersähen, nicht die ganze Gemeinde verantwortlich gemacht werde. Mit besonderm Nachdruck aber drangen sie in den Bischof, er möge die Messe

wieder abstellen und sie bei der evangelischen Lehre und Predigt gnädiglich bleiben lassen.[45])

Der Bischof wies den Vogt von Zwingen an, die Laufener auf den folgenden Sonntag, den 4. März, vormittags 8 Uhr zusammenzurufen und selber auch zu erscheinen. Dem Vogt von Delsberg gab er ebenfalls Auftrag, sich auf den genannten Tag nach Laufen zu verfügen und von der Gemeinde zu verlangen, den Burgrechtsvertrag im Original vorzulegen oder in Gegenwart des Vogts eine Abschrift herzustellen, damit der Fürst besser antworten könne, und wenn sie sich dazu nicht verstehen wollten, ihnen bei ihren Eiden zu gebieten.[46])

Als der Vogt von Delsberg am Sonntag Morgen in Laufen angekommen war, ließ er sofort den Rat des Städtchens, die Meyer der Dörfer und etliche Abgeordnete, etwa vierzig Männer, ins Rathaus kommen und legte ihnen den Befehl des Bischofs vor. Die Vertreter der Gemeinde wiesen das Ansinnen zurück. Sie verlangten Bedenkzeit. Das Begehren wurde abgeschlagen. Der Vogt redete ihnen zu, konnte sie aber nur zu dem Versprechen bringen, sich unterreden und nach dem Essen Antwort geben zu wollen. Der Vogt mußte sich ins Unvermeidliche fügen. Er verlangte vom Ammann von Zwingen den Schlüssel zur Kirche und forderte ihn auf, das erste Zeichen zur Messe geben zu lassen.

Unterdessen aber waren einige junge Leute zur Tat geschritten. Sie hatten die Kirche aufgebrochen, den Altar zerbrochen, „den ganzen Meßkram" aus der Kirche entfernt und auf den Kirchhof geworfen. Als Hans Hügli, des Ammanns Sohn, dem der Befehl zum Läuten gegeben worden war, vor das Tor auf die Brücke kam, saßen viele da. Er redete Claus Müller von Brislach an, er sollte ihm helfen läuten. Da brauste Conrad Scherrer von Zwingen auf und drohte mit einem großen Schwur: „Wenn er gehe, so wöll er ine über die Bruck in den Weiher geschneyen." Der Knecht des Junkers Römerstal begleitete Hügli. Als sie auf den Kirchhof

kamen, fanden sie alle Sachen zerbrochen. Sie kehrten um. Als sie gegen das Städtlein kamen, begegnete ihnen der Pfarrer von Delsberg, der die Messe lesen wollte. Sie erzählten ihm, was sie gesehen hatten. Als sie mit ihm auf den Kirchhof zurückkamen, standen acht junge Leute, unter ihnen des Amtmanns Sohn, vor der Türe und wehrten dem Pfarrer den Eintritt: „Die Kirchen wer ir." Sie kehrten ins Rathaus zurück. Der Vogt von Delsberg beklagte sich gewaltig beim Rat. Allein dieser erklärte, daß er von allem dem nichts wisse. Der Prädikant Gugger verließ das Rathaus, ging in der Stadt auf und ab, stellte die Jungen, brachte sie zusammen und redete ihnen zu. Der Vogt von Delsberg forderte den Rat bei den Eiden auf, mit ihm in die Kirche zu kommen, um zu sehen, wie man in der Kirche hausgehalten habe. Als der Vogt vom Rathaus herabkam, berichtete ihm der Herr Propst, die Stadttürme seien mit Leuten und Geschütz versehen; es werde gefährlich sein, ohne Sicherung hinauszugehen. Der Vogt redete die ganze Menge an, die unter dem Tor und vor dem Rathause stand: Es sei ihnen noch wohl bewußt, wie sie am vergangenen Sonntag gegen die bischöflichen Gesandten zur Wehr gegriffen und die Geschütze auf sie gerichtet hätten; wenn sie noch dieselbe Gesinnung hätten, so sollten sie sich erklären. Die Menge verlangte durch die Amtleute einen „Verdank". Nach einiger Zeit sagten sie den Gesandten Sicherheit zu. Die Gesandten begaben sich in die Kirche. Sie fanden die Nebentür erbrochen, die beiden Kerzen zerstückelt, das gemalte Tuch in kleine Stücke, desgleichen die alten Tücher der Länge nach etwa vier oder fünf Finger breit in kleine Streifen zerrissen auf dem Kirchhof. Der Vogt war entrüstet und erklärte den Umstehenden, der Bischof werde diesen Frevel schwerlich ungestraft lassen. Die Messe konnte nicht gelesen werden, dagegen forderte der Vogt die Leute auf, zur katholischen Predigt zu kommen. Allein es kam niemand in die Kirche.

Als der Vogt in die Stadt zurückgekehrt war, rief er

die Meyer der Dörfer zu sich. Sie erklärten ihm, in Religionssachen wollten sie es mit Laufen halten, mit dem Kirchenfrevel hätten sie nichts zu schaffen, das sollten die von Laufen verantworten, das Burgrecht hätten sie seinerzeit mit Laufen angenommen und darum jährlich der Stadt Basel 6 ß bezahlt. Als der Vogt am Abend verreiten wollte, kam der Amtmeyer mit der Bitte, ihnen drei oder vier Tage Bedenkzeit zu geben, um den Burgrechtsbrief zu suchen. Er hatte die Absicht, Zeit zu gewinnen, um mit Basel zu verhandeln. Der Vogt schlug das Begehren ab.[47]) Der Rat sollte sich herbeilassen, das Burgrecht aus dem Original Wort für Wort abschreiben zu lassen und die Abschrift dem Bischof zuzuschicken. Ja der Bischof wünschte auch das Original einzusehen. Er versprach, es nach Einsicht der Gemeinde wieder zuzustellen; allein die Laufener weigerten sich, dem Verlangen des Bischofs zu entsprechen.[48])

Am folgenden Tage berichtete der Delsberger Vogt dem Bischof. Er schloß: „In Summa: alle sachen werden ie länger ie böser." An allem sei der Prädikant die vornehmste Ursache. Er sollizitiere die Untertanen ohne Unterlaß. Der Junker rede ihm nichts dawider, sondern entschuldige ihn.[49]) Der Bischof sah ein, daß er nicht so leicht und rasch zum Ziele komme, wie es in Pruntrut geschehen war, weil die Vorbedingung fehlte, daß er neben dem geistlichen auch das weltliche Schwert in Händen habe, daß, so lange Laufen mit Basel im Burgrecht stehe, alle weiteren Bemühungen erfolglos seien. Unter dem frischen Eindruck der ärgerlichen Vorfälle kam der Bischof zu dem raschen Entschluß, „die Handlung noch zur Zeit" einzustellen und sie vor gemeinen Eidgenossen erörtern zu lassen. Er forderte darum den Propst von Münster auf, den Priester Bernhart Pillonius von Maßmünster wieder heimwärts abzufertigen.[50])

Basel hatte von den Vorgängen sofort Kunde erhalten.

Man war über diese Wendung der Dinge etwas erschrocken. Der Rat empfahl den Laufenern, sich beim Bischof zu entschuldigen. Sie taten es, indem sie dem Fürsten versicherten, daß weder der Rat noch die Mitbürger die Täter kennen. In Bezug auf das Burgrecht schlugen sie dem Bischof das Recht vor.[51]) Der Bischof antwortete, daß er sich die Strafe vorbehalte, und verlangte bis zum folgenden Sonntag die Vorlage des Burgrechtsvertrages.[52]) Am 10. März 1582 erklärte die Gemeinde, nachdem sie von Basel in dieser Hinsicht Weisung erhalten hatten, daß sie keinen Vertrag vorlegen könne, aber tatsächlich mit Basel im Burgrecht stehe, auch nicht wisse, ob Basel etwas Schriftliches in Händen habe.[53])

3. Die schiedsgerichtlichen Verhandlungen und der Vertrag von Baden.

In Basel hatte über den zunehmenden Schwierigkeiten die Meinung sich gezeigt, den ganzen Handel mit Waffengewalt zur Entscheidung zu bringen. Der Rat hielt zurück, forderte jedoch Dr. Basilius Amerbach auf, ein Gutachten über die Sache einzureichen. Amerbach war nun entschieden der Meinung, daß alles versucht werden müsse, um einen Waffengang zu vermeiden. Die Sache vor das Kammergericht zu ziehen, riet er entschieden ab. Dagegen empfahl er dem Rate, fest zu dem Burgrecht mit Laufen und den Dörfern des Birsecks zu stehen und die Kollaturrechte in Laufen nicht aus der Hand zu geben. Sollte es notwendig werden, den Handel vor die Eidgenossen zu bringen, dann schlug er den Versuch einer gütlichen Vermittung vor unter der Bedingung, daß mittlerweile alles im bisherigen Stande verbleibe. In Bezug auf die reformierten Untertanen empfahl er, sie aufzufordern, daß sie sich ruhig verhielten und keinerlei Anlaß zu berechtigter Klage geben möchten. Das Gutachten wurde am selben Tage verfaßt, wo Basel die

Nachricht von dem gewalttätigen Vorgehen der Laufener in der Kirche erhielt.[54]) Der Rat Amerbachs wurde befolgt. Basel entschuldigte Laufen, indem es erklärte, daß die Bilder und Kirchzierden nicht von Laufenern, sondern von unruhigen friedhässigen Leuten aus andern Orten zerstört worden seien, forderte den Bischof noch einmal auf, nichts gegen die reformierten Untertanen vorzunehmen und stellte, sofern der Fürst sich dazu nicht bequeme, in Aussicht, daß es auf Grund des Vertrages mit Bischof Melchior im Jahre 1559 dem Bischof das Recht anbieten werde.[55]) Der Bischof erwiderte, er hoffe, daß durch freundliche Mittel ein Vergleich zustande komme, aber daß er, wenn dies nicht möglich sei, vor einem „Rechtsbot" nicht zurückschrecke.[56]) Er hatte die Absicht gehabt, die Angelegenheit vor die verbündeten katholischen Orte zu bringen und bereits dem Vogt von Delsberg, Marx Hug, am 8. März seine Instruktionen erteilt. Er mußte nun nachträglich seinem Gesandten noch von dem angedrohten Rechtsvorschlag Kenntnis geben und ihn bitten, die Bundesgenossen um Rat zu ersuchen. Der Bischof machte geltend, daß die von Basel sich auf den Vertrag mit Bischof Melchior vom Jahre 1559 beriefen, der auf 25 Jahre abgeschlossen sei und jetzt noch zwei Jahre in Kraft stehe, und nach Artikel 7 das Recht vorschlügen. Es wäre aber hochbeschwerlich, wenn Basel und der Bischof je zwei Vertrauensleute ernennten, während der Obmann von Straßburg, Colmar oder Schlettstadt gewählt würde; denn in diesem Falle wäre der Obmann lutherisch und, da die vier Schiedsleute sich nicht einigen könnten, würde der Obmann die Entscheidung treffen.[57])

Am 11. März versammelten sich die katholischen Orte zur Tagsatzung in Baden. Marx Hug erzählte von den bisherigen Maßnahmen des Bischofs, von dem Widerstande Basels, das sich auf das Burgrecht berufe, während der Bischof es als rechtsungültig betrachte, da es ohne Zustimmung des Bischofs und des Domkapitels erfolgt und

durch einen eidgenössischen Abschied vom Jahre 1526 abgetan sei. Er hob hervor, daß Basel schon dreimal seit der Einführung der Messe seine Gesandtschaft in Laufen gehabt habe, und bat die Eidgenossen um Hilfe. Er redete auf Geheiß des Bischofs, der vermutete, daß er bei den Zürchern von Basel verschrieen sei, auch mit dem Zürcher Bürgermeister. Die katholischen Gesandten drückten ihr Bedauern über den Streit, von dem sie mit Schmerzen und Trauern gehört hätten, und ihre Verwunderung aus, daß Basel die Untertanen des Bischofs zur Rebellion aufhetze. Sie nahmen die Angelegenheit zur Berichterstattung nach Hause.[58]) Auch Basel brachte die Sache bei den evangelischen Orten zur Sprache. Zürich gab den Basler Gesandten von dem Wunsche des Bischofs Kenntnis, in freundliche Unterhandlungen einzutreten.

Basel gab seine Zustimmung. Am 19. März erklärten sich die evangelischen Orte dem Bischof gegenüber zur Vermittlung bereit und machten den Vorschlag, daß sie und der Bischof je drei Schiedsrichter bezeichneten.[59]) Blarer stellte die Antwort aus, da er zuerst mit dem Domkapitel und nachher mit den katholischen Orten sich über die Angelegenheit verständigen wollte.[60]) Das Domkapitel stellte die Sache dem Bischof anheim, erklärte sich indessen bereit, dem Fürsten mit Rat zu Hilfe zu kommen.[61]) Den sieben Orten eröffnete der Bischof am 9. April seine schweren Bedenken. Die Intervention der drei evangelischen Orte erschien ihm hochbedenklich, ja untunlich. Er glaubte das Anerbieten nur unter der Bedingung annehmen zu können, daß die sieben Orte auch drei Abgeordnete schickten, daß also die Verhandlungen vor den Eidgenossen geführt würden, nicht aber, wie Basel nach dem Vertrage von 1559 vorgeschlagen habe, vor etlichen Schiedsrichtern.[62]) Am 2. Mai versammelten sich die katholischen Orte in Luzern. Der Bischof mußte seine Bedingung fallen lassen. Nach dem Vertrage einigte man sich, daß der Bischof die Vermittlung annehme, so daß er und die drei evangelischen Städte je drei Schiedsrichter ernennten. Die sieben Orte

kamen aber dem Bischof insofern entgegen, als sie den Zusatz hinzufügten, daß dieses alles dem Bischof an seinen Freiheiten unschädlich sein solle.[63]) Am 5. Mai erklärte der Bischof den drei Orten die Annahme der Vermittlung. Er konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß nicht Basel, sondern er sich zu beklagen habe. Damit man aber sehe, daß es ihm um den Frieden zu tun sei, gehe er auf den Vorschlag der drei Städte ein.[64])

Basel machte den Laufenern davon Mitteilung, daß der Bischof die Sache vor die katholischen Orte gebracht habe. „Es stiende jetzt vff dem knopf vnd hieße, Vogel friß oder stirb. Die Sachen wurden vßgemacht werden"; sie sollten sich erklären, ob sie bei ihrer Religion verbleiben und ob sie standhaft sein wollten, so wollten sie ihnen halten, was sie ihnen verheißen hätten, „vnd es müsse ehr kein Stein vff dem andern bleiben". So hatte der Volksmund die vorsichtigere diplomatische Ausdrucksweise in seine Sprache übersetzt.[65]) Jedenfalls hatte der Bischof nicht den Willen, Gewonnenes wieder aufzugeben. Er nahm Dr. Meyer als Pfarrer von Laufen in Aussicht und belohnte ihn für seine guten Dienste bei der Einführung der katholischen Religion in den Aemtern Birseck, Pfeffingen und Laufen mit dem Kanonikat, das durch den Rücktritt des Freiherrn Hans von Bollweiler frei geworden war.

Die Nachricht Basels diente jedenfalls nicht zur Beruhigung der Gemüter. Das Mißtrauen gegen die Solothurner, die früher auf eigene Rechnung, seit dem Bündnis mit dem Bischof aber im Interesse des Bischofs bemüht waren, Basel seine ihm durch Burgrecht angehörigen Gebiete abzunehmen, hatte bereits neue Nahrung gefunden. Die Untertanen des Bischofs hatten einen Ueberfall von seiten Solothurns gefürchtet. Sie hatten an Basel die Bitte gerichtet, ihn zu verhüten. Der Rat von Basel war bei Solothurn vorstellig geworden. Er hatte sich auf den Vertrag vom Jahre 1532 berufen, der den Untertanen Religionsfreiheit zusicherte, und

sich darüber beschwert, daß der Bischof sie jetzt mit Gewalt zur Religionsänderung zwingen wolle. Er hatte Solothurn zu bedenken gegeben, daß, wenn der Bischof ein Kriegsvolk aufbiete, nicht allein die Bürger zu Laufen und andere baslerische Untertanen, sondern auch Solothurn als anstoßende Nachbarn Gefahr zu erwarten hätten, und die freundliche Bitte ausgesprochen, Solothurn möge, um „dem allem vor zu sein, vielerlei Reden, so durch den gemeinen Pöbel ausgegossen werden, zu verhüten, und uns in dem seligen Frieden ferners wie bisher geschehen, durch Gottes Gnade zu erhalten", dafür sorgen, daß der Bischof sein Vorhaben aufgebe und das Land in Frieden und Ruhe erhalten werde. Solothurn hatte Basel nahe gelegt, die Angelegenheit vor die nächste Tagsatzung in Baden zu bringen.[66])

Allein auch die Annahme des Schiedsgerichts durch den Bischof hatte die Beruhigung noch keineswegs gebracht. Es trafen Warnungen in Basel ein, es werde dahin gearbeitet, Uneinigkeit unter den Eidgenossen zu stiften und Basel zu überfallen. Zu seiner Sicherheit und um den Bischof merken zu lassen, daß man auf der Hut sei, veranstaltete Basel zu Stadt und Land einen Auszug. Am 21. Mai hielten die Basler eine allgemeine Musterung auf den Zünften, zogen mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen auf die Schützenmatte und hielten daselbst ein Probeschießen.[67])

Nachdem Zürich den Empfang des Schreibens bestätigt hatte, durch welches der Bischof das Schiedsgericht angenommen hatte, hatte Blarer Vertreter des Domkapitels zu einer mündlichen Besprechung nach Pruntrut eingeladen. Am 5. Juni berichtete er, es sei nicht nötig, daß sie nach Pruntrut kämen. Unterdessen waren die ersten Schritte zur Bestellung des Schiedsgerichtes getan.[68])

Am 26. Mai hatte Schultheiß Pfyffer dem Bischof die Namen der drei Schiedsleute bekannt gegeben, nämlich: Schultheiß Pfyffer von Luzern, Landammann Zum Brunnen von Uri und Schultheiß Heid von Freiburg. Kurz dar-

auf ersuchte Zürich den Bischof, die Schiedsleute zu nennen und Tag und Malstatt zu bestimmen. Nachdem die drei Männer die Annahme des Schiedsrichteramtes erklärt hatten, meldete Blarer am 18. Juni ihre Namen nach Zürich und bezeichnete Dornach als Malstatt. Die Festsetzung der Zeit überließ er den Zürchern.[68a])

Der Bischof hatte inzwischen die Zeit benützt, seine Archive genau zu durchforschen. Er ließ sich von der Absicht leiten, gründliche Arbeit zu tun. Schon eine erste Ueberschau stellte eine große Zahl verlorener Rechte fest; sie nannte den Bodenzins, die Wahl des Bürgermeisters und Zunftmeisters, die Ratsbesetzung, das Schultheißenamt — die Advocatie wurde aus Mangel an Beweisen fallen gelassen — die Herrschaften Waldenburg, Homburg, Liestal, die Landgrafschaft des Sisgaus, die Dörfer Binningen und Bottmingen und das Städtchen Laufen.[69]) Dem Bischof war klar, daß, da auch das Domkapitel dabei engagiert sei, zunächst mit ihm eine Verständigung zu erstreben sei. Vom 18. bis 21. Juni fanden zu diesem Zwecke in Delsberg Verhandlungen mit dem Domkapitel statt. Der Bischof konnte zur Eröffnung der Verhandlungen die erfreuliche Mitteilung machen, daß die verlorenen Dokumente, welche im Schwabenkriege nach Colmar geführt worden seien, und die übrigen Briefe, in der Kanzlei wiedergefunden worden seien.

So groß nun auch die Freude des Bischofs über die Entdeckungen war, die Kapitularen waren nicht sonderlich begeistert und gaben es auch dem Bischof unverholen zu verstehen. Der Fürst redete ihnen ins Gewissen. Sie sollten bedenken, daß der Untertanen „seelenheil haran periclitiert werde, so von ihnen von Got ersucht werden solle". Sie sollten doch verhüten, daß nicht ein Schisma angerichtet werde wie in Konstanz. Er beruhigte sie auch, daß die Rechte des Bischofs und des Domkapitels nicht angetastet würden. Bis zum 21. Juni wurde über die Gefälle des Domkapitels verhandelt.[70])

Basel schien die Schiedsgerichtsverhandlung auf die lange Bank schieben zu wollen. Der Bischof drängte und sprach Schultheiß Pfyffer den Wunsch aus, es möchte die Frage den übrigen Orten auch vorgelegt werden. Schultheiß Pfyffer warnte davor in der Meinung, daß man auch ohne sie fertig werde. Dagegen war er allerdings der Ansicht, daß man einen andern Rat fassen müsse, wenn Basel nicht bald einmal seine Schiedsleute ernenne. Außerdem wollte er wissen, wie es mit dem Burgrechtsvertrage stehe.[71]) Der Bischof forderte nun den Vogt von Delsberg auf, an der Tagsatzung in Solothurn Nachfrage zu halten, ob Basel seine Vertreter ernannt habe, wenn nicht, so sollte er bei Zürich darauf dringen, daß es geschehe, wenn es geschehen sei, sollte er Schultheiß Pfyffer veranlassen, den Tag nach Dornach anzusetzen.[72]) Am 27. August meldete Zürich dem Bischof die Wahl der Basler Schiedsleute, nämlich Johann Keller von Zürich, Beat Ludwig von Mülinen, Schultheiß von Bern, und Johann Konrad Meyer, Bürgermeister von Schaffhausen.[73]) Der Bischof gab seine Zustimmung. Dagegen wünschte er nun, daß der Tag nicht in Dornach, wo die Pestilenz eingebrochen sei, sondern an einem andern Orte stattfinde, „do guther gesunder lufft" sei. Er schlug Baden vor. Die Pest war indessen nur Vorwand. Es war dem Bischof nicht gelegen, daß die Tagung in der Nähe seiner erregten Untertanen stattfinde.[74])

Mehr als ein Jahr dauerte es, bis man sich auf einen Tag einigen konnte. Als endlich die Einladung erging, meldete von Mülinen, daß er wegen „Augen Blödigkeit" nicht erscheinen könne. Er wurde durch Hans von Wattenwil ersetzt.[75])

Basel hatte es mit der Tagsatzung nicht so eilig gehabt. Es wartete ruhig zu. Es wollte offenbar dadurch verhüten, daß der Bischof seine Forderungen zu hoch stelle, wie etwa ein Käufer, der zu verstehen gibt, daß ihm an der Ware nicht viel liege, um nicht durch seine zur Schau getragene Kauf-

luft den Verkäufer zu veranlassen, den Preis in die Höhe zu treiben. Das war offenbar auch der Sinn der Worte, welche ein Basler im Bade von Plumersheim gegen den Bischof hatte fallen lassen: „So wir achten der lender nit mer so hoch vnd man gibt oder wirt nit mer souil vmb si geben als man thon hat. Man kan sich ouch allein beraten."[76]) Um so verdrießlicher war es für den Bischof, daß die Angelegenheit nicht vom Flecke kam. Sollte er nicht mit Gewalt etwas nachhelfen? Wir wissen nicht, wie weit solche Gedanken sich regten. Tatsache ist indessen, daß die Laufener wieder einen Ueberfall der Solothurner fürchteten. Das Wort des Vogtes von Gilgenberg, das herumgeboten wurde, der Bischof habe die Laufener den Solothurnern übergeben, sie müßten ihnen leibeigen werden, oder ähnliche Aeußerungen von Solothurnern regten die Leute auf.[77])

Am 27. November 1583 hielten die Laufener nach jährlichem Brauch auf dem Rathause die Nachtmahlzeit. Bei diesem Anlasse ging es in der Regel hoch her, jedermann war bezecht. Die Solothurner wollten diese Gelegenheit benützen. In den drei Aemtern Dornach, Thierstein und Gilgenberg wurden die Leute aufgeboten. In der Nacht erhielt Laufen Warnung. Ein fremder Bote, „so rot und weiß angehabt", ging an Laufen vorüber und schrie, man solle sich rüsten und zur Wehr machen, denn die Solothurner kämen und wollten das Städtlein einnehmen.[78]) Der Amtmeyer in Zwingen ließ durch zwei Mann dem Ratsherrn Cuni Schnider nach Laufen berichten, sie sollten Sorge haben, das Spiel sei auf sie gerichtet. Dieser machte sofort Mitteilung an den Rat. Die Vorsteher der Gemeinde saßen noch beisammen, waren aber „gar wohl bezecht". Da schrie Bartli Frey, sie sollten zu der Wehr greifen. Es wurde mit den Glocken in der Kapelle gestürmt. Das Volk lief zusammen. Der Meyer wollte drei Schüsse abgeben; aber Tobias Rupp wehrte ihm mächtig, so daß es unterblieb.[79]) Als dann drei Bürger zum Amtmeyer nach Zwingen hinaus geschickt wurden, um ge-

naueren Bescheid zu erhalten, erklärte dieser, es sei nicht seine Meinung gewesen, daß sie einen solchen Lärmen machten, sondern nur, daß man gute Wacht halte. Während die Leute noch unterwegs waren, kam aus Grindel und Bärschwil neue Warnung, die Bauern seien alle auf, man erwarte aus dem Gebirge noch mehr Volk. Die Bürger fingen an, sich zu rüsten und zur Wehr zu setzen. Vierundzwanzig Doppelhacken wurden geladen. Steine wurden auf die Mauer getragen. Die Stimmung gegen die Solothurner war eine entschlossene: „Wenn sie kommen, so wollten sie ihnen nit ein Haar glassen haben." Man blieb an den Toren bis es Tag wurde.

Am folgenden Tage kamen aus dem Solothurnerbiet allerlei beruhigende Reden. Man sei wohl aufgewesen, aber man habe nur etliche Täufer fangen wollen. Andere behaupteten, es sei bloß auf einige Mordbrenner abgesehen gewesen, andere leugneten überhaupt ab, daß etwas vorgegangen sei. Jedenfalls war der kleine Aufruhr ein Zeichen dafür, daß Laufen unruhig geworden war und allerlei befürchtete.

Am 17. Dezember 1583 traten endlich die Schiedsleute in Baden zusammen. Basel eröffnete die Verhandlung mit der Klage gegen den Bischof. Trotz Zusicherungen habe der Bischof erst in Arlesheim, dann in Pfeffingen und Laufen die Religionsänderung vorgenommen, in Arlesheim dem Prädikanten die Stunde verändert, in Laufen mit Gewalt gedroht. Es begehrte, der Bischof möge angewiesen werden, sein Versprechen zu halten. Man verlangte nun von Basel das Burgrecht im Original oder in Abschrift. Allein die Abgeordneten erklärten, es nicht bei sich zu haben. Die bischöfliche Abschrift anerkannten sie nicht. Am folgenden Tage wurde die Klagschrift des Bischofs verlesen. Er verteidigte zunächst sein bisheriges Verhalten gegenüber Laufen. Er habe nichts vorgenommen, als was er Pflicht und Gewissens halber gegen Gott schuldig sei. Er verlangte, daß das Burgrecht, das ohne Wissen und Willen der regierenden Herren

angenommen worden sei, von den Schiedleuten aufgehoben werde. Dann aber stellte der Bischof seine Gegenforderungen. Er verlangte die Lösung der Landgrafschaft des Sisgaus, der Aemter Waldenburg, Homburg, Liestal und Füllinsdorf, den Bodenzins, die Dörfer Binningen und Bottmingen und Erneuerung der Landveste. Ihre fürstliche Gnaden verlangten, „das sy zu ihrer vhralten ohngezweiffelt gewohnlichen Residentz, Haupt, vnd Mutter Kirchen wider zugelassen, alda ihr vhralte catholische Religion der ersten Stifftung gemäß von meniglich vngeirrt veben vnd gebrauchen mögen", daß auch der Kirchenschatz, allerlei köstliche Ornate samt den Häusern in der Stadt zurückgegeben und schließlich die Späne zwischen Münchenstein, Reinach und Arlesheim beigelegt würden. Es war klar, des Bischofs Trachten ging aufs Ganze. Darauf hatte sich Basel nicht vorgesehen. Seine Gesandten verlangten darum eine Verschiebung der Verhandlungen. Der Bischof ritt in die Herberge. Er mußte wieder geholt werden. Man einigte auf Vorschlag Basels sich wenigstens über die künftige Malstatt und bestimmte Dornach.[80]) Der Ort wurde nachträglich wieder fallen gelassen, weil die Satzherren die Befürchtung ausgesprochen hatten, Dornach sei ein offener Platz, es könnte von allen Seiten viel Volk kommen und dann „unter dem Trunk" Unruhen entstehen.[81]) Die zweite Verhandlung fand am 8. März 1584 in Baden statt.[82]) Erst am 2. Dezember 1584 traten die Abgeordneten zur dritten Tagleistung zusammen.[83]) Basel beschwerte sich, daß in der Religionsfrage noch kein Entscheid getroffen sei. Der Bischof aber erklärte, erst dann darauf eintreten zu wollen, wenn die Burgrechtsfrage und die übrigen sechs Punkte erledigt seien. Die Satzherren entschieden, Basel habe erst auf die Klagen des Bischofs, dann der Bischof auf die Klagen Basels zu antworten. Auf das Ganze der Verhandlungen einzutreten, ist hier nicht der Ort. Dagegen ist der Abschnitt zu verfolgen, welcher die Religionsfrage betraf. Der Bischof führte in einem schriftlichen Bericht aus, daß er kein „zulässiges

Burgrecht" mit Laufen und den 5 Dörfern des Birsecks anerkenne. Es sei wohl ein solches zur Verhütung der Zerschrenzung des Bistums aufgestellt worden; Basel sei aber niemals Herr gewesen, darum hätte es auch nicht heimlich Untertanen „abpratticieren" dürfen. Eine Verjährung komme nicht in Betracht, da das Burgrecht unrechtmäßig und schon von Christoph von Utenheim, ebenso von Philipp von Gundelsheim und Melchior von Lichtenfels wiederfochten worden sei. Auch er selbst, Blarer, habe nicht darein eingewilligt. Was nun die Religion betreffe, so habe der Bischof Philipp allerdings am 12. Juni 1532 mit Laufen einen Vertrag abgeschlossen, allein der Stadt Basel nichts eingeräumt. Ein Bischof könne nicht über seinen Tod hinaus die Untertanen in Religionssachen binden. Bischof Melchior habe in seinem Vertrage vom Jahre 1559 die Laufener keineswegs vertröstet, sie bei ihrer Religion zu lassen.

Basel machte in seiner Erwiderung geltend, daß Bischof Philipp den Laufenern zugesichert habe, sie beim evangelischen Glauben zu lassen. Der Religionsfriede von Augsburg vom Jahre 1555 habe diese Zusicherung so wenig aufgehoben als andere. Auch Blarer habe die Zusicherung wiederholt. „Die wort diser Bestetigung sind heiter." Noch einmal erhielt der Bischof das Wort zu seinem Gegenbericht. Nachdem alle Schriften verlesen worden waren, verlangten die Gesandten Basels Verschiebung der Verhandlung, da sie erst noch die eingelegten Stücke ihrer Regierung hinterbringen müßten.

Der Bischof stand unter dem Eindruck, daß Basel sich gegen ihn in Güte nähern wolle. Er wollte aber in jeder Hinsicht gerüstet sein. Er mußte der Zustimmung des Domkapitels sich versichert halten können. Darum schickte er dem Domkapitel eine Abschrift der bisherigen Verhandlungen zu und empfahl ihm, die Sache sich „besten ernsts" angelegen sein zu lassen und zu einer Besprechung nach Pruntrut zu kommen, damit, wenn sie in Gütlichkeit nicht erledigt werden

könne, sie vor den Eidgenossen mit Recht ausgetragen werde.[84]) Das Domkapitel sagte sein Erscheinen zu.[85])

Am 17. Februar 1585 fand die vierte Tagleistung in Baden statt. In bezug auf die Landgrafschaft, die Aemter Liestal, Homburg mit Waldenburg usw. wurden die Satzherren einig, daß eine Umwandlung der Pfandschaft in einen Kauf stattfinden solle. Beim Burgrecht mit Laufen und den Dörfern gingen die Meinungen auseinander. Die Vertreter Basels waren der Ansicht, es sollte in bezug auf die Religion beim bisherigen Stande belassen werden. Wenn Basel mit dem Bischof in Feindschaft gerate, sollten die Untertanen des Eides gegen die Stadt entlassen werden, sonst aber Basel zuziehen, wenn es im Kriege stehe. Die Satzherren des Bischofs dagegen urteilten, das Burgrecht sei ohne Wissen des Bischofs und Domkapitels erfolgt, „vnd so denn J. f. Gn. selbs deß anerbietens vnd gemuets, niemanden von syner Religion zetringen zuzwängen noch ze nöttigen, sonnders diese ire vnderthanen by dem Rechte vnd Religion friden ze lassen", so solle das Burgrecht aufgehoben werden.

Die Sache hatte sich anfänglich für Basel schlimm angelassen, als der Bischof die Rückgabe der Pfandschaften verlangt hatte. Allein nun war ein Ort der Eidgenossenschaft — leider wird nicht gesagt, welcher — der Stadt zu Hilfe gekommen. Er hatte seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß Basel schwerlich in die Lösung der Pfandschaften einwilligen werde, daß also dadurch die Stift in große Unruhe geraten und nichts anderes als Blutvergießen erfolgen möchte. Selbst wenn Basel seine Einwilligung gäbe, so würden doch die Untertanen, die sich selbst nicht anders wissen, „denn daß sie geborne Basler seien", solches nicht tun, und könnten leicht in diesen Zeiten, „die also gefährlich als khein man erlebt, einen Anhang machen". Ferner sei hoch zu bedenken, daß es den Eidgenossen schwer fallen würde, solche Länder und Leute aus ihren Händen geben zu lassen. Die Vertreter des genannten Ortes hatten auch erklärt, daß es

ihnen für ihre Person schwer fallen würde, ohne Vorwissen der übrigen zwölf Orte in diese Lösung zu willigen; sie würden den Entscheid den 13 Orten vorlegen.

Der Bischof und das Domkapitel hatten darauf zunächst erklärt, daß es ihnen unmöglich und unverantwortlich sei, sich in eine Disputation einzulassen, und einfach verlangt, daß Basel angehalten werde, sich gemäß den Briefen zu verhalten. Was die Unruhe und das Blutvergießen betreffe, so teile er, der Bischof, die Befürchtung nicht, da ihm die Ablösung Delsbergs und des Münstertals, die auch der Stadt Basel versetzt waren, beweise, daß alles in Ruhe vor sich gehen könne. Wenn aber Unruhen entstehen sollten, so hätte die Eidgenossenschaft dafür zu sorgen, daß alles ohne Blutvergießen und Gefahr abgehe. Diese Erklärung, die durch ihre Entschlossenheit hätte verblüffen sollen, war aber nicht mehr als ein letzter Versuch gewesen, das Ganze zu gewinnen. Der Bischof war im Grunde überzeugt, oder hatte sich davon überzeugen lassen müssen, daß Basel sich für seinen bisherigen Besitz, wenn's sein müßte, mit den Waffen wehren werde, wie er auch später immer damit sich verteidigte, daß er nur durch Nachgeben Blutvergießen habe verhindern können.[86])

Der Bischof hatte nachgeben müssen. Er hatte sich übrigens mit diesem Gedanken bereits vorher vertraut gemacht. Er hatte sich schon an Johannes Vilonius, einen Kanoniker von Vercelli, gewendet und ihn um Rat gebeten.[87]) Der Priester gab in Verbindung mit Dr. Holzapfel sein Gutachten dahin ab, daß die Entfremdung von Kirchengütern, wie sie in der Aufgabe der Ansprüche bedingt sei, als Ausnahme wohl zuläßig sei, daß aber geraten sei, den Papst um seinen Consens anzugehen.[88]) Das Domkapitel war geteilter Meinung. Die einen gaben ihre Zustimmung. Die andern unter Führung des Dr. Jodocus Lorichius machten dem Bischof den Vorwurf, daß er die Interessen der Stift nicht wahre, und wandten sich an das Domkapitel von Kon-

stanz um Rat. Die Verhandlungen kamen endlich zu einem Abschlusse am 10. April 1585.

Basel verpflichtete sich, dem Bischof für seine Ansprüche 200 000 fl., dem Domkapitel 50 000 fl. zu bezahlen. Die Burgrechtsklage, welche den Ausgangspunkt der Verhandlungen gebildet hatte, wurde in einem besondern Vertrage geregelt.

„Umb die burgrecht mit den unterthonen im Freyenberg unnd etlichen dorffern Telsperger thals, deßgleichen mit Lauffen, Wallen, Liechsperg unnd Röschentz, auch Therweiler, Ettingen, Oberweiler, Almschweiler unnd Reinach ist die erleuterung dahin, das ein statt Basel gedachte unterthonen für ire burger gleichwol halten, auch also heißen unnd nennen mögen. Jedoch sollen gemelte burgrecht ir f. gn., dero nachkommen unnd stift an allen iren oberkeiten freiheiten herrligkeiten, recht unnd gerechtigkeiten, nutzungen nießungen gefallen zinsen zehenden unnd anderm einkommen, auch aller gehorsame, nützis außgenommen, unschedlich unnd hierdurch denen von Basel im wenigisten, wie dann das nammen haben möcht, eingeraumpt, auch einiche gerechtigkeit nit geben, sonders hiemit austruckenlich auferlegt unnd verbotten sein, wider ir f. g., dero stift bemelten unterthonen sampt noch sonders weder mit raht noch that, schutz noch schirm, in was weg das were, beiständig noch beholffen sein; dann vilgedachte unterthonen ir f. g. unnd dero nachkommen aller maß, als wenn das burgrecht khein nammen hette, allein unterworffen gehorsam und gewertig sein. — Entgegen so haben ir f. g. auf der herren sätzen unterhandlung die unterthonen, so sie in den burgrechten begriffen, bei deß reichs religions frieden unnd evangelischer religion verbleiben ze lassen unnd davon niemandts weder ze notigen noch zu trengen bewilliget, wollend aber ir auch hingegen die catholische religion anzurichten vorbehalten unnd denjenigen, so gnad unnd anmutung darzu haben oder gewinnen werden, zu besuchen frei gelassen haben. Unnd soll khein theil den

andern seines kilchgangs unnd religion halber trutzen oder beleidigen, sonders friedlichen mit einandern leben unnd ie einer den andern bleiben lassen. Der kilchen halber in dem stettlin Lauffen wöllend ir f. g. den herren sätzen zu ehren bewilliget haben, das sie die capel im stettlin zu irer religion mögen brauchen, wiewol es ir f. g. beschwerlich sein, sonder vermeint hett, sie solten alle in ein kilchen gahn und die catholische religion zum ersten unnd die ander hernach verricht unnd geübt werden. Unnd seie ir f. g. zufrieden, in der pfarrkirchen die catholische religion aufzurichten, unnd ie ein theil den andern zufrieden lassen unnd nit irren bei straf, so ir f. g. darauf setzen werden. Unnd wo beide religionen in einer kirchen gebraucht unnd geübt werden, sollen die catholischen ze morgen sich befürdern, das sie sommerzeit umb achte unnd winterszeit umb die neünte stund ir religion volfüert, damit die evangelischen an irer religionsübung nit verhindert werdint."[89])

Es ist klar, Basel hatte, um in den Fragen, wo es sich für die Stadt um Sein oder Nichtsein handelte, zum Ziele zu kommen, die evangelischen Untertanen des Bischofs, die bisher mit ihm im Burgrecht gestanden hatten, geopfert. Immerhin hatte die Stadt auch so das Möglichste getan, um ihnen das Evangelium so lange wie möglich noch zu erhalten. Aber bei der Energie und Entschlossenheit eines Blarer war es allerdings eine ganz müßige Hoffnung, daß der Fürst nicht von seinem ihm nun durch Vertrag zugestandenen Rechte, die katholische Religion einzuführen, in vollem Umfange Gebrauch machen werde.

So schmerzlich es für Basel war, seine Verburgrechteten preisgeben zu müssen, es gehorchte dem Zwang der Verhältnisse, indem es Recht vor Gewalt stellte. Nicht minder schmerzlich aber war es für den Bischof, seine alten Ansprüche auf ewige Zeiten aufgeben zu müssen. Wie sehr auch er unter der Uebermacht der Verhältnisse gehandelt hatte, das wird erst recht sichtbar durch die Bemühungen des Fürsten,

sein Verhalten gegenüber allerlei Vorwürfen, die gegen ihn erhoben wurden, zu rechtfertigen und die Anerkennung des Vertrags durchzusetzen.

Auf die Einzelheiten ist hier nicht einzutreten. Es genüge festzustellen, daß das Domkapitel unter Führung des Professors Dr. Jodocus Lorichius in Freiburg den Bischof beim Papste verklagte, daß der Papst Sixtus V. an den Bischof einen scharfen Verweis erteilte, den katholischen Orten verbot, irgendwelche Schriften oder Urkunden den Baslern, dem Bischof oder dem Domkapitel ohne seine Bewilligung auszuliefern, daß der Nuntius in Luzern, der die Verhältnisse in der Schweiz und den Eifer und die Gewissenhaftigkeit Blarers besser kannte als die Leute in der römischen Kurie, mit Entschiedenheit für den angefochtenen Kirchenfürsten eintrat, daß schließlich der Papst seine Einwilligung zum Vertrage gab, freilich nur so, daß der Kardinal von Montalto dem Nuntius schreiben und dieser den Bescheid dem Bischof mitteilen mußte, und zwar „von mundt vundt nit in gschrifft" „vß sonderbaren vrsachen",[90]) und daß schließlich auch noch Jodocus Lorichius beim Bischof Abbitte dafür tat, daß er in der Sache gegen ihn geschrieben habe.[91]) Am 7. November 1587 erfolgte die Ratifikation des Vertrages von Baden, soweit es sich um das Verhältnis des Bischofs und Basels handelte. Das Domkapitel verharrte noch in seinem Widerstande. Es gab ihn erst im Jahre 1593 auf, nachdem die Universität Ingolstadt ihr Gutachten abgegeben und der Papst Clemens VIII. seine Zustimmung zum Vertrage erteilt hatte. (Schluß folgt.)

Anmerkungen.

St. A. = Staatsarchiv.

Ba. = St. A. Basel. Bischöfliches Archiv XXVI—XXXII. Die Aktenstücke sind chronologisch geordnet. XXVIII enthält das bischöfliche Protokoll über die Jahre 1581—1587.

Be. = St. A. Bern. Ehemaliges fürstbischöfliches Archiv CCXXXIV. Teilweise sind diese Akten von C. Schmidlin veröffentlicht in: Schweizerischer Geschichtskalender mit besonderer Berücksichtigung des Laufentals und seiner Nachbarschaft. Laufen 1897 und 1899.

Bu. = Jakob Burckhardt, Antistes: Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck des untern Bistums Basel am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

---

[1]) Ba. 1582 III. 10. Die Aemter Laufen und Zwingen an den Bischof. — [2]) St. A. Basel St. Peter JJJ 78. Kirchenrechnung 1577 —78. Ausgaben: Item vmb Hostien vnd Wein zu Haltung des Herrn Abendmahl vff Weinachten, Palmarum, hohen Donnerstag, Ostern vnd Pfingsten iii ℔ xvi β. — [3]) Das. 1581 T. 16. Heinrich Gaßmann an St. Petersstift in Basel. — [4]) Ba. 1576 XI. 4. Basel an den Bischof. — [4a]) Bu. S. 9. — Stadtarchiv Laufen Urk. 30. bei C. Schmidlin. Jak. Christ. Blarer. S. 123. — [5]) Ba. 1576 XI. 8. Der Bischof an Basel. Bu. S. 14. — Schmidlin a. a. O. S. 73. — [6]) Das. 1576 XI. 20. Der Bischof an das Domkapitel. — [7]) Das. 1576 XI. 20. Das Domkapitel an den Bischof. — [8]) Das. 1577 I. 5. Basel an den Bischof. — [9]) 1577 I. 10. Der Bischof an Basel Vgl. [6]). — [10]) 1577 II. 8. Der Bischof an Basel. — [11]) Das. 1577 III. 16. Basel an den Bischof. — [12]) Das. 1577 IV. 2. Der Bischof an Basel. — [13]) Be. 1577 V. 17. Der Bischof an den Vogt zu Zwingen. — [14]) St. A. Basel Bistum F 3 1579 II. 8. Laufen an Basel. — [15]) Vgl. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 114. Reformationsversuche in der Basler Bischofsstadt Pruntrut. S. 57 ff. — [16]) Be. 1580 VII. 13. Haug Gerwith, Vogt von Zwingen an den Bischof. — [17]) Bu. S. 72. — [18]) Ba. 1581 IV. 7. Vertrag zwischen dem Bischof und dem Domkapitel. — [19]) Be. 1576 I. 9. Der Bischof an den Vogt zu Zwingen. — [20]) Das. 1576 IV. 10. Der Vogt von Zwingen an den Bischof. — [21]) Ba. XXXII Nr. 396: Antwort des Bischofs auf die Klagpunkte Basels. [22]) St. A. Basel Kirchenakten A 9 493: 1578 IX. 10. Bürgermeister und Rat von Lindau an den Rat von Basel. — Das. S. 14: Tobias Riegg an die Herren und Väter von Basel (1578). — Das. A. 6 S. 84, 85. Schreiben der Basler Pfarrer und Lektores an den Rat von Basel (1578). — [23]) Wie [3]). — [24]) Ba. 1581 VIII. 9. Der Bischof an Basel. — [25]) Das. 1581 XI. 24. Das Domkapitel an den Bischof. — [26]) Das. 1581 XII. 14. Was die Gesandten der Stadt Basel beim Bischof angebracht. — [27]) Das. 1581 XII. 20. Basel an den Bischof. — [28]) Das. 1582 I. 3. Basel an den Bischof. — [29]) Das. 1582 I. 10. Der Bischof an Basel. — [30]) Das. 1582 I. 25. Basel an den Bischof. — [31]) Das. 1582 I. 29. Der Bischof an Basel. — [32]) Bu. S. 22 ff. — [33]) Be: 1582 II. 16. Der Bischof an die Kanzlei in Pruntrut. —

[34]) Bu. S. 24 f. — [35]) Be: 1582 III .5. Der Bischof an den Probst zu Münster-Grandval. — [36]) Bu. S. 30 korrigiert richtig „Sylvester" II. (Gerbert). — [37]) Bu: S. 24 ff. — [38]) Be. 1582 II. 22. Der Vogt auf Birseck an den Bischof. — [39]) Ba. 1582 II. 20. Laufen an den Bischof. — Vgl. St. A. Basel Bistum F 3 Laufen. Prima supplicatio. Secunda supplicatio. — [40]) Be. 1582 II. 21. Der Bischof an die Vögte von Zwingen und Delsberg, Jakob Reutner und Marx Hug. — Ba. 1582 II. 21. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — [41]) Be. 1582 II. 22. Der Vogt auf Birseck an den Bischof. — [42]) Ba. 1582 II. 23. Den Gesandten von Basel Anbringen, — [42a]) Ba. 1582 II. 21. Der Bischof an den Vogt von Delsberg. — [43]) Bu. S. 31 ff. — [44]) Be. Die Verhörprotokolle vom 6. August 1588 an. — [45]) Bu. S. 34 ff. — Ba. 1582 III. 2. Laufen an den Bischof. — [46]) Ba. 1582 III. 2. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. Der Bischof an den Vogt von Delsberg. — [47]) Ba. 1582 III. 5. Der Vogt von Delsberg an den Bischof. — Be. Die Verhörprotokolle vom 10. August 1888 und den folgenden Tagen. — [48]) Ba. 1582 III. 6. Die Aemter Zwingen und Laufen an den Bischof. — III. 7. Der Bischof an Meyer und Rat von Laufen. — [49]) Ba. 1582 III 5. Der Vogt von Delsberg an den Bischof. — [50]) Be. 1582 III. 5. Der Bischof an den Propst von Münster. — [51]) Ba. 1582 III. 6. Aemter Zwingen und Laufen an den Bischof. — [52]) Das. III. 7. Der Bischof an Meyer und Rat von Laufen. — [53]) Das. III, 10. Laufen und Zwingen an den Bischof. — [54]) Bu. S. 37 ff. — [55]) Ba. 1582 III. 8. Basel an den Bischof. — [56]) Das. III. 9. Der Bischof an Basel. — [57]) Das. 1582 III. 8. Instruktion Blarers an Marx Hug, Untervogt in Delsberg auf den Tag der sieben kath. Orte in Baden. — III. 9. Der Bischof an den Vogt von Delsberg. — [58]) Das. 1582 III. 11. Abschied der sieben Orte. — [59]) Das. 1582 III. 19. Zürich, Bern und Schaffhausen an den Bischof. — [60]) Das. III. 22. Der Bischof an Zürich, Bern und Schaffhausen. — [61]) Das. 1582 IV. 9. Das Domkapitel an den Bischof. — [62]) Das. 1582 IV. 9. Der Bischof an die 7 Orte. — [63]) Das. 1582 V. 2. — Eidg. Absch. 1582 V. 2. — [64]) Das. 1582 V. 5. Der Bischof an Zürich, Bern und Schaffhausen. — [65]) Be. 1588 VIII. 24. Aussage Schnells. — [66]) Bu. S. 41 f. — [67]) Eidg. Absch. 1582 V. 20. — Schmidlin, schweiz. Geschichtskalender I. 315. 1582 V. 21. — [68]) Ba. — [69]) Das. 1582 VI. 2. Klagpunkte des Bischofs gegen Basel. — [70]) Das. Tractata in Concilio Delspergi in Vigilia corporis Christi. 82. — VI. 20. — [71]) Ba. 1582. VII. 21. — [72]) Das. VII. 23. Der Bischof an den Vogt zu Delsberg. — VIII. 2. Instruktion an den Vogt zum Tag in Solothurn am 5. VIII. — [73]) Das. VIII. 27. Zürich an den Bischof. — [74]) Das. VIII. 30. — [75]) Das. 1583 IX. 26. Basel an den Bischof. X. 7. Ebenso. — [76]) Das. 1583. VII. 15. Abraham Keller, Arlesheim, an den Bischof. — [77]) Bu. S. 42 ff. — [78]) Be. 1588. VIII. 10. — [79]) Das. 1588 VIII. 16. Der Vogt auf Pfeffingen an den Bischof. — [80]) Ba. Nr. 122, 123, 124, 125, 126. — [81]) Das. 1584 I. 24. Solothurn an den Bischof. —

[82]) Daſ. Nr. 131. — [83]) Daſ. Nr. 134. — [84]) Daſ. 1585 II. 2. Der Biſchof an das Domkapitel. — [85]) Daſ. 1585 I. 11. — Das Domkapitel an den Biſchof. — [86]) Daſ. 1585 II. 17. Vierte Tagleiſtung. — Nr. 148. — [87]) Daſ. 1585 I. 30. Der Biſchof an Johannes Bilonius, canonicus Vercellensis. — [88]) Daſ. 1585 III. 27. Ratſchlag Dom. Bilonii vnd D. Holtzapfels an den Biſchof. — [89]) Urk. Buch Baſel X 576 ff. — [90]) Ba. 1587. IV. 4. Joſt Segiſſer, Ritter, Schwager Blarers, an den Biſchof. Rom. Vgl. Bu. S. 187. — [91]) Ba. 1589 I. 1. Lorichius an den Biſchof. —

Aus den Papieren des russischen Staatsrates Andreas Merian.

Von Edgar Refardt.

I. Biographische Skizze.

Andreas Merian[1]) ist der älteste Sohn des Basler Oberstzunftmeisters gleichen Namens. Er wurde geboren den 4. Juli 1772[2]), kam nach einem häuslichen Unterrichte im Oktober 1785 in das Pensionat des Pfarrers Chiffelle nach Neuveville und bereitete sich nach seiner Rückkehr[3]) (18. Mai 1787) durch Unterricht in Latein und Griechisch, vorzugsweise bei Professor Jakob Meyer, auf das Universitätsstudium vor. Am 3. Oktober 1787 fand das Laureatenexamen statt, am 29. Mai 1788 die öffentliche Promotion zum Laureaten, wobei Merian eine englische Rede über den Weltumsegler Cook hielt.[4]) Englisch, wie auch italienisch hatte er ohne eigentlichen Unterricht für sich getrieben, und es ist bezeichnend für sein philologisches Interesse, daß er damals in seiner englisch geführten Korrespondenz mit seinen welschen Pensionsfreunden sich namentlich mit umständlicher Korrektur der erhaltenen, ebenfalls englischen, Briefe abgibt. Die lateinischen Uebungen dokumentierte er erstmals in einer «Lectio canicularis»[5]) über die Tafelsitten der Römer. Das folgende Jahr brachte das Examen zum Magister artium liberalium (28. Oktober 1789) und der 10. Juni 1790 die öffentliche Promotion, zu welcher Merian eine Elegie verfaßte (Lingua latina suum conqueritur exilium). Inzwischen hatten die eigentlichen Jurisprudenzstudien begonnen unter den Professoren Legrand und David, daneben war praktische Tätigkeit in der

Staatskanzlei hergegangen, und am 13. Juni 1790 beendete die Promotion zum Licentiaten der Jurisprudenz den formellen Lehrgang. 1792 erschien Merians Dissertation: Animadversiones Aeneidis Virgilianae etc. Doch war auch noch die folgende Zeit, neben den üblichen Sekretariatsbeschäftigungen bei Kanzlei und Tagsatzungen, noch der weiteren Ausbildung namentlich im praktischen Gerichtswesen gewidmet, und erst 1796 schreibt Merian in seine Aufzeichnungen «series studiorum»: Und so hätt ich denn Deo juvante, cursum studiorum vor meinem 24. Jahre ziemlich ordentlich beendigt, insofern man beendigt, was man nie erschöpfen kann. «Tunc eligendum», heißt es dann weiter, «1. Iter. 2. Academiae aggregari. 3. Tribuni aggregari. Ultimuum elegi 22. Maj 1796, quotidie expectans aliquod munus publicum.» Nachdem er sich noch im August um die Stelle eines Schultheißen der mindern Stadt, freilich vergeblich, beworben hatte, begab sich Merian am 9. September 1796 auf eine längere Reise nach England. Er gelangte unter sehr unsicheren Kriegsverhältnissen über Frankfurt nach Hamburg und zwar durch Thüringen und Hannover. In England besuchte er vor allem seinen Oheim Lukas Iselin in Norfolk, machte dann eine Reise durch ganz England, und gemeinsam mit Iselin auch einen mehrmonatigen Abstecher nach Holland und Belgien und kam, nachdem er auf der Rückreise noch Augsburg und München gesehen hatte, am 30. Oktober 1797 wieder nach Basel.

Unerwartet änderten sich hier die Dinge. Wenige Wochen später kam Bonaparte durch Basel, dann ging Peter Ochs nach Paris und mit der Staatsumwälzung im Januar 1798 trat Merians Vater von seinen Aemtern zurück.[7]) Sein Name, und damit auch derjenige seines Sohnes, der übrigens aus seiner Abneigung gegen die Helvetik kein Hehl machte, galt für verfehmt. Eine Anstellung im Staatsdienste, wie Merian sie erhoffte, war unmöglich

geworden, und man versteht, warum des Vaters Blicke, der nach einer Zukunft für seine Söhne Umschau hielt, nach Wien sich richteten. Dort war alles, was der Helvetik feind war, in dem Namen Johannes von Müller[8]) verkörpert, und an ihn wandte sich der Altoberstzunftmeister mit der Frage, ob in Wien für seinen ältesten Sohn eine Betätigung sich finden lasse. Müller antwortete bejahend, und am 26. Oktober 1798 siedelte Merian nach Wien über. Seine beiden Brüder, die gemeinsam mit ihm reisten, traten als Kaufleute dort in das Haus Geymüller ein und kehrten nach dem Ende der Helvetik wieder nach Basel zurück. Merian, dem die Auszeichnung zuteil geworden, als Sohn seines Vaters vom helvetischen Direktorium unter die besonders gefährlichen Emigranten gerechnet zu werden[9]) und der damit seines Basler Bürgerrechtes verlustig ging, ist nie wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt.

In Wien suchte Merian den ihm von früher bekannten Baron Degelmann[10]) auf, einen Beamten der Hofkanzlei. Aus einem in diesen Jahren geführten Tagebuche sind wir über Merians Gedanken und Schritte genau unterrichtet, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es von Anfang an sein Plan war, in den österreichischen Staatsdienst zu treten, wobei ihm Degelmann die förderlichsten Ratschläge erteilte. Leider starb dieser schon am 16. Februar 1799. „Auch[11]) den mußte ich verlieren, dem ich, wenn je das aus mir wird, wonach ich strebe, es beinahe einzig zu verdanken habe, weil er mir den Weg wies, die Klippen andeutete. Ich werde ihn nie vergessen.“ Gleichzeitig schien ihm aber die Aufnahme bei Johannes von Müller in ganz andere Bahnen lenken zu wollen. Einmal in wissenschaftliche. Der ihm von Cambridge her bekannte Samuel Butler,[12]) damals Headmaster in der Schule in Shrewsbury, hatte die Veranstaltung einer Aeschylosausgabe übernommen. Für ihn arbeitete Merian in der Hofbibliothek, deren Vorgesetzter Müller war, indem er Manuskripte

kollationierte und mit Müller durchging. Ein weiterer Freund, J. D. La Roche von Basel, stellte für die erwähnte Ausgabe den Index zusammen, sodaß zwischen ihm, Merian und Butler eine ausgedehnte, mehrjährige, lateinisch geführte Korrespondenz hin und her ging. Daneben aber war Hofrat Müller Sekretär im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs und vor allem der Berater der Schweizer Emigrierten in Wien. In dieser Richtung hätte er nun gerne Merian vorzugsweise verwendet. So beschäftigte er ihn in einer Art von Privatsekretärstelle, in der er Auszüge aus den einlaufenden Berichten und Denkschriften anfertigte. Am 9. Januar 1799 stellte er Merian dem jungen Erzherzog Johann vor. Das Tagebuch meldet: „Der Erzherzog spricht über die Schweiz mit Kenntnis der Sache. Ueberhaupt scheint es, daß Müller ihm seine Gedanken beibringe. Man müsse ein Korps bilden, England müsse das Geld hergeben."

Im März 1799 setzte der (zweite) Koalitionskrieg gegen Frankreich mit Macht ein, und Erzherzog Karl erfocht bei Stockach den ersten Sieg über die Franzosen. „Karl hat also geschlagen. Man muß freilich nicht zuviel hoffen, aber wäre das etwa der Anfang des Zusammenstürzens des französischen Schandgebäudes?" Durch Degelmann war Merian bei dem Hofrat Daiser eingeführt worden. Er genoß dort auch weitgehende häusliche Gastfreundschaft und erkannte bald, daß, wenn jemand, nach Degelmanns Tode, so Daiser, der beim Minister Thugut alles galt, ihm zu einer Anstellung im Staatsdienste verhelfen könne. Das Tagebuch zeigt deutlich, in welche Verlegenheit Merian durch diese beiden Anziehungspunkte Müller und Daiser nun geriet. „Müller gibt mir zu bedenken, ob es nicht gut wäre, wenn auch ich mich an die Grenzen begäbe, um bei der Hand zu sein. Sollte er gehen, so wolle er mich mithaben. Stat hoc: daß ich mich zwar will gebrauchen lassen, um der Schweiz womöglich aufzuhelfen, aber als

Schweizer trete ich nicht mehr auf — mein Trachten geht auf Herrendienst. Ich bin noch nicht überzeugt, daß ein starker Teil der k. k. Armee in die Schweiz einrücken wird. Müller treibt — Daiser hält zurück." (Nach der Einnahme Schaffhausens am 13. April) „Ich bin in großer Verlegenheit: soll ich in der unnützesten Untätigkeit hier herumziehen, während ich vielleicht am Rhein helfen könnte mit Rat und Tat? Oder soll ich hineilen und drüber das Verhältnis mit Daiser, die Hoffnung der künftigen Erreichung meines Hauptzweckes (des Kaisers Dienst) zerstören? In unseren Tagen braucht's übermenschliche Klugheit, um das Bessere zu wählen. Es kommen Nachrichten, die dieses Ruhen beinahe zum Verbrechen machen. Hätte ich kein Gefühl, so würde ich lediglich Schweiz Schweiz sein lassen und ausschließlich meinem Hauptzwecke nachschleichen — aber ich habe leider ein Herz, habe leider Blut in den Adern. Sum in manu Domini." Da traf ihn die Nachricht von des Vaters Deportation.[13]) Merian hat sich in Wien für seine Freilassung bemüht, ist auch mit Wickham[14]) deswegen in Korrespondenz getreten, hat aber nichts erreichen können. Inzwischen hatten aber die politischen Umstände bewirkt, daß seine eigene Lage sich klärte. „Müller billigt, daß ich abwarte, er sieht wie ich, daß es nichts helfen würde, wenn ich jetzt am rechten Rheinufer herumschwärmte." [15])

Der Schwierigkeiten waren deshalb nicht weniger geworden. Zum Minister konnte er einstweilen nicht vordringen; von ihm hörte er „wem Thugut wohl wolle, den pflege er anzufahren; mit wem er höflich sei, den könne er gewöhnlich nicht leiden." Im Dezember 1800 muß er von Daiser vernehmen, „ich sei freilich ein Ausländer und Protestant (das war ich schon vor zwei Jahren!)" Dann heißt es im Tagebuche: „Es ist nun heute Montags den 24. März 3 Uhr. Ich bin bald 1½ Jahre hier und es wäre bald gut, zu wissen, ob denn für alle Tausend gar nichts aus mir werden soll." Ja, Merian legt sich ernstlich die Frage vor, ob er



Andreas Merian
1772 – 1828

Pochmann, Dresden, pinx. 1810

Lichtdruck Ditisheim, Basel.

alles im Stich lassen und versuchen wolle, in englische Dienste zu treten. Daiser schalt ihn einen Hypochonder. „Ich bin so wenig zur Hypochondrie geneigt, als zum Trinken, und wenn ich beinahe immer ernsthaft bin, so wird das verursacht sowohl vom Bilde der Zeiten, als weil ich nichts habe, das mich in Tätigkeit setzt; weil ich ruhe, da ich rollen sollte. Setzt mich in Bewegung, und seht dann zu."

Inzwischen war Thugut zurückgetreten und Cobenzl an seine Stelle gerückt. Aber erst im April 1802 gelang es, eine Audienz bei diesem zu erhalten. Dann folgte unmittelbar, am 7. April 1802, die Audienz beim Kaiser. „Um ½7 mit Müller in zwei Wagen nach Hof. Mit ihm hinein. K. Maj. saß in Uniform an einem Tische, neben der Tür links. Müller trug mein Anliegen kurz vor. Kaiser war günstig gestimmt. Sagte bloß: Sein Vater war ein braver Mann, wenn Er auch so ist, so wollen wir schon sehen, was geschieht. — Habet Caesar quandam placiditatem et benevolentiae tenorem, quam non sine intimo pectoris sensu percipio.» Anschließend folgte eine weitere Audienz bei Cobenzl. „Dessen Worte: quand il y aura une occasion je désire bien que nous puissions faire votre acquisition. (ei, ei!) En attendant je vous prie de venir me voir de temps en temps. Il faut que nous fassions connaîssance. (ei, ei. ei!)." Ob schließlich die Bemühungen Müllers, der von Merian entzückt war (« un vraiment charmant garçon ») oder Daisers zum Ziele geführt haben, weiß ich nicht. Jedenfalls war nunmehr die Zeit des Harrens vorbei.

Anfangs August 1802 erfolgte Merians Anstellung im diplomatischen Fache, und zwar wurde er der Kanzlei des Freiherrn von Hügel zugeteilt, der als kaiserlicher Bevollmächtigter zur Reichsdeputation nach Regensburg abging. In Regensburg verblieb Merian bis zum Mai 1805. Da sein Tagebuch hier abbricht, sind wir auf die von ihm hinterlassenen Akten angewiesen.

Bekanntlich befaßte sich die Reichsdeputation, als deren Mitglied Merian in der Präsenzliste aufgeführt wird, mit den Entschädigungsforderungen der deutschen Fürsten und Reichsstände, die durch die im Frieden von Lunéville ausgesprochene Lostrennung des linken Rheinufers vom Deutschen Reiche geschädigt worden waren. Die Beratungen wurden mit dem Reichsdeputationshauptschlusse vom 25. Februar 1803 abgeschlossen, worauf sich die Deputation auflöste. Hügel empfahl Merian dem Wiener Hofe, „er hat solche Fertigkeiten an den Tag gelegt, daß er ein brauchbarer Diener des Staates zu werden alle Hoffnung gewährt", sodaß am 21. November 1803 die kaiserliche Ernennung zum Legationssekretär erfolgte. In dieser Eigenschaft verblieb er zunächst noch in Regensburg. Im März 1804 begab er sich vorläufig für kürzere Zeit,[16]) am 2. Mai 1804 definitiv, als eigentlicher Geschäftsträger nach Nürnberg. Hier sollte er nun bis zum Oktober 1807, einen kurzen Aufenthalt in Wien abgerechnet, dauernd verbleiben.

Es war ein exponierter Posten, diese diplomatische Tätigkeit in der alten Reichsstadt während der Koalition von 1805 und der daran anschließenden Gewaltherrschaft Napoleons; Daten wie die Kapitulation Macks in Ulm, die Schlacht bei Austerlitz, der Preßburger Friede, die Stiftung des Rheinbundes und die französischen Siege in Preußen dokumentieren es zur Genüge. Außer mit dem Gesandten in Regensburg und dem Hofe in Wien hatte der Geschäftsträger auch ständig mit dem Kommando der in Deutschland operierenden österreichischen Armee zu korrespondieren. Sein Verkehr mit dieser Instanz wurde namentlich dadurch rege, daß er für Unterhalt und Weiterschaffung der versprengten österreichischen Soldaten zu sorgen, und daß er aufgefundene Waffen nach Eger zu liefern hatte. Daneben her gingen die Berichte über Zoll- und Postfragen und über literarische Erscheinungen politischer Richtung. Auch nahm Merian als österreichischer Delegierter an einem Kongresse in Würz-

burg teil, der im Herbst 1805 in das Schuldenwesen des vormaligen fränkischen Kreises Ordnung zu bringen hatte.

Mit seinem frühern Vorgesetzten Hügel unterhielt Merian fortgesetzt die herzlichsten persönlichen Beziehungen, die in den politischen Akten oft einen drastischen Ausdruck finden, wenn etwa Leckerbissen für die Hügelschen Kinder bestellt werden, oder für den Gesandten selbst, auf dessen ausdrücklichen Wunsch, Blumen bei einem seiner Abstecher nach Nürnberg. Für seine diplomatischen Leistungen zeigten sich Armeekommando und Hof erkenntlich, wie aus verschiedenen Belobigungsschreiben des Grafen Cobenzl und des Obergenerals Erzherzog Ferdinand hervorgeht.

Nach dem Preßburger Frieden war die Leitung der auswärtigen Dinge in Oesterreich an Graf Philipp von Stadion übergegangen, und daß „die volle Allerhöchste Zufriedenheit" deren Ausdruck noch Cobenzl an Merian gemeldet hatte, auch unter der neuen Aera fortbestand, zeigte sich in einer für Merian völlig überraschenden Ernennung, die ihm Stadion am 15. Juli 1807 anzeigte, die Ernennung zum Geschäftsträger am Großherzoglich Badischen Hofe in Karlsruhe, eine Ernennung, die Merian viele Freude, aber auch großen Kummer brachte, und für den Wiener Hof eine recht empfindliche Demütigung zur Folge hatte.

Unerwarteterweise nämlich fand Merians Ernennung Anstand in Paris,[17]) so daß der als Rheinbundglied völlig Napoleons Macht preisgegebene Badische Hof sie nicht anzunehmen wagte. In Wien fand man den Ausweg, da man es auf eine Brüskierung nicht ankommen lassen wollte und die Ernennung doch schon öffentlich bekannt war, auf privatem Wege eine Verständigung anzubahnen. Merian wurde also angewiesen, durch seinen Vater, der das Jahr zuvor die Stelle eines Landammannes der Schweiz bekleidet hatte, bei dem schweizerischen Gesandten in Paris, Maillardoz, anregen zu lassen, dieser möge, nach vorangegangener ver-

traulicher Besprechung mit dem österreichischen Gesandten Metternich, ebenfalls inoffizielle Schritte beim Minister Champagny unternehmen, um so eine Sinnesänderung des französischen Ministeriums zu bewirken. Ueber den Grund dieses Pariser Widerstandes sind wir aus der Korrespondenz unterrichtet. In Nürnberg war ein österreichischer Offizier namens Roll verhaftet worden, weil er Werbegeschäfte betrieben hatte. Roll war ein persönlicher Freund Merians, und Merian hat in seinen Wiener und Regensburger Berichten unverhohlen erklärt, Roll sei völlig unschuldigerweise verhaftet worden. Sehr wahrscheinlich hat er auch gesprächsweise diesen Standpunkt eingenommen (in den Rollschen Akten kommt, wie er versichert, sein Name nicht vor), und das genügte, ihn in den Augen bayrischer, also französischer Diplomaten als verdächtig erscheinen zu lassen. Ob daneben noch andere Gründe mitsprachen, etwa die Abneigung Napoleons gegen den Namen Merian, die anläßlich der Basler Schleichhandelsfrage zum Ausdruck kam, ist unbekannt, wenn auch nicht ganz von der Hand zu weisen.[18]) Genug, Maillardoz entsprach nicht den in ihn gesetzten Erwartungen. Zuerst machte er Ausflüchte, verlangte « pièces justificatives », die natürlich nicht beigebracht werden konnten,[19]) da keine Anklage vorlag, und schrieb endlich am 9. Februar 1808 an Vater Merian: « D'après les renseignements que je me suis procuré sur l'affaire de Mr. votre fils il vaut beaucoup mieux pour l'affaire en général et pour Mr. votre fils en particulier, laisser oublier tous (!) les circonstances et n'en plus parler. » Das war deutlich und dabei blieb's auch, mochte Merian noch so viel wettern über den „dummen Dorfteufel, der seine eigene Sprache nicht schreiben kann". Vater Merian behielt Recht mit seiner Vermutung: „Wenn einmal etwas in gewissen Händen und Köpfen ist, so hält es sehr schwer, es daraus zu bringen, wie die Erfahrungen genugsam beweisen." Freilich auch mit folgendem (3. April 1808): „Metternich sollte sich ein

wenig rühren. Die Ehre seines Hofes ist doch sehr kompromittiert durch solchen Refus." Merian ist nie nach Karlsruhe gekommen.

Inzwischen war Merian am 16. Oktober 1807 in Wien eingetroffen. Das Ministerium, das seinen Abgang nach Karlsruhe sozusagen täglich erwartete, wünschte, daß er sich hier für die neue Stelle noch etwas vorbereite. Aus dem in Aussicht genommenen Wiener Aufenthalt von 14 Tagen wurde ein solcher von fast zwei Jahren. Merian wohnte damals bei seinem Freunde Hormayr,[20]) dem Direktor des Staatsarchivs; als seine Angelegenheit nicht vom Platze rücken wollte, ergab er sich gelassenen Gemütes seinen Lieblingsstudien. Aus dieser Zeit stammt eine Studie von ihm, «de accentu graeco», eine Paulusübersetzung, ferner Uebersetzungen aus Demosthenes und Anakreon, Umdichtungen des Phaedrus in lateinische Distichen, dann auch Verzeichnisse ungebräuchlicher englischer Wörter. Schon 1796 hatte Merian in Basel einen kleinen Traktat «de quantitate vocum germanicarum» publiziert, in dem er das Zusammentreffen des prosodischen Schwergewichtes mit den Stammsilben forderte, und auf ähnlichem Boden bewegten sich auch viele seiner jetzigen Studien, auch die spätere Vorliebe für vergleichende Sprachwissenschaft meldete sich schon damals. Außer vielfachen Auszügen aus historischer und anderer Literatur hat er ferner eine Menge Aphorismen über tausenderlei Dinge damals und später niedergeschrieben.[21]) Es kann nicht befremden, daß außer seinen geselligen Tugenden solcherlei Beschäftigung Merian mit dem literarischen Wien in vielfache Beziehung brachte. Durch Hormayr lernte er den Literaten Haschka[22]) kennen, den Dichter Collin,[23]) kam in das Haus der Karoline Pichler,[24]) sah Friedrich von Schlegel, der 1808, die Staël, die im Herbst 1807 nach Wien gekommen war. Die Pichler hat in ihren „Denkwürdigkeiten" mehrfach Merians gedacht. Sie schreibt u. a.[25]): „Unter verschiedenen Fremden, welche bei uns ein-

geführt wurden, zeichnete sich bald, durch seinen innern Gehalt sowohl als seinen warmen Anteil an uns, ein Baron von Merian-Falkach aus, der in der Staatskanzlei angestellt und ein genauer Freund Hormayrs war, welcher ihn auch bei uns einführte. Dieser Mann war ganz klassische Literatur, scharfsinnig, gelehrt, wahrhaft freundschaftlich, aber auch höchst eigen, ja bis zum Paradoxen seltsam in seinen Ansichten, denen er übrigens im praktischen Leben nicht immer treu blieb. So war es sein Lieblingsthema, daß eine Frau nichts oder nicht viel lernen soll, weil ihre Liebenswürdigkeit, ihre Kindlichkeit usw. darunter leiden würde; daß eine Frau ganz willenlos dem Geliebten anhängen und gleichsam nur durch seinen Geist denken, nur durch und für ihn leben solle. Er haßte deswegen weibliche Schriftstellerei, ging aber vorzugsweise gern mit meiner Mutter, welche eine der geistreichsten und selbständigsten Frauen war, die nur je vorgekommen, und mit mir, einer Schriftstellerin, um. Er gefiel sich überhaupt sehr in unserm Kreise, ward bald einheimisch darin und blieb mir durch viele Jahre ein verläßlicher treuer Freund."

Der dichterische Umgang belebte auch Merians eigene Dichterei. Er hat schon in der Basler Zeit eine Unmenge Verse geschrieben. In Nürnberg trat er in ein zärtliches Verhältnis zu einer Dame,[26]) das er in höchst romantischer Weise zu einem Ritter- oder Minnesängerwesen ausgestaltete. Seine „Minnelieder an Beatrix von Franken" hat er in einem mächtigen Folianten aufs zierlichste geschrieben gesammelt.[27]) Wie von der Pichler, so wurde damals Merian von jedermann „von Merian" genannt. Es kann dies bei seiner diplomatischen Tätigkeit und seinem Umgange wenig wundern, doch ist es ein unerfreulicher Zug im Bilde dieses Mannes, daß er es nicht sowohl stillschweigend duldete als sogar förderte. Zwar haben seine Akten nur seinen Namen „Merian" als Unterschrift,[28]) allein er trug sich damals ernstlich mit dem Gedanken, seine Aufnahme in den Adels-

stand zu ermöglichen und stellte zu dem Ende alle erdenklichen Taten seiner Vorfahren zusammen, worunter natürlich auch die Adelserhebung der Enkel des Matthäus Merian nicht fehlen durfte.[29]) Ob es nicht zu einer wirklichen Eingabe gekommen ist, oder eine solche abschlägig beantwortet wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls genügte es Merian, sogar in Erlassen des Hofes als „von" bezeichnet zu werden, ja er erfand oder benützte einen sagenhaften Jurahof „Falkach" und konstruierte daraus einen „Merian von Falkach", den er freilich bei eigenen Unterschriften nicht vorkehrte, dessen Anwendung er aber jedermann gerne verzieh.

Es kam das Jahr 1809, und mit dem Kriege brachte es Merian die Wiederaufnahme seiner diplomatischen Tätigkeit. Am 4. April traf ihn der Ruf Stadions, ihm zu folgen, „um als Provinzialkommissar in einem der fremden Länder, welche die k. k. Armee besetzen wird, verwendet zu werden". Er ging am 11. April nach Passau ab. Das Schicksal Oesterreichs in diesem Kriege ist bekannt, nach den anfänglichen Erfolgen an der Donau und bei Aspern mußte es sich am 14. Oktober 1809 zu dem demütigenden Frieden von Wien bequemen. Ueber Merians Tätigkeit sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen, daß er im Laufe des Sommers in Eger, Pilsen, Teplitz und endlich in Prag war, wo ihm Stadion ein glänzendes Certifikat ausstellte,[30]) und wo er in Beziehung zum Reichsfreiherrn vom Stein trat, die später für sein ganzes Leben entschied. Nach dem Abzug der Franzosen kehrte er nach Wien zurück, erhielt aber schon am 26. April 1810 seine Ernennung zum Geschäftsträger nach Dresden, neben dem eigentlichen Gesandten Fürsten Paul Esterhazy.

Auch über die Dresdener Jahre 1810—1812 sind wir außer den Briefen ohne Aufschluß. Es läßt sich nur entnehmen, daß Merian reichlich Zeit zu schöngeistiger Betätigung fand, so verschaffte er den österreichischen Dichtern Gaal und Gruber[31]) Verleger, empfahl Theodor

Körner, der nach Wien ging, an Karoline Pichler, und trat mit dem wissenschaftlichen und literarischen Dresden in nahe Berührung.

Da trat jenes Ereignis ein, das Merian veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen. Am 14. März 1812 wurde in Paris der Vertrag unterzeichnet, der Oesterreich mit Frankreich für den Fall eines künftigen Krieges verbündete. Sobald der Vertrag bekannt war, nach den Napoleontagen in Dresden, kam Merian um seine Entlassung ein. Er begleitete sein Gesuch mit folgendem, an den Fürsten Esterhazy gerichteten Schreiben:

1. Juli 1812.

« Mon Prince,

La raison du service et mon dévouement personnel m'imposent le devoir de communiquer avant tout à Votre Altesse la démarche que je fais par le rapport ci-joint, que je La prie respectueusement d'envoyer à S. E. Monsieur le comte de Metternich.

Le seul et unique motif de cette démarche est: *je ne veux pas devenir un instrument de la France.* Je quitterai le service de Sa Majesté avec les plus profonds regrets: ce service faisait mon bonheur. Mais ce bonheur, je dois le sacrifier à mes principes. *Je ne puis pas servir deux maîtres.*

Je supplie Votre Altesse de me conserver ces sentiments de bienveillance qui me sont plus précieux que je ne peux le dire, et de compter pendant tout l'avenir quel qu'il soit, sur mon dévouement inébranlable, et sur tous mes services que j'aurais tant désiré pouvoir coninuer à Lui vouer ici. »

«Je ne veux pas devenir un instrument de la France», das bedeutet nach Merians Denkweise, „eines Landes der Revolution, eines Herrschers, der aus ihr hervorgegangen ist." Seine Anschauung, die auch in den Tagebuch-

notizen der Jahre 1799—1802 und 1816—1828 regelmäßig beim 10. August (1792!) hervortritt, z. B.

1800: Perfer et obdura: denique victor eris.

1801: Ruhiger strömt die Zeit, der Gerichtstag zögert, indessen
Ranket an der Geduld Stamme die Hoffnung empor.

(von den späteren Einträgen werden wir noch hören) — diese Anschauung zog hier die letzte Konsequenz. Der Schritt ist Merian nicht leicht gefallen, er verließ mit dem österreichischen Dienst ein anregendes Milieu, ja ein wahres Vaterland und eine zukunftsreiche Karriere, ohne einen bestimmten Weg vor sich zu sehen. — Am 14. Oktober 1812 erfolgte die Entlassung.[32]) Noch bis zum Frühjahr 1813 hatte Merian in Dresden zu bleiben, dann ging er nach Pilsen und Prag.

Nach Rußland[33]) hatten sich seine Blicke gewandt, wohin auch Stein gegangen war. Zweifellos hatte er sich mit diesem besprochen und so den Boden für sein Gesuch um Zulassung zum russischen Staatsdienst vorbereitet. Es lautet:

«.... Le soussigné n'aurait pas quitté un service si distingué, si l'alliance imprévue entre l'Autriche et la France ne l'avait mis dans l'impossibilité de faire accorder ses devoirs avec ses principes. Dès que le traité fut publié, il demanda sa démission et il l'obtint au mois d'octobre d'une manière très honorable. Il se croirait trop heureux, si après avoir deux fois sacrifié son poste à sa façon de penser il pourrait être admis aux services du Monarque libérateur de l'Europe et jouir ainsi des avantages inappréciables d'une occupation conforme à ses sentiments intimes et invariables.»

Die Aufnahme erfolgte alsbald, wenn auch zunächst ohne Zuteilung einer bestimmten Beschäftigung.[34]) Als aber mit der Leipziger Schlacht Steins Plan der Zentralverwaltung

der besetzten Länder in die Wirklichkeit treten konnte, da fand der Reichsfreiherr auch für Merian den entsprechenden Posten.

Am 22. September 1813 ernannte der Kaiser Alexander Merian zum Wirklichen Staatsrat; damit hatte er erreicht, was er so lange erstrebt, den erblichen Adel, und es mag ihm die von da ab geführte Bezeichnung Baron von Merian mit Rücksicht auf die hohe Stellung (die vierte Rangklasse des russischen Zivilbeamten, der 14 Abstufungen kennt) zugebilligt werden, wenn auch eigentlich weder das „von" unbedingt dem russischen Adel zukommt, noch der Titel Baron gebräuchlich ist.

Der Zentralverwaltungsrat unter dem Vorsitz Steins hatte die Aufgabe, „in den besetzten Ländern vorläufige Verwaltungen einzusetzen, dieselben zu überwachen und ihnen die Grundsätze vorzuzeichnen, nach denen sie die Hilfsquellen der Länder zugunsten der gemeinen Sache nützlich machen" sollten. Am 21. Oktober 1813 wurde in Leipzig durch Vertrag das Nähere dieser vorläufigen Verwaltungen geregelt, und am gleichen Tage der russische Generallieutenant Fürst Repnin[35]) zum Leiter der für Sachsen bestimmten Verwaltung, des Generalgouvernements[36]) ernannt. Ihm zur Seite bildete Stein den Gouvernementsrat, dessen Reglement (vom 25. Oktober) eine Polizei-, eine Finanz- und eine Militärsektion vorsah. Artikel 4 des Reglements bestimmte: „Zur Bearbeitung der Geschäfte, welche sich auf die Bildung, Einrichtung und Verfassung des Gouvernementsrates . . . beziehen, zur allgemeinen Erhaltung eines regelmäßigen Geschäftsbetriebes und zur Führung der Dienstkorrespondenz . . . wird bei dem Generalgouverneur ein besonderer Rat angestellt. Dieser präsidiert auch in den Versammlungen des Gouvernementsrats und leitet die gemeinschaftlichen Vorträge in Abwesenheit des Generalgouverneurs."

Dieser Posten wurde dem Wirklichen Staats-

rat Merian anvertraut, der anfangs November aus Prag eintraf und unter dem Titel Direktor des Gouvernementsrats mit dem ganzen Generalgouvernement in Dresden im Brühlschen Palaste seinen Sitz nahm. Durch den Umstand, daß er die Wochenberichte an Stein nach den Sektionsberichten zusammenstellte, war er tatsächlich über alle Vorgänge unterrichtet, und da Repnin oft monatelang abwesend und der deutschen Sprache unkundig war, ergab sich für ihn eine fast unbegrenzte Kompetenz.

Merian hat später alle seine Dresdener Akten für sich aufbewahrt, so daß wir aus ihnen ein aufschlußreiches Bild seiner Wirksamkeit erhalten. Selbstverständlich müssen wir hier davon absehen, in die Verwaltung der Finanz-, Militär- und Polizeifragen oder in das Detail der persönlichen Anliegen aus allen Kreisen[37]) einzutreten. Das ganze Material ging durch Merians Hände, er verfaßte alle Berichte und Antworten, wie seine Entwürfe ausweisen, und sozusagen alles, was die Geschichtsschreibung (Pertz u. a.) als Schreiben Repnins anführt, ist von ihm entworfen.

Mit dem Fürsten verband Merian ein Band großer Vertrautheit, mußte er doch für die Fürstin während ihres Wiener Aufenthalts Pakete besorgen, sogar einen Diener aussuchen und dergleichen. Sprechend für dies persönliche Verhältnis ist die Ehrentasse, die der Fürst ihm widmete, mit den Bildern Repnins, seiner Gattin und der Kinder. Auch mit den Vorstehern der Sektionen stand Merian auf durchaus vertrautem Fuße.[38]) Sein Verhältnis zu den Sekretären zeigt ein langes Bittgesuch, auf dem von Merians Hand die Frage steht: «quid vult infinitus iste?» Der Kanzlist durfte sich gestatten, lakonisch darunter zu setzen: «pecuniam». Daß er sich daneben keinen Audienzverpflichtungen entzog, beweist die folgende Notiz Merians auf einem Bittgesuche: „Nach diesem schiene es, als ob zuweilen Leute abgewiesen würden, ohne gemeldet zu sein. Dieses darf nicht sein, nie und besonders nicht bei den Allergeringsten und

Elendesten. Diese sollen vorzugsweise gemeldet werden. Zur Befolgung."[39])

Näher auf das Schicksal des Generalgouvernements oder Sachsens überhaupt einzutreten, ist hier nicht der Ort. Bekanntlich wurde Sachsen nach langen Wirren geteilt und am 8. November 1814 ging die Verwaltung an ein preußisches Generalgouvernement über. Merian blieb in Dresden, zunächst als Präsident einer russischen Liquidationskommission,[40]) die die Uebergabe an die preußischen Nachfolger im einzelnen zu regeln hatte, nachher, nach einem Aufenthalt am Wiener Kongreß, in freier Stellung als eine Art politischer Berichterstatter des russischen Oberkommandanten Barclay de Tolly. Endlich im Sommer 1815 verschwanden auch die Preußen, und nun war mitten in der völlig antideutschen Stimmung, die vom zurückgekehrten Hof ausging, seine Lage eine äußerst ungemütliche.[41]) Zwar scherzt er noch: «Cantabit vacuus coram latrone viator», schreibt dann aber am 16. Juni 1815 deutlich genug an Barclay de Tolly:

. . . Je vous supplie de me donner ou faire donner quelque direction. J'attendrai cette direction jusqu'au 3 Juillet; après cela je pars. Car il m'est tout à fait impossible de rester davantage sur le pied actuel, c. à d. *sans pied*. Je me compromettrais moi, l'uniforme et le service. Tout Russe, tout Prussien, tout homme attaché à la cause des Alliés est depuis le 7 juin regardé ici comme coupable: Buonaparte seul est le sauveur. On boit publiquement à sa santé — on l'appelle, on soupire après lui. Je ne suis pas fait pour vivre dans un tel pays sans ordre exprès de mon souverain, qui me mette à l'abri des inconvénients et désagréments sans nombre *que ma qualité d'employé russe entraîne*. C'est inoui, mais ce n'est pas moins vrai. C'est le retour du roi, qui a mis la mêche à ces mines. Votre Excellence daignera se souvenir combien je me suis opposé à ce

retour: Elle à approuvé ma manière de voir — les événements m'ont justifié. La glorieuse victoire du 6 juin, sue à Leipzig le 23, a été supprimée ici — on n'en parle pas ou on la nie, on a des nouvelles plus récentes et contraires!!! Une victoire qui a répandu la plus vive joie partout, même en France, a causé tristesse et douleur en Saxe! . . .

In Wien war davon die Rede gewesen, Merian als Gesandtschaftsattaché an den Deutschen Bundestag nach Frankfurt zu senden, mit Napoleons Rückkehr rückte auch dieses wie viele andre Pläne in weite Ferne, und am 1. Juli ging folgendes Schreiben an den Generalgouverneur von Lothringen, Alopäus, ab:

. . . In diesem Augenblicke trägt mir der Herr Feldmarschall Graf Barclay de Tolly auf, Ew. Excellenz zu schreiben und Sie in seinem Namen zu ersuchen, an den Herrn Staatsrath Baron von Merian per Estafette nach Dresden zu schreiben, um ihn zu sich zu verlangen, um Ew. Excellenz Ermessen nach, als Departementschef angestellt zu werden. Zugleich soll ich Ihnen denselben als einen Mann empfehlen, der das ganze Zutrauen des Herrn General-Feldmarschalls besitzt und den S. Erlaucht gerne als Departementschef angestellt zu sehen wünschen.

Hauptquartier Chalons s. M.
1. July 15.
Rosen.

Sr. Excellenz des
Herrn Armée Ministers
Generalgouverneur des Russisch-kaiserlichen
Rayons, Geheimrat und Ritter
von Alopäus.

Merian kam nach Nancy. Am 6. August 1815 wurde im « Journal du Département de la Meurthe » sein Amtsantritt angezeigt.[42]) Er hatte in diesem General-

gouvernement die nämlichen Aufgaben und Befugnisse wie vordem in Dresden. Ihnen im einzelnen nachzugehen ist uns aber schon darum unmöglich, weil keinerlei Akten oder Aufzeichnungen aus dieser Zeit in Merians Nachlaß sich vorfinden.

Am 7. Juli 1816 traf Merian in Paris ein. Er war berufen worden, die Geschäfte zu leiten, die die Auszahlung der Kontributionen an Rußland bedingte. Auf drei bis vier Jahre berechnete er seinen mutmaßlichen Pariser Aufenthalt, zwölf ganze Jahre ist er faktisch dort geblieben.

Ueber seine diplomatischen Geschäfte ergeben seine Nachlaßpapiere keinen Aufschluß, wohl aber läßt sein nun wieder regelmäßig geführtes Tagebuch einen Blick tun in sein Privatleben und seine Denkweise.

Immer noch ist der 10. August regelmäßig schwarz angezeichnet. „Seltsam", schreibt Merian zu diesem Datum 1824, „seltsam! Gedenkt Ihr noch? Wie, oder habt Ihr vergessen?" 1825: «Ecce jacent! Hilares transcurrunt; nemo vetusta cogitat et nemo quae revenire queunt.» 1827: «Nescio, sed rediisse potest lux tetra: minantur stultitia et mendax quae regit ars populos.»[43]) Daneben notiert er auch freundliche Erinnerungen, so regelmäßig den 4. Januar: «Faustissima dierum! Nata Beatrix»[44]) oder: «Nata mulierum pulcherrima optima purissima». Ob er mit ihr in Korrespondenz stand, erfahren wir nicht.

Nachdem im Dezember 1816 seine geliebte Schwester gestorben war[45]) („muß ich denn alles verlieren was mir am liebsten war"), hatte er die Freude, die letzten Jahre gemeinsam mit seinem Bruder Daniel[46]) zu verleben, der am 4. September 1817 von Basel gekommen war, und den er mit dem familiären Worte „advenit Strahlenhansli" begrüßt; 1818 besuchte ihn auch für einige Wochen «carus frater *Lucas* vir valde bonus». Den Anlaß zu dieser

Reise hatte das sog. Massenaische Anleihen geboten, jene Riesensumme, die 1799 von Basel erpreßt worden war, und um deren Rückerhaltung man sich damals in der Schweiz bemühte. Man weiß, daß die Dinge nicht recht vorwärts wollten, der Basler Stadtrat erinnerte sich in der Verlegenheit sogar seines ehemaligen Mitbürgers, und Merian mag wohl den Kopf geschüttelt haben, als ein offizielles Ratsschreiben aus Basel ihn apostrophierte, daß er „während seines Hierseyns eine unbegränzte Liebe und Anhänglichkeit für Ihre Vaterstadt bezeigt; diese Meynung hat unter den vielen Stürmen, die über uns ergangen sind, gewiß nicht abgenommen. Wohlmeynender Rath und Hilfe ist am thätigsten in Zeiten der Not." Erinnert man sich zudem, wer damals in Basel die Leitung führte, so begreift man, daß Merian fand, man hätte auch Sätze, wie den folgenden, weglassen dürfen: „Wir erlassen diese Bitten an Ew. Hochwohlgeboren als unseren Mitbürger, den verehrten Sohn Sr. Ex. des hochverdienten Landammanns Merian, welcher unserer Stadt so wesentliche Dienste erwiesen hat und dessen Leitung wir besonders in den wichtigen Momenten der letztgewesenen Jahre gewünscht hätten." Merian trat mit dem Stadtrat gar nicht in offizielle Verbindung, sondern schrieb an seinen Bruder Johann Lukas, es scheine ihm, die Sache sei von Anfang an mit zu wenig Eifer, Bestimmtheit und Nachdruck geführt worden und zwar auf einem halb öffentlichen, halb nicht öffentlichen, halb gemeinschaftlichen und halb besonderem Wege, was selten zum Ziele führe. Denn wer eine gerechte Sache habe, müsse laut und unverzagt sprechen usw. Dies bekam der Stadtrat zu hören, und es scheint auch seine Wirkung getan zu haben, denn es kam dann jene Gesandtschaft nach Paris zustande, an welcher Johann Lukas Merian teilnahm, und die wirklich die Rückzahlung des Kapitals größtenteils durchsetzen konnte.[47]) An die alte Heimat fesselte Merian weniges mehr, doch war das Band, das ihn mit Eltern und Geschwistern verknüpfte, nie locker geworden. — Auch

Freunde trafen ein, Butler[48]) besuchte ihn auf Kontinentreisen mehrfach («Aeschylus redivivus» meldet das Tagebuch), Stein und Dresdener Freunde, Oppel, die Fürstin Repnin, suchten ihn auf. Wir hören von Reisen ans Meer, Besuch des Schlachtfeldes von Waterloo und 1818 finden wir Merian auf dem Kongreß in Aachen. Hier wurde er vom Kaiser Alexander empfangen und vernahm von Capo d'Istria, Nesselrode u. a., daß man hoffe, ihn dauernd dem diplomatischen Dienste zu erhalten.[49]) Es war damals mehrfach von einer Sendung nach Holland die Rede. — Warum es schließlich nicht dazu kam, wissen wir nicht. Wir erfahren nur, daß Merian nach Beendigung der Kontributionsgeschäfte zwar in Paris blieb, aber sich vom öffentlichen Leben zurückzog, um dauernd seinen Studien obzuliegen. Gemeinsam mit seinem Freunde Klaproth[50]) betrieb er vergleichende Sprachwissenschaft, er gab 1820 das Tripartitum heraus, und 1826 die Synglosse, deren französische Bearbeitung Klaproth 1828 nach Merians Tode unter dem Titel: Principes de l'étude comparative des langues veröffentlichte.[51]) Noch hatte er die Freude, von der Universität Charkow zum Ehrenmitglied ernannt zu werden, wie dies ihm auch von andern gelehrten Gesellschaften zuvor schon widerfahren war.

Am 7. Mai 1827 meldet das Tagebuch: Excessimus ex urbe et rure constituimus[52]) ubi alma quies aura purior sumtusque minores. Obschon er von guter Gesundheit war,[53]) beschlichen ihn, den Fünfundfünfzigjährigen, mehrfach trübe Todesgedanken. Am 1. Januar 1827 notiert er: quid et ubi 1828? Am 4. Juni: Sepelitus Turgenew (ein Dresdener Freund) Jam bini hoc anno. Quando sequor? Am 25. April 1828 starb er, unerwartet, in den Armen seines treuen Bruders Daniel. Auf dem Friedhofe beim Montmartre wurde ihm ein Gedenkstein errichtet.

* * *

II. Aus Merians Briefwechsel.

Merian an die Mutter.

Wien, 16. Okt. 1799.

Noch heute weiß ich nicht, ob der liebe Papa frei ist oder nicht.[55]) Ich habe zwar Ursachen, das erste zu vermuten; sollte aber das letzte sein, so bin ich darüber fast mehr erfreut als betrübt. In meinem letzten Briefe gab ich zu erkennen, daß ich seine Entfernung (so schmerzlich sie Ihnen, ihm und uns auch ist) in den gegenwärtigen Umständen für kein wirkliches Unglück halten kann. Ich bleibe hierauf. Ueberlegen Sie es selbst, liebe Mutter, und schreiben Sie ihm dann, wenn es noch nötig, und wenn es tunlich ist, ungefähr nach folgenden Gedanken: An seiner persönlichen Sicherheit ist dermalen alles gelegen, und diese ist vollkommen in Bitsch, und wäre sehr unvollkommen auf unserem Gute. Die Gefahr zieht nunmehr (soviel ich in der Weite wissen kann) heran,[56]) ist vielleicht schon da. Welchen Begegnissen, welchen Sorgen, welchen letzten Ausbrüchen des Hasses, welchen Mißverständnissen, welchen Zufällen wäre er nicht in seinem offenen Hause ausgesetzt! Und wieviel besser ist es, daß der Sturm zuerst vorübergehe. Zürich kann das leider bestätigen. Meine Rede wird Sie verwundern, aber — wir können uns schier glücklich schätzen, daß er da ist, wo er, wenn meine Vermutung sich nicht erwahrt hat, ist. Seine Gegenwart würde das, was ergehen wird, nicht abwenden, und hingegen ihn selbst in Gefahr bringen. — Nichtsdestoweniger bemühe ich mich ununterbrochen, seine Austauschung zu bewirken, denn dieses ist meine erste Pflicht. Aber ich würde nie ruhig sein können, wenn ich erführe, daß er sich dann zum zweiten Male in den Wirbel hineinbegeben hätte, wo Freund und Feind bald gleich gefährlich sind. Auf diesen Fall wollte ich ihn also ersuchen und bitten, sich auf dem Boden seines Vaterlandes nicht aufzuhalten, bevor der Feind dieses ganz geräumt hat. Eine fernere Trennung ist doch

tausendmal besser als die Gefahr einer zu frühen Vereinigung, und besser Schaden am Vermögen als Schaden am Leben. Sollte er nun annoch in Bitsch sein, so werden diese neuen Betrachtungen nicht ganz ohne Trost für Sie alle sein; was aber die dortigen Bequemlichkeiten betrifft, so ist ja um Geld alles zu haben, und dieses schone er doch zu seiner Erleichterung auf keine Weise. Wir, die jung sind, werden uns immer durchzuhelfen wissen. Sobald ich das mindeste Nähere erfahre, sobald sich meine Ansicht im geringsten verändert (denn der bisherige Aufschub ändert kein Jota), so werde ich wieder schreiben, damit Sie wenigstens immer wissen, was ungefähr zu erwarten sei. Sobald das Kriegsgetümmel sich nähert, so nehmen Sie den allersorgfältigsten Bedacht auf persönliche Sicherheit. Alles andere ist zu ersetzen.

Die Mutter[57]) an die drei Söhne in Wien.

Januar 1800.

Freüet eüch mit mir, liebe Kinder, der Papa ist bereits in Strassburg eingetroffen und morgen auf das Mittagessen erwarten wir ihn hier. Ich habe durch verschiedene Wege heute zwey Briefe von Strassburg erhalten. Pichon[58]) ist erst Montags in Bitsch angelangt, und da der gute Vatter noch einiges zu besorgen, zu zahlen und zu berichtigen, auch noch bey 40 Visites zu machen, alles bey guten Leuten, die ihm Gefälligkeiten erwiesen, so sind Sie erst Mittwochs abgereist, und da mann ihnen sehr mißrahten, bey jetzigen Zeiten des Nachts zu reisen, so mußten Sie nur kurtze Tagreisen machen. Papa hat ausdrücklich verlangt, man solle seine Ankunfft geheim halten, um alles auffsehen zu vermeiden, womit aber Schwesterli [die Tochter] gar nicht zufrieden, und würcklich m u u l t, weil es sich vorgenommen hatte, entgegen zu fahren; mir aber ist alles recht, was Papa befiehlt, umsomehr, da auch ich das Auffsehen nicht liebe.

[Nachschrift des Vaters.]

Hertzliebe Kinder, ich mus Selbst ein Wörtli beyfügen, damit Ihr gewiß wist, daß ich hier bin. Sonntag Mittags den 12. Januar bin ich angekommen, habe Mama und Schwesterli gesund angetroffen. Danket allervordrist Gott, liebe Kinder, der mich befreyet hat und erhalten, und wieder zu meiner Famille gebracht. Der Brief muß fort, man wartet darauf, also 1000 Grüße von Uns allen an Eüch liebe liebe Hertzen alle. Ein andermal ein Mehreres. Mit meiner Gesundheit geht es auch wieder ein wenig besser.

Merian an die Eltern.

Wien, 26. Okt. 1800.

[. . .] Das Zehntenwesen[59]) erregt, wie wir vernehmen, hie und da einen ziemlichen R u m p a u s. Diese so billige und leidliche Abgabe mußte, nur weil sie uralt ist und die Encyclopédie de Paris sie nicht gutheißt, stracks verworfen werden. Jetzt wäre man froh, man könnte sie wieder einführen, und schickt zu dem Ende Reiter, Fußknechte und Geschoß im Lande herum. So hat eine kurze aber züchtigende Erfahrung das Gute der meisten alten Einrichtungen bewährt, auf die man nun mit ellenlanger Nase und großer Mühe zurückzukommen strebt. Das „Wälzen im Kote" ist ein so treffender Ausdruck, daß man bei dieser Stelle wahrlich glaubt, das gesamte Scandalum vor sich zu sehen.

[Folgt Wäsche- und Kleiderbericht.]

. . . 1 Pr. Hosen hab ich an, im 2ten prangt Daniel, die schwarzen leben auch noch, die langen von München kränkeln, sogar die grünlichten Kriegshosen atmen noch, aber nur unterm Pudermantel. Dazu sind gekommen 1 Paar graue soidisant gestrickte lange, die noch ganz gut sind, und ein Paar pfeffer- und salzfarbene, die ich erst einmal anhatte. Die ledernen sind noch im Flor. [. . . .] Meine 54 Hemden, 54 p. Strümpfe, 44 Schnupftücher, 36 Halstücher, 36 Tücher, 19 Kappen und 18 Hauben sind noch alle

vorhanden. Wenn's an einigen Taghemden um die Krägen herum fehlen will, so lasse ich gleich ein Stückchen dreinsetzen. Die Strümpfe werden fleißig geflickt, Lucas hat schon einige anstricken lassen. Sonst hat es noch kein Unheil abgesetzt. Uebrigens trage ich mehr die Nachthemden als die Taghemden, weil jene das Bürsten und Kratzen besser ausdauern können, und die Zeit hoffentlich schon kommen wird, wo ich nötig haben werde, in diesen aufzutreten. Aus diesem zusammengenommen ergibt sich also, daß ich nicht nur auf diesen Winter vollkommen gerüstet, sondern auch auf längere Zeit versehen bin, welches ich zur Beruhigung der lieben Mama deutlich auseinandersetzen wollte.

Heute Sonntags, 26. Weinmonat, sind 2 Jahre seit unserer Abreise verflossen, — 2 stürmische Jahre. Aber der Sturm legt sich, und die Niedergewehten richten sich allmählich auf. Die ärgste Zeit, die Zeit der Ungewißheit endet, und die Ankunft eines wenigstens ruhigen Zustandes ist insofern gewiß, als die Mächte daran sein werden, das, was diesen Winter über (tale quale) ausgemacht werden wird, dauerhaft zu erhalten.

Merian an Frau von Heidfeld.

Wien, 28. Januar 1801.

Le seul bien que la Suisse a conservé malgré sa révolution c'est le fromage. C'est donc de son fromage, Madame, que je prends la liberté de vous offrir, en me félicitant également de me trouver à 200 lieues de l'endroit où on le prépare, et à 2 minutes de celui où vous demeurez.

Merian an die Eltern.

Wien, Februar 1801.

[. . .] Also die Hopfenstangen[80]) sein weg? nachdem sie mit Pomp aufgerichtet und mit Mühe bewacht worden waren. Wie gar vergänglich sind doch die Herrlichkeiten unserer Zeit. Hat Gritli und Meli und Miki nicht

auch wieder tanzen müssen beim Umhauen? Denn la vogue du jour muß allemal betanzt werden, wenn sie auch der de la veille et du lendemain schnurstracks entgegengetreten wäre: das nennt man konsequent handeln.

Der Vater an Merian.

Februar 1801.

[. . .] Auf St. Alban Schantz ward auch gefeüret, diesen Abend erhielten wir die Friedensarticke[61]), es ist mancher saure Apfel darin, an welchem man großen theils selbs schuld; wegen der Schweiz erwartete man bestimmte Artickel von Unabhängigkeit und der Freyheit sich nach belieben eine Verfassung zu geben, es findet sich aber nichts so ganz deütliches darin; wohl im 11. Artic., wo von batav., helvet., cisalp. und ligur. Republiken geredt wird „unter Garantie jede Regierungsform anzunehmen, die Ihnen schicklich scheine". Der Friede zu Campoformio scheint nun auch die Basis zu seyn, nun wird es haubtsächlich darauf ankommen, wie Frankreich die Schweiz behandeln will, man will vorläufig gute Nachricht haben und glaubt, Einheit werde fallen, jeder Canton hergestellt durch den Foederalismus, mit einer beständigen Tagsatzung, und nur Bürger in den Städten zur Regierüng gelangen, diese Bürgerrechte aber erleichtert werden. Dieses Projekt, welches man glaubt, wäre sehr erträglich; wird sich nächstens zeigen, ob man uns nur amusiert. Wenn dieses Ernst ist, so soll in Zeit von 8 Tagen die Regierung in Bern aufgehoben, ein provis. Triumvirat von Frisching, unserm Hirzel und Landammann Reding gemacht werden und ein Conseil d'Etat von 6 Männern, bis alles anders kann eingerichtet werden.[62]) So meldete man mir im engen Vertrauen; wird sich zeigen, was sich erwahret. Der Aeschenmittwoch war merkwürdig nicht nur wegen der Friedensnouvellen, sondern auch wegen einheimischer Kleinigkeiten. Der alte Lällenkönig ward, wie man sagt, mit Vorwissen der Municipalität wieder an seinen alten Ort gesetzt,

welches so eine Freüde bei allen Bürgern, Gemeinen und Fremden verursachte, wie niemand glauben kann. Alles fragte einander, „hastu den Lällenkönig auch gesehen? o die alten Sachen kommen wieder“, es war in der That eine allgemeine Kinderfreude, ich glaube, wenn der Bürgermeister in Krös und Habit in Rath gegangen wäre, es hätte nicht mehr Redens gemacht. Die Patrioten stutzten, liefen zum Regierungsstatthalter, lärmten, es gebe Händel, vielleicht einen Aufstand, kurtz er schickte zur Municipalitaet und diese muste befehlen, den guten Lälli wieder zu verwahren. Soviel Authorität hat unsre Municipalitaet. Item am Zollstüblein sind Baselstäb noch vorhanden, die weiße Farb aber ganz verblichen und dunkel; in all obiger Freüde und dem Generaltummel, auch wegen guten Berichten von Bern kommt Mahler Heitz mit einem Kächelin Farb und stellt das Weiße gar schön wieder her, abermalen zur allgemeinen Freüde; welches sogleich denonciert worden, eine Stunde darauf wird schon Heitz aufgesucht, um arretiert zu werden; er wird berichtet, laüft zum Statthalter, dem gesagt worden, er habe einen ganz neuen Baselstab gemahlt, — endschuldigt sich, und erzählt, wie es zugegangen, erhält Denk Filzer und Warnung, lacht aber doch ins Fäustli; und heüte Donnerstag wird dieser Baselstab nun zerkratzt, alles sind zwar Kindereyen, aber doch sieht man, wie die Gesinnung von $^9/_{10}$ gerne das Alte sehen, und $^1/_{10}$ schreit und lermt.

[Gleichzeitiger Zettel der Mutter.]

X erwartet täglich von hier abzureisen nach Toulon, um eingeschifft zu werden, ob gegen les Barbares Anglois oder die Türken ist noch unentschieden, da beyden der Tod geschworn und beyden der Garaus solle gemacht werden, welches die Franzosen besonders mit den erstern für so gewiß nehmen, daß Sie sich bereits in die Sparlings theilen und sich auf die hübschen Tschembre Maids freüen; auch hier sind viele Leüte, die glauben, es bleibe den Engländern nichts übrig als ihr Testament zu machen; so offt ich die Freyheit nehme,

das gegentheil zu behaubten, fährt man mir übers Maul, aber dadurch belehrt man mich eben nicht, ich bin weit entfernt, die Sache verloren zu geben. — Man trägt sich hin und wieder in unsern Gegenden mit abentheüerlichen, so unwahrscheinlichen, so höchst erfreülichen Veränderungen, daß man ohnmöglich auch nur etwas davon glauben darff. Diesen Gerüchten zufolge müßte bey nahe alles wieder ins alte Glais kommen. Wer soll aber den Karren aus dem Dreck ziehen; das will niemand wissen.

Merian an den Vater.

Wien, 20. März 1802.

[. . .] Wenn es sich erwahret, daß nebst den schon verlorenen Städten Mülhausen, Genf, Biel, auch Wallis und vielleicht Neuenburg zu Frankreich, Ennetburg aber und Bünden zu Italien soll, so würde die Schweiz so klein werden, und so schwach, daß es französischen Schelmenzungen leicht würde, zu behaupten, sie könne durch und für sich selbst nicht länger bestehen, man müsse sie um ihres eigenen Wohls willen — und das verlange auch das gesamte Volk — ganz unter die Flügel nehmen. Wie gut ist es bei dem allem, daß sich der liebe Papa in gar nichts mehr eingelassen hat und nun so dem Sturm ruhig zusehen kann. Das habe ich allzeit geraten und werde es auch ferner raten. Hier taugt die Mittelstraße so wenig als das Achseltragen. Für oder wider! Wer jenes ist, der zerre am Karren, wer dieses, der setze sich auf einen trockenen Stein, und luge zu. [. . .]

Der päpstliche Nuntius (Erzbischof Severoli) fährt also aus seiner Wohnung am Hof (so heißt ein öffentlicher Platz, auf dem vordem die Burg stand, als Wien noch klein war; aus ihr ward nachher ein Jesuitenkloster, aus diesem das Kriegsgebäude, wo der Hofkriegsrat sitzt und seine Kanzlei). Der Nuntius in einer schwarzen Toga sitzt allein auf dem hintern Sitze einer sehr großen, ganz vergoldeten, ringsum verglasten Staatskutsche, die rot gefüttert ist. Ihm gegenüber

sitzt sein Begleiter, violett gekleidet, chapeau bas. Zwei stolze Rappen, rot aufgeputzt, ziehen den Wagen, auf dessen breitem Hinterteile vier aschgrau gekleidete Diener mit Haarbeuteln und stählernem Degen prangen. So hab ich ihn vor einer Viertelstunde den Kohlmarkt (die Hauptgasse zur Burg) herunterfahren sehen. [. . .]

Merian an die Mutter.

Wien, 20. März 1802.

So gute Dinge man hier auch ißt und so geschickt sie manches zuzubereiten wissen, so ist doch im ganzen keine Küche in der Welt, wenigstens in der, die ich bereiset habe, wie die in Basel. Solche Suppen, solche Gemüse, solche Pasteten und solches Backwerk sind keine mehr unter der Sonne wie zum Schlüssel, zur Gelten, zu Rebleuten und zum Himmel (oder zum Rößlein). Und eine so treffliche Wirtschafterin und gute Erzieherin auch nirgends mehr wie die liebe Mama. Das merke und fühle ich erst, seitdem ich andere Haushaltungen kennen gelernt habe, und also vergleichen kann. Oft hab ich daheim den Grund von diesem und jenem nicht eingesehen und gedacht, es könnte auch anders sein; aber, aber — jetzt finde ich, daß die meisten Leute kränklich, unordentlich, unbemittelt sind, eben weil's in ihrer Jugend anders war als bei uns.

Merian an Butler.[63])

[. . .] Superest ut amicitiae tuae notificem me inter Secretarios quos vocant S. Caes. Maj. in rebus diplomaticis vel cum exteris gerendis receptum, pacificationi Imperii in hac urbe adesse. Tu vero literas solito inscribe more et optime vale.

Ratisbonae 25. Aug. 1802. —

Die Mutter an Merian.

29. Oktober [1802] abends 6 Uhr.

Eben erst erhalte ich einen Brief von Papa durch einen expressen, er berichtet mir mit zwey Worten, daß die Tag-

satzung[64]) sich aufgelöst, die Armée entlassen und er Morgen oder übermorgen nach Haus kommen werde. Alle seine Freünde sind aüßerst um ihn besorgt und befürchten, er möchte neuerdings das Opfer für alle werden. Papa aber kennt keine Furcht und will sich durchaus nicht verbergen; ich weiß selbst nicht, was das beste sein wird und überlasse ihm alles. Einige seiner Jungen Freünde, die mich erst verlassen, aüßerten sich, Sie werden sich ehender in Stücken zerhacken lassen, als zugeben, daß Papa etwas leyd geschehe; fortführen lassen sie ihn nicht, es entstehe was da wolle.

Bey uns ist alles wieder im alten Elend. Alles ist wieder eingesezt, sogar der Polizey-Lieut., ein frömder Kerl, und so auf und herunter, alles, was zur Höllvetick gehört. Ein donnerndes décret ums andre wird von der Höllvetick herausgegeben, sie wollen durchaus gesandte nach Paris schicken, fußfällig den Bonaparte um eine ihm gefällige Verfassung bitten. Und das sind Schweitzer?

Wir haben nun 400 Franzosen in unserer Stadt, die in den Kasernen untergebracht worden, nebst den 300 helv. Mordbrennern, auf gleiche Art logiert, die Officiers sind alle in den Burgers Haüsern, und Niederträchtig genug, den Tisch zu fordern. Wir haben Gott sei Dank noch gar nichts; auch hat der Commandant der Franzosen verlangt, daß keine sollen ins kleine Basel gethan werden; warum? das weist man nicht. [. . .] Man spregt hier die abentheüerlichsten Gerüchte aus, als wollten sich England, Rußland und Preußen für uns verwenden, das ich aber alles nicht glaube. Was liegt doch allen diesen Mächten an der Schweitz, und wann haben wir's verdient, daß man sich unserer annehme! [. . .]

Die Mutter an Merian.

30. Oktober 1802, Morgens 8 Uhr.

Gestern Nachts 10 Uhr erhielt ich noch ein Billet von einem unserer lieben jungen Freünde. Er meldet mir, er werde nebst einem seiner Freünde heüte früh abreisen, nach

Stein, Papa wo möglich da zu treffen, und dahin zu bringen, daß er sich einige Zeit von hier entfernt halte. Ich zweifle sehr, daß es ihnen gelingen wird, obschon ich meine Bitten den ihrigen schließlich bey gefügt, doch so, daß ich Papas Klugheit alles überlasse und bloß Vorstellungen mache. Bis morgen muß es entschieden seyn. Ich fange selbst an Besorgnisse zu haben; man kann sich vorstellen, was die Rasenden Bestien alles anfangen werden, um die vier rechtschaffenen Männer verdächtig zu machen, was ihnen leicht gelingen wird, da die Franzosen nichts anderes verlangen. Sollte Papa noch mahlen weg geführt werden, und zwar allein gehalten wie das erste Mahl, so wollte ich für sein Leben nicht stehen, da seine Gesundheit aüßerst geschwächt, wozu die Letzten ereignisse gewiß noch vieles beygetragen. Er wird sein Leben dahin geben und sein Vatterland doch nicht retten. Lebe wohl, Lieber, schreibe mir und tröste mich, so bald es dir immer möglich.

Die Mutter an Merian.

9. November 1802 Morgens 10 Uhr.

Samstag Nachts um 8 Uhr den 30. October ist Papa in der Stille hier angekommen, er befindet sich außert seinen gewöhnlichen Beschwerden, Folgen seiner vielen Leyden, gantz wohl, ist sehr gelassen und giebt auf die Zukunft noch nicht alle Hoffnung auf. Seit etlichen Tagen bringt man uns von allen Seiten die Nachricht, Papa werde zum zweyten mahl nächtlich aufgehoben und von den Franzosen weg geführt werden, es vergeht kein Tag, da man uns nicht von seyten unserer besten Freünde ersucht, vorsichtig zu seyn, doch gewallt geht für recht, und da ist nicht viel zu machen. Schändlich, 3 Mahl schändlich ist, daß immer nur von der Nacht die rede, und daß sich die höllischen Buben nicht getrauen bey Tage etwas zu unternehmen, ein Beweis, wie gerecht ihre Sache. Der gantze Canton Zürich sowie die Stadt sind entwaffnet, ebenso Zug, Schwitz und die übrigen

obern Cantone, kein eckchen ist mehr von Franzosen frey, doch sind deren nicht 40 000 wie man gedroht, sondern kaum 10 000 eingerückt, in Schwitz selbst nur 40. Alles ist wieder auf den Revolutions-Fuß gesetzt; bis zur geringsten Kleinigkeit; unter Trommelschlag verbotten, keine andern als höllvet. Coccarden zu tragen, alle Baselstäbe auf Befehl des Präfecten durchgewischt oder abgekrazt. Auch hier sollte die Entwaffnung der Stadt Einwohner vorgenommen werden, ist aber biß dahin noch verschoben worden. [. . .] Herr Deputat Sarasin machte Anfangs Umstände, wollte sich nicht entschließen nach Paris [zur Consulta] zu reisen, wurde aber durch einige gute Worte von General Rapp dazu gebracht. Uebrigens glauben die rechtschaffenen hier, daß es gleich viel seye, ob man Gesandte oder Peruque Stöcke aus der Schweitz nach Paris sende, Buonap. werde eine Verfassung für die Schweitz vorlegen, und ihnen blos überlassen demühtig und blindlings zu underschreiben, und dann sind wir geborgen und glücklich auf immer.

Die Mutter an Merian.

17. November 1802.

. . . . Vieles weiß ich nicht bey zu fügen, als daß Dein Vatter, Gott sei Dank, sich in Sicherheit befindet.[65]) Ueber meine Lippen geht der ort seines aufenthaltes nicht, im Gegentheil trachte ich alle neügierigen anderst wohin zu leiten Kannst Du Lieber etwas für Deinen guten Vatter thun, so lasse Dir's angelegen seyn, es ist Deine Pflicht. Der infame Bube Vögelin-Frey[66]) macht den Spion, durchzieht alle umliegenden Gegenden, um Papa auf zu suchen, bestîcht schlechte Kerls, um ihm nachzuspüren und so weiters. — Die Frey compagnie ist entwaffnet; jetz fährt man mit der Burgerschaft fort ein gleiches zu thun, alles weil Vögelin-Frey vor Angst in die Hosen macht. [. . .] Lieber, Lieber, Guter, mein Kopf ist von Wachen und Sorgen so ein genommen, daß ich nicht weiß, was ich schreibe. Zudem lösen

sich die Besuche bey mir ab, daß mir kaum Zeit übrig bleibt zum Schreiben. Nimm vorlieb, antworte mir aber so bald möglich, Deine Briefe sind mir immer Süßer Trost, und wenn ich nur meine Sorgen in Dein Hertz niedergelegt, so finde ich mich erleichtert. Seyt Papas abwesenheit sind wir in unserer Ruhe nicht gestört worden, allein wie nahe stand es, daß er erhascht wurde, da der Officier den Tritt in den Hof tat, da er noch in Onkel Cand.[67]) Stube; eilte durch den Garten und somit fort. Seit dem haben wir ihn nicht gesehen, ich sah ihn nicht einmahl fliehen. — Mit den Franzosen kam dismahlen kein Anverwandter,[68]) man überließ es ihnen allein. — Lebe wohl, Hertzlieber, in großer Eyl, ich habe noch sehr viel zu Schreiben.

Die Mutter an Merian.

29. November 1802.

.... Gestern sandte Herr C. Bourcart einen Brief vom lieben Kleinen [dem dritten Sohne Daniel in Wien] an Schwesterlein, und heüte besuchte er uns selbst, ich habe gefunden, er habe gar grüslig g'hübschet und g'feißet, und denke in ihm meinen lieben Zi[69]) Leibhafftig zu sehen, ebenso fett und wohl genährt. Was mir etwas auffiel und hier sehr ohngewöhnlich war ein mächtiges Crêpe-toupet, einer Hand hoch, wenn nur nicht Lucas auch so angefahren kommt, denn das würde allgemeines Lachen erregen. Schwesterlein, dem ich dieses vorgelesen, sagt, da weiß ich ein gutes Mittel, ich gerathe sogleich mit der Scheere dahinder. Es läst Dich Lieber hertzlich grüßen. — Papa befindet sich in seinem Exilio sehr wohl und schreibt fleißig. — Ich habe mich heüte halb lahm geschrieben an Papa, Dich und den ... [?] Gute Nacht Lieber, es ist ½9, man rufft zum Essen.

Die Mutter an Merian.

19. December 1802.

[. . .] Die Freünde der guten Sache hatten zur Zeit, da die Aussichten besser waren, eine Gesellschafft errichtet,

in der sich alle Abende einfanden alle die eingeweyht waren, Jung und Alt, vornehm und gemein, alles wurde wie Brüder behandelt, alles war ein Hertz und eine Seele, von einem Geist belebt, da waren Kauffleute, Gelehrte, Metzger, Schuster, Schneyder, Mahler, Leüte von 60, andere von 30 Jahren und drunder, größtentheils Hausvätter, alle bereit die Waffen zu ergreiffen, alle hatten ihr Büntelchen geschnürt, ihre Waffen in Ordnung, sich feyerlich verbunden, alles für das Wohl des Vatterlandes auf zu opfern, als der neüe Einzug der Franzosen der Sache eine andre Wendung gab; doch ließen Sie den Muht nicht sinken, es wurde ihnen von seyten des Praefect angezeigt, Sie sollen ihren Zusammenkünfften ein Ende machen. Statt dessen schuffen Sie ihre Gesellschafft zu einem förmlichen Kämmerlein um, und nun darff niemand etwas dawider einwenden, und Sie kommen wie biß dahin alle Abend zu „Gartnern" zusammen, wahrsagen und hoffen auf bessere Zeiten. Von diesen guten Leüten waren einige der Wackersten abgeschickt, den Abend, da Papa sollte angehalten werden, alles zu beobachten und fahls man sich understanden, ihn anderst wohin als in die Stadt zu führen, mit Gewallt zu befreyen. Wir hatten alle Ursache zu vermuhten, man würde ihn über den Rhein gerade nach Hüningen geführt haben, worin mich der Officier, der ihn abholen sollte, noch bestärckte, da er mir ausdrücklich sagte, on n'ouvrira plus la Porte sous aucun prétexte, da es doch die rede war, einen seiner Leüte in die Stadt zu schicken, die sonst zu allen Stunden den freyen Eingang haben, der uns andern verwehrt ist. Gewiß ist, daß man einen Auflauff zu erwarten hatte, wenn man den Papa gefänglich durch die Stadt geführt hätte, deswegen kam der Officier vorerst allein, und sagte bloß: «j'ay voulu *engager* Mr. Merian d'aller avec moi en Ville.» Die Grenadiere, nämlich die 6 ersten, sollten nur von weitem folgen, hatten auch nur die Säbel ohne weitere Bewaffnung. Daß sowohl der Präfect als die Franzosen das Hertz in den Hosen hatten

erhellt sowohl aus allen diesen Vorkehrungen, wie daß die gantze Garnison die Nacht under den Waffen zugebracht, als den Tag vorher die Municipalität abgesetzt wurde. Dies alles als Nachtrag. Des Präfecten Vatter ist gestorben und es findet sich daß die Verlassenheit bei weitem nicht so ansehnlich als man erwartet, das Gut bei L. ist feil, die vier Füchse abgeschafft, zwey derselben gehen bereits vor dem Kaufhaus-Wägelein; also wieder ein Beweis, daß selten einer revoluzt, er wisse den wie die Actien stehen, der Herr Sohn wird gefunden haben, 1000 Neuthaler seyen mit zu nehmen, besonders da jetz die Fabriques so äußerst schlecht gehen.

[. . .] Heüte wird ein gedruckter Brief des großen Ungethüms herum gebotten, worin er den Deputierten der 18 Cantone wie gewöhnlich den Brey ums Maul streicht, ihnen sagt, sie sollen das Föderatif-Sisteme einführen dörffen, jeder Canton solle sich selbst eine Regierung geben und so weiters, und wir sollen immer und Ewig von Frankreich abhangen. Nun ist alles im Jubel, warum? — — Weil die Leüte nicht wissen, was Sie thun. Und ich sage wie ehemals L. des lach ich; o der Thoren und Narren, die nicht einsehen wollen, wie Sie geführt werden; erst alles Gute, dann das Siegel der abhengigkeit darauf gedrückt et vive la liberté.

Merian an die Eltern.

Wien, zum Andreastage
[30. Nov.] 1803.

Teuerste Eltern.

Nachdem die Reichsdeputationsgeschäfte beendigt, und in Regensburg verschiedene neue Einrichtungen zu treffen waren, so haben Seine kaiserlich königlich Apostol. Majestät unter anderm geruht, mich zum K. K. Gesandtschafts-Sekretär am fränkischen Kreise und in Regensburg (wieder bei S. E. dem Freiherrn von Hügel)

zu ernennen. Mein Vergnügen über diese in jeder Hinsicht höchst angenehme Bestimmung ist so groß, daß es einzig durch die lebendige Vorstellung der Freude meiner teuersten Eltern und Geschwister noch vermehrt werden kann. Ich soll 30. November in Regensburg eintreffen, dort einige Monate bleiben, und vielleicht gegen das Frühjahr auf einige Zeit nach Nürnberg geschickt werden.

Die Mutter an Merian.

18. Dezember 1804.

Unter den vielen Spöttereyen, die ein gewisser Vorfall[70]) veranlaßt, findet man folgende nicht übel: Ein Comédie-Zettel an allen Ecken angeklebt: On donnera aujourd'hui au Théâtre de la Nation une tragédie nouvelle, armée de tout son spectacle, l'enterrement de la République, au profit d'une pauvre famille corse. Sodann: der heilige Vatter, von Buonaparte zur Salbung aufgefordert, beklagt sich, daß kein Oel in der heiligen Flasche; prenez ceci en attendant, sagt B. und reicht ihm ein Fläschchen dar mit der Ueberschrift: Vinaigre aux quatre voleurs. [. . .]

Merian an den Bruder.

Regensburg, 6. Sept. 1805.

Liebster Bruder Lucas.

Alles, was hier folgt, ist einzig für Dich, sogar der erfreuliche Anfang noch. Ich werde höchst wahrscheinlich in einigen Wochen nach Nürnberg gehen, um dort bis auf weiteres zu bleiben als Geschäftsträger. Das ist mir nun sehr lieb — aber sehr unlieb ist mir, daß ich bis auf diese Stunde eine mir höchst angelegene und doch an sich nicht gar schwere Sache nicht habe zustande bringen können. v. B. ist seit dem Mai bei mir, er wäre zu meinem Zwecke vollkommen recht — aber durch einen unerklärbaren — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — Sinn, der ihn jeden

Schein von Abhängigkeit, ja von Dankbarseinmüssen, verabscheuen macht, abgehalten, wird er bald wieder weiter reisen. Und doch ist gerade jetzt mehr wie je ein solcher Jemand mir nötig. Ich brauche ihn in zwei Eigenschaften, erstlich als Gehilfe im Arbeiten, und dann als guten Freund, der die häuslichen Geschäfte übernehme, denn ich muß nun nicht mehr in den Gasthäusern leben, sondern ein eigenes Hauswesen haben: darum muß er geneigt sein zu heiraten. Die Zeit ist kurz. Ich bin in einer wahren und dringenden Verlegenheit. Hilf mir doch, liebster Bruder! Es ist ja ganz unglaublich, daß nicht ein solcher junger Mensch (nur nicht unter 24 Jahren) in der Welt sein soll, da ich fast keine Bedingnisse vorschreibe, und eine gute, angenehme, lebenslängliche Versorgung anbiete, dergleichen jetzt so äußerst selten sind. Und mir wird es wahrlich schwerer, eine solche Wohltat an den Mann zu bringen, als es andern wird, sie zu suchen und zu finden. Wäre ich in Basel und so bekannt und geachtet wie Du, ich wollte gewiß bald jemand finden. Auf ein angenehmes Aeußeres, gute Sitten und eine fröhliche Stimmung des Gemüts lege ich hier den vorzüglichsten Wert. Gelehrsamkeit braucht's gar keine, davon habe ich genug für Beide. Rügle [?] Dich doch recht, Du kannst es gewiß reisen. Wie mancher Vater, wie manche Mutter müssen so etwas herzlich wünschen! Aber es muß ein frischer junger Mensch sein, der noch Blut in den Adern hat, und nicht allem abgestorben ist, und alles gleichgültig ansieht. Selbst unter den guten, aber nicht vermöglichen Familien in Basel müssen noch einige solche sein. Die Anträge, die ich machen kann und will, sind gewissermaßen wirklich brillant: es soll an Geld und Ehre nicht fehlen. Ich bitte Dich, sorge. — Ich muß noch beifügen, daß mir ceteris paribus ganz besonders gedient wäre mit einem Herrn von. In Schaffhausen, Zürich, Bern (in Lörrach? Freiburg?) sind ja die in Menge — und ebenso gern als nach Cairo und Gibraltar sollte man doch nach Nürnberg oder Wien gehen. Nimm

also auf den Umstand einige Rücksicht. Es ist für *sein* Fortkommen und gewissermaßen für *mich* besser. Doch ist das natürlich kein ausschließliches Bedingnis, nur wäre es mir viel lieber. Genau nimmt man es dabei nicht, und es ist ganz einerlei, ob es von Hallwyl oder von Kilch oder von Speyer oder von Arx (ich glaube, es gibt *Bauern*, die so heißen) lautet. Ebendarum war mir auch v. B. so recht — aber er ist — ich weiß selber nicht was und er noch weniger. (Gibt es keine unreiche De Bary?)

P. S. Eine *hübsche Figur* und Antlitz. Ist kein Burckhardt zu haben, kein Wettstein? Nur kein lächerlicher Name, Kerzenpickel, Zwilchenbart[71]) usw. Es gibt ja in Basel so viele verdeckte und verrostete d e, d'Annone usw.

Merian an die Eltern.

Nürnberg, 7. Sept. 1806.

Teure Eltern.

Unter den vielfältigen, nicht immer angenehmen Arbeiten, die ich habe, und in der Ungewißheit des Aufenthaltes, in der ich beständig lebe, habe ich bisher unterlassen, Ihnen anzuzeigen, daß ich *wirklicher Geschäftsträger* bin. Was aber geschehen wird, wenn ich einst diese Stadt verlassen muß, das weiß ich nicht. Vielleicht werde ich dann nach Würzburg versetzt, welches mir sehr lieb wäre. Kommt indessen wirklich ein Krieg, so rumpelt ohnehin alles durcheinander und der Klügste kann nichts erraten. Mein alter Spruch: *für keine ungelegten Eier zu sorgen*, leuchtet mir täglich besser ein, denn nie war noch ein so heillos *Gefehre*, das alle Entwürfe und Berechnungen zu Schanden macht. Das andere Sprüchlein: *kommt Zeit, kommt Rat*, ist auch nicht zu verachten, und manches hat sich von selbst gegeben und gefügt, das man früher mit allem Reißen und Zerren nicht in die *Zarke* gebracht hätte.

Ich weiß gewiß, daß die Anzeige, welche oben steht,

meinen teuern Eltern Freude machen wird, und ich hoffe, daß sie niemals andre von mir erhalten werden.

Merian an die Eltern.

Nürnberg, 22. Juli 1807.

Teure Eltern.

Seine k. k. ap. Majestät haben geruht, mich (ganz unerwartet) zu Allerhöchstihrem Geschäftsträger am Großherzoglich Badischen Hofe zu ernennen. Ich werde künftiges Jahr über Basel nach Karlsruhe reisen.

Merian an die Eltern.

Nürnberg, 31. Aug. 1807.

Teure Eltern.

Unbeschreibliche Freude hat mir Ihr Brief gemacht. Es scheint, daß meine Nachricht just recht kam, als eben alles versammelt. Da sie jetzt schon in verschiedenen Zeitungen steht, so hört alle Zurückhaltung von selbst auf. Die Wienerzeitung ist zuerst damit herausgerückt. Es haben eine ganze Menge Leute nach diesem Platz geseufzt — weil er wirklich einer der angenehmsten ist — und wenn mir der Minister nicht so geneigt wäre, so hätte ich ihn gewiß nicht erhalten — und zwar um so weniger, als ich von der ganzen Sache damals nichts wußte, und die Ernennung erhielt, bevor ich nur wußte, daß von der Vergebung die Rede sei. Ich bin nach Wien berufen, um die neue Instruktion zu empfangen. Ich verreise in der Mitte des Oktober und komme im November wieder zurück hieher. Wann ich nach Basel komme, so werde ich einen Sekretär und zwei Bedienten mitbringen, wenn ich sie nicht voraussende. Wäre Raum für diesen Troß für etwa sechs Tage?

Daß ich mein ganzes Sincrepinli der lieben Mama übergeben darf, ist mir ein unermeßlicher Trost. In der Quantität ist zwar nicht viel verhaust, aber in der Qualität . . . Du lieber Himmel, in zehn Jahren!

Die Mutter an Merian.

Herbst 1807.

[. . .] Auf dem Schützenhaus war ein Schießet mit Armbrust, Papa erschoß sich abermahls eine zinnerne Suppen-Schüssel.

Mit aller möglichen Sorgfalt will ich Dein Sincrepinlein verlesen und mit Freüden ersetzen, was etwan abgeht, nur muß ich alsdann vernehmen, was Dir am angenehmsten.

In Carls Ruhe herrschen zwey Parteyen, einer seits der alte Regent mit seiner Jungen Frau, anderseits alle Nachkömmlinge des Regenten, die äüßerst un zu frieden mit der jetzigen Regierung und besonders mit der Verschwendung der jungen Frau, die sich Schlösser und Lusthäüser in menge Bauen läßt, und überhaubt alles weißt auf ihre Mühle zu leyten. Edelsheim besizt das gantze Vertrauen des alten Regenten, wird aber von den Underthanen gehaßt, und soll eben kein Sully seyn; sein Sohn ist ein Tummer adelsstoltzer Bube. Kommst Du Lieber nach Carls Ruhe, so erwirb Dir die Freündschaft des jüngern von Degenfeld, Officier under den Garden, er hat eine Bürgerliche zur Frau. Trachte auch mit Oberhoffarzt Schweighart, Land fisicus, und seiner Frau bekannt zu werden, so hast Du an dieser ein Mütterlein. Hofraht Reinhard, ein feiner Mann, hat artige Töchtern, und gilt etwas am Hofe. Mache auch Bekanntschafft im Haus des 80jährigen Oberförsters Schmid [?], er hatt eine sehr gute Frau und eine gute Tochter. Hofrat Meyer, dessen Sohn in Basel gewesen, glaubt sich auch was. Du kannst Dir vorstellen, mein Lieber Guter, daß obiges alles nur ohnmaßgebliche gedanken, indem ich nicht weiß, was Dir Deine Verhältnisse erlauben. Im gantzen sind die Einwohner von Carls Ruhe gute angenehme Leüte, unter denen Du gleich zu Hause sein wirst, der so genannte Adel ausgenommen, die mit ihrem Bettelstoltz nicht wissen, wie Sie sich gebahren sollen. Freylich wird das gegen einen k. k. Gesandten eine

ganz andere Art seyn als gegen uns Bürger-Canaille. Doch wir haben ihren Stolz und Verachtung zehnfach zurück gegeben und uns nicht wenig darüber belustigt, besonders über die Gesichter, die sie geschnitten, da sich der alte Regent mit uns underhalten. Vielleicht kannst Du Dir aus obigem doch etwas heraus nehmen, das Dir dienen kann. Noch eins, am Badischen Hof sind die brauchbahrsten Leüte keine Ahnen- und Adelsstolze, sondern blos Bürgerliche. Auf alles was ich Dir hier sage, kanst Du fußen. Melde mir ob meine Mühe ganz unnüz gewesen, oder ob Dir etwas von meinem Geschreibsel dienen kann.

Merian an die Eltern.

Nürnberg, 8. Sept. 1807.

Teure Eltern.

[. . .] Vorzüglich um meiner lieben Eltern willen — um ihnen Freude zu machen, habe ich mir nun seit bald zehn Jahren alle die Mühe gegeben und keine Anstrengung gescheut. Es ist gelungen, und ich habe den großen Trost, daß meine Eltern mit mir zufrieden und über mich vergnügt sind. Das ist mir hinreichend. Was Andere dazu sagen oder denken, das kann mir einerlei sein. Den Beifall aller jener Sch . . . gesichter bedarf ich nicht. Hätte das Schicksal gewollt, daß ich, anstatt mich zu heben, von Stadt zu Stadt ohne Erfolg gewandert, und zuletzt in ärmlicher Gestalt zurückgekehrt wäre (wie so mancher ebenso rechtschaffene und brauchbare Jüngling), da hätte man das Gekrächzge und das Gespötte hören sollen! Nun ist's umgekehrt — und da bückt sich wieder alles. Debary konnte die Meilen von Carlsruhe bis Basel anno 1807 ausrechnen — aber 1798 konnte er nicht ausrechnen, daß seine Stimme beim Postamt entscheidend sein werde, um mir ein bescheidenes, stilles Plätzchen zu verschaffen. Das sind Sch . . . gesichter! wiederhole ich, die sich nur nach Wind und Wetter richten. Auch werde ich, wenn ich nach Basel komme, für meine

Eltern, Geschwister und einige Freunde leben, und den Demokratentroß, den's innerlich doch grimmt, daß ich kein „Bürger Friedensrichter" werden mußte, hinstellen, wo er hingehört. Das verstehe ich meisterlich. Umgekehrt wird aber niemand artiger und gefälliger sein können als ich, gegen die, die's verdienen. Nur soll mir alles vom Leibe bleiben, was wähnt, ich sei jetzt mehr wert als zur Stunde meiner Abreise 1798. Ich habe nicht darum Vaterland, Vater, Mutter, Brüder und Schwester und häuslichem Glücke und Ruhe entsagt, um nach zehn Jahren mich von dem nämlichen Gesindel wieder begaffen und beschnüffeln zu lassen, das mich einst ohne alle Ursache auf die heilloseste Weise mit den Meinigen ins Elend teils trieb, teils treiben wollte. Mein Ersatz ist wenigstens der, daß sie jetzt an meiner Türe stehen und warten müssen, bis sie gemeldet und angenommen werden, und ich nie an der ihrigen. Das alles ist nicht Stolz, sondern Vergeltung. Ich beleidige nie zuerst. Punctum. [. . .]

Merian an den Vater.

Wien, 28. Okt. 1807.

Teurer Vater.

Ich befinde mich in einer kleinen Verlegenheit, aus der ich Sie bitten muß, mich durch Ihren Einfluß zu ziehen. Durch einen höchst sonderbaren Mißverstand findet meine Ernennung nach Carlsruhe Anstand in Paris. Es ist nämlich im verwichenen Mai ein kaiserlicher Officier namens Roll in Nürnberg auf bayrischen Befehl verhaftet worden, weil er unerlaubte Werbung getrieben haben soll. Ich war zu gleicher Zeit in Nürnberg und habe nach meiner Pflicht über diesen Vorfall an den Allerh. Hof berichtet. Weiters habe ich weder den mindesten Schritt getan, noch ein Wort gesprochen. Zudem ist Roll entschieden unschuldig, — wäre er es aber auch nicht, so würde mich doch dieser bloß militärische Handel nichts angehen, und es ist ganz unbegreif-

lich, wie man mir etwas davon zurechnen kann. Nichts destoweniger hat der Badische Hof (dem übrigens für sich meine Ernennung vollkommen angenehm war) von Paris aus die Weisung erhalten, meine Erscheinung in Carlsruhe abzulehnen, „weil ich in jene Rollische Geschichte verwickelt sei und daher an einem Hofe des rheinischen Bundes nicht auftreten könne". (Insofern nämlich — denn diese Erläuterung muß man dazu setzen, — einesteils alle jene Höfe in der größten Abhängigkeit sind, und anderseits Werbung und dergl. in Paris dermalen vorzüglich übel aufgenommen wird. Eine kurze und oberflächliche Eröffnung der Art tat auch noch, zwei Tage vor seinem Abtritte, Talleyrand an den k. k. Gesandten Grafen von Metternich. Dieser zeigte es dem hiesigen Ministerium an, und erhielt sogleich den Auftrag, die Sache aufzuklären und beizufügen, daß der Allerhöchste Hof nicht gesonnen sei, von wegen eines ganz unbegründeten Verdachts von einer vollzogenen und bekannten Ernennung abzugehen. Weil aber bei den gegenwärtigen allgemeinen Verhältnissen dergleichen minder wichtige Erläuterungen oft lange verschoben und durch offizielles Dringen gewöhnlich nur noch erschwert werden, so habe ich nicht nur die Erlaubnis, sondern den Befehl von dem Allerhöchsten Ministerio erhalten, die Hebung des Mißverstandes auf dem indirekten Wege selbst zu versuchen, und ich habe diesen Befehl als ein Merkmal ausgezeichneter Rücksicht und als einen Beweis höchster Zufriedenheit und des Wunsches, meinen wahren Vorteil zu befördern anzusehen.

Ich glaube nun, daß, wenn entweder Maillardoz oder sonst jemand, der Zutritt hat, von Ihrer Seite, teurer Vater, beauftragt würde, den — wahrscheinlich durch ein elendes Commerage, vielleicht auch durch Verwechslung entstandenen — Mißverstand beim französischen Minister Champagny (der indessen auf Talleyrand gefolgt ist) zu beseitigen, so würde dieses das kürzeste und sicherste Mittel sein, mich selbst und gewissermaßen den hiesigen Hof aus einer mir

unangenehmen Verwicklung zu ziehen. Zu dem Ende wäre anzuführen: 1. Daß ich Ihr Sohn, und also keineswegs aus dem Monde gefallen bin, (man hat beliebt mich « un certain » zu nennen). 2. Daß ich in anerkannten öffentlichen Geschäften und also keineswegs sub rosa in Nürnberg war. 3. Daß ich sogar von einem Hofe des rheinischen Bundes (Würzburg) zu einem Kongresse mit andern solchen Höfen (Bayern, Württemberg, Baden, Fürstprimas usw.) bevollmächtigt war und noch bin, und bis auf diese Stunde (folglich ein halbes Jahr lang nach jenem Vorfalle) mit ihren Gesandten im täglichen offiziellen Verkehre stand. 4. Daß mir über jenen Vorfall von keiner Behörde, von keinem Beamten auch nur ein Wort gesagt worden ist, und daß in allen Rollschen Verhören und Papieren sich nichts ergeben hat, welches den entferntesten nachteiligen Schatten auf mich werfen könnte. — Wenn diese Gründe nicht sowohl im amtlichen als im vertraulichen Wege vorgetragen und die Einleitung so getroffen wird, daß es nicht das Ansehen einer Rechtfertigung (von der keine Rede sein kann), sondern einer Erläuterung eines offenbaren Mißverstandes und vorzüglich einer väterlichen Verwendung gewinne, so ist nicht zu zweifeln, daß das unstatthafte des Verdachtes sogleich eingesehen und eine Verfügung werde zurückgenommen werden, die nur Mangel an Kenntnis oder Entstellung der Wahrheit hervorbringen konnte. In solchen Fällen ist allemal leichter durch mittelbare als durch unmittelbare Einschreitung geholfen, und der Gesandte oder Beauftragte eines kleinen Staates erreicht den Zweck immer leichter als der eines großen, weil sein Vortrag weniger Aufsehen erregt. Um jedoch die Sache auf alle Weise zu erleichtern, so ist der Graf von Metternich bereits angewiesen, sich mit Maillardoz, oder wer es sonst sein mag, vertraulich zu besprechen, und seinerseits mitzuwirken. Es wäre also Ihr Beauftragter zu unterrichten, sich v o r a l l e m mit dem Grafen zu unterreden, und ein zusammenwirkendes Benehmen zu entwerfen.

Doch wird bestimmt der Anfang von seite des Andern geschehen müssen, indem eine einmal gegebene ungünstige Antwort an den k. k. Gesandten selbst die Schwierigkeiten sehr vergrößern würde, und eine solche wirklich zu erwarten ist, wenn nicht vorher eben durch anderseitige Darstellung und Aufklärung die Wahrheit in volles Licht gesetzt wird.

Bei Ihrer unendlichen Liebe zu Ihrem Sohne darf ich mich aller Bitten und aller weitern Worte enthalten. Ihrem Herzen genügt, abermals zu seinem Glücke beigetragen zu haben, und auch der Umstand wird bei Ihnen nicht unwirksam sein, daß der Allerhöchste Hof (welchem wir alle so sehr ergeben sind, und der mich bei allen Anläßen vorzüglich gnädig behandelt hat) selbst einigen Wert auf die baldige Ausgleichung dieser Sache zu legen scheint.

Die Mutter an Merian.

6. September 1808.

Eylig antworte ich auf Dein hertziges Brieflein. Machst mich würcklich zu lachen: über Krieg und Frieden soll ich Dir was sagen? Eh beng, wie jener sagt, es heißt allgemein, Oesterreich rüste sich mächtiglich zum Krieg gegen Frankreich, ebenso Rußland. Die Franzosen hingegen schreyen jämmerlich in ihren officiellen Zeitungen, es seye an allem kein Wahres Wort, Sie stehen mit obigen beyden Mächten im besten Vernehmen. In Spanien muß nicht alles im reinen seyn; entweder gar keine französischen Berichte über jene Gegenden oder so widersprechende, daß zum erbarmen. Da haben die Franzosen eine Stadt mit Sturm erobert, sich aber wohl bedächtlich aus derselben zurückgezogen und ihr Laager vor der Stadt aufgeschlagen, eine gantz neüe manier. Der neüe spanische König hat für gut befunden, Madrid zu verlassen und sich 47 Meilen näher gegen Frankreich nach Burgos zu ziehen, weil die Insurgenten ihr glück weder einsehen noch begreiffen wollen. Directe Briefe aus Spanien hat man hier gar keine; alles, was Verwandte in spanischen

Diensten hat, ist besorgt; die alten Schweizer Regimenter sollen sich zu den Insurgenten geschlagen haben. Alles, was Hände hat, wird aufgebotten gegen Spanien zu marschieren. Sie werden auf Wagen zu Tausenden abgeholt, um durch Frankreich nach Spanien geschickt zu werden. Die Vesten in Frankreich werden durch Rheinbundstruppen besezt. Die Conscribierten sind schon für das Jahr Eilf ausgehoben. Die Freywilligen, deren es sehr viele gibt, werden gefesselt den Regimentern nachgeschlept. Die Rheinbundstruppen reißen Schaaren weis aus, wollen nicht nach Spanien. Alle französischen Generale ziehen sich in Spanien mehr oder minder zurück. Der Große Mann isch heim [von Bayonne] 's mueß ebe nit alles luter si, suscht hätt' er sich no meh abätte loh.

Nun kommen wieder Sorgen. Die Engländer haben die Schweiz in Dreck geführt und lassen Sie drin sitzen, eylen mit Sack und Pack davon, sogar den [?] bringen sie wieder heim. Der Spanische König puzt dem englischen Gesandten den Buben, und dieser steht wie der Butter an der Sonne und weißt sich nicht zu verthaydigen. Preußen will durchaus nicht zum Rheinbund, zieht sein armes Völcklein zusammen, weißt sich aber nicht zu helffen, läßt tauffen und mit under strickt die arme Königin ihren Buben Strümpfe.

Hier also, mein Hertziger, was ich auftreiben konte. In Paris ist das Gelt erbärmlich rar, man escomptiert 7 p. C. welches sagen die Kaufleüte ohne exempel; in London ist Gelt und Credit im überfluß, sagen die gleichen. — Da ich sehr eylig schreibe, mußt Du, Lieber, mit dem Gemengsel vorlieb nehmen. Eyle, Spute dich, in 14 Tagen ist Herbst, der Weinstock steht prächtig. Sollte Deine Sendung nach Carls Ruhe etwan auch mit Krieg und Frieden zusammenhängen? Ich sollte fast denken, da es gar nicht vom Fleck will. Der Talleyrand [der neue französische Gesandte] macht reisen in d'Schwiz, will em doch Sy Ma nit nofrogt, 's wird aber

niene fetiert. — Wir sind erbärmlich mit Obst-dörren, -erlesen und verkauffen beschäfftigt, haben über vier Sester mirabelles, fast ½ Sack, gedörrt, fahren noch immer fort. Seit 30 Jahren, sagt der Gärtner, habe es nicht so viel Obst gegeben. Schade, schade, daß ich Dir nicht nach Wien Birnen schicken kann, bey jeder die gespeist wird, heißt es immer, das wär e scheni für dä guet Zi. Summa summarum, es vergeht kein Tag, da nicht von Dir in Liebe geredt und keine Stunde, daß nicht Deiner gedacht wird von Deiner

Alten Mutter.

Die Mutter an Merian.

Ohne Datum.

Willst Du etwan noch Graf werden? wie Gesandtschafts Secretaire Girtanner genannt Luxbourg, also betitelt von einer alten Masure, die sein Vatter erkaufft, einige Jahre besessen und Schulden halber wieder verkauffen müssen. Als Graf steht L. in der Allg. Zeitung.

Die Mutter an Merian.

6. Nov. 1808.

[. . .] Es scheint Du Lieber, wollest in Wien Hütten bauen, da Du nach einem Jahre, so Du allda zugebracht, vom Nachfragen eines Logis redest, ein Beweis, daß die Mutter Recht hatte, als sie versicherte, gewiße Leüte seyen nimme umme z'bringe wenn Sie emol ebbis im Kopf hän. Der erfolg zeigt die Wahrheit dieses Satzes. Von allen seyten heißt es: „isch er denn no allewyl z'Wien, mer hend gmaint er käm in d'Nochberschafft, mer hend iß scho gfrait en bald z'seh." Gerne möchten Sie auch fragen, wie und wann, ich breche aber immer gantz kurtz ab mit den Worten: er het in Wien no gar viel z'thue gfunde. Das glaubt aber niemand, sondern begnügt sich Spöttisch zu lächeln, das mich offt ärgert, weil ich keine andere Antwort geben kann noch darff. [. . .]

Merian an die Schwester.

Wien, 28. Februar 1910.

Liebe Schwester.

Der Fürst Paul Esterhazy als Gesandter, Dein Cousin[72]) als Gesandtschaftsrat und Baron Foulon als Gesandtschaftssekretär gehen im März nach Dresden. Sage du niemand als den lieben Eltern und Geschwistern davon. Deinem Cousin soll obiges auf die ehrenvollste und schmeichelhafteste Weise, so wie er eintrat, eröffnet worden sein.

Merian an die Eltern.

Wien, 10. April 1810.

Meine Abreise ist sehr nahe, vielleicht diese, vielleicht nächste Woche, ich gehe allein voraus mit 2 Wagen. Es läßt sich alles sehr gut an, und ich bin, considérant les circonstances, überaus zufrieden. Drei, die dieses Jahr mit mir waren, warten noch und sind ungewiß, während ich in salvo bin. Nun folgen aber stante pe noch einige Bitten, um deren Gewährung ich schönstens bitte [. . .] Hat jemand einen abgändigen goldenen Uhrenschlüssel und will mir ihn schicken, so nehme ich ihn dankbarlichst an. Hier kriegt man um viel Geld nichts als Brendlimurerarbet uf e Firobe. [. . .] Wenn die liebe Mama mir eine recht große Freude machen wollte und zwar mit Dingen, welche tagtäglich um mich wären, so wären es folgende: a.) ein Rasierzeug, mehr dauerhaft als prächtig. Ich bediene mich keiner Schüssel, sondern eines Pinsels — da muß denn aber ein länglicher Behälter sein, in dem die Seife ist, wo sie mit dem Pinsel schäumend gemacht wird. Nur alles hübsch groß und handfest, nicht brändlimurerigs und papierenes. Dermalen bin ich gar schlecht versehen, mit blecherner Büchse und alles einzeln, anstatt daß es in einem Kästchen niedlich beisammen sein soll. Pinsel, gutes Streichleder und ein stolzer Spiegel zum Aufrichten wären Hauptitem.

Merian an die Eltern.

Dresden, 11. Mai 1810.

Da bin ich wieder in floribus, mit einem Schreiber, zwei Bedienten und einer alten Frau als Aufputzerin. Den 8. kam ich an und machte den 10. meine Staatsbesuche bei den Ministern, Gesandten usw. Dem Kabinettsminister übergab ich mein Creditive. Meine Wohnung ist sehr hübsch. Ich ward überall hier sehr gut aufgenommen, aber von niemand so gut und ausgezeichnet wie von dem französischen Gesandten, der mir gleich alle möglichen Höflichkeiten erwies, mich herumführte usw. (tongo!)

Merian an die Eltern.

Dresden, 25. Mai 1810.

[. . .] Hier meine Lebensbeschreibung: Um VII (sollte sein VI, aber es ist noch zu tschip dazu und man befindet sich im Bette zu wohl und mientsch) wird aufgestanden, geschellt — die erste Arbeit verursacht der Bart, der alle alle Tage leider geschoren werden muß. Dann wird zweimal geschellt; so kommt das Frühstück, nämlich eine Teekanne, in der etwas Tee und ein Fingerbreit Wasser ist, eine große Kanne voll siedendes Wasser, Milch, hier Rohm genannt, und gestoßener Zucker; dieser in einer gläsernen Schale, jener in grün- und goldenem Porzellan. Dazu ein Laib weißes, sehr leichtes Hausbrot, nicht Semmel. Nun sind schon Petenten und Klienten und Passanten da, die harren. Man zieht sich aber zuerst noch an, und dann beginnt das Red' und Antwort geben, und dauert bis 1 Uhr. Um 1 Uhr setzt man sich ganz allein zum runden Tisch im Eckzimmer und ißt, (aus dem „Engel".) sehr gut zubereitet: Suppe, Rindfleisch, zwei Gemüse oder auch keines, wie sich's fügt, Eingemachtes, piscis, Braten (meistens ein Vogel) und Salat mit Eiern. Trinkt dazu aus einem wunderschönen böhmischen Glase, das (ebenso wie Rolands Schwert Durindana hieß) den Namen fair and true hat, helles Brunnenwasser und kuschtet

wieder dasselbe Brot. Dazwischen, mehr aber beim Frühstück, liest man ein oder zwei Zeitungen — vorzüglich um das gar zu schnelle Hineinessen, worin man noch jetzt ein vorzüglicher Meister ist, zu verhindern. Nach Tische liest und dann schreibt man, weil das die ruhigste Zeit ist. Abends, da die Stadt jetzt ganz verlassen und überhaupt nie Gesellschaft ist, rennt man auf Marieneck, ein steinerner Vorsprung und Bank im Garten des einst so berühmten Grafen Brühl, an der Elbe, auf dem Stadtwall, unweit der schönen Brücke. Dort setzt man sich hin, denkt über das $^2/_5$ böse, $^2/_5$ närrische und $^1/_5$ gute Wesen unter dem Mond nach und schreitet zuletzt wieder heim, wo um IX entweder kalter Braten, Butter usw. oder Tee wie frühe aufgetragen — und darauf zwischen X und XI dasselbe Bett bestiegen wird, aus welchem man sich früh um VII erhoben hatte. Den goldenen Schlaf zählt man, mit Fug und Recht, unter die besten Güter dieser Erde.

Sobald etwas an dieser Lebensweise wird geändert werden, referemus.

[Sodann hier] folgende treue Schilderung meiner Kleidungsarten. Es sind deren hauptsächlich dreierlei.

A. Im Hause: ungarische Stiefel, graue lange Kasimirhosen, nicht weit und nicht eng, gestreiftes Gilet mit einer Reihe Knöpfen, hohem Kragen, ganz zugeknöpft, eher kurz als lang (und sattsam weit, denn ich bin gewaltig dick und gesund wie sieben junge Katzen). Ein dickes Halstuch (von den mir geschickten, fest angezogen, mit einem winzigen Schleifchen vorn), ein grauer Ueberrock, auf den Leib gemacht.

B. (NB. Meine Haare sind fast immer leicht gepudert und mit einem fast unsichtbaren Zöpfchen verziert.) Ausgehen. Entweder a.) wie A, nur statt des Ueberrockes ein dunkler Frack, item runder Hut, Handschuhe, Stock. Oder b.) Uniformüberrock, schwarzgrau, mit gelben Knöpfen, zwei Reihen, hoher stehender Kragen, von violettem Samt, reich mit Gold gestickt, dreieckiger Hut mit Cordons, Sporen (jetzt

gelbe, seit das Silber abgeliefert wurde), oder c.) statt des Ueberrocks ein Uniformfrack, schwarz-grau, und schwarze Koppel mit goldenen Löwenknöpfen, vergoldeter starker Degen (noch eine Klinge aus dem dreißigjährigen Kriege mit lateinischen Sprüchen), goldenes Portepée.

C. Glanz. Englische Stiefel und Sporen und lange Hosen von weißem feinem Kasimir (selten kurze und weiße seidene Strümpfe, Schuhe, kleine runde gelbe Schnallen, noch seltener schwarze Hosen und schwarze Strümpfe). Gilet detto. Uniform: Scharlach, Knöpfe gelb, schwere Epauletten, Kragen, Aufschläge, Aermel ut supra, Futter weiß Kasimir oder Seide, Koppel golden, großer, pelziger Hut. Eh ben? (Livrée grau, Kragen schwarz mit Gold.)

Merian an die Eltern.

Dresden, 30. Mai 1810.

Am Ende dieses Blattes werde ich eine rechte Rede an den lieben Papa halten, — seine Kinder so zu erschrecken, und dann nur einen Augenblick noch zweifeln, ob man sich in ein heilsames Bad begeben wolle. [. . .] Woran erkennt man die Echtheit des Eau de Cologne? Könnte ich ein Fläschlein mitbekommen? Aber nicht mit Tee vermischt, wie weiland das von Frankfurt. Ich habe in Prag und hier gekauft, dort war's Eau de Prague, und hier Eau de Dresde. [. . .]

Viel tausend Grüße an Onkel Jérémie und ich pflichte ihm bei wegen Dresden. Stadt und Gegend niedlich und schön, ja malerisch, große Ordnung, Reinlichkeit, gute Speisen, vorzüglich das Deputatbrot, höfliche, dienstfertige, billige Leute. Aber Nürnberg! Für das habe ich einmal eine unvertilgbare Vorliebe, so verzwickt unruhige und gefährliche Tage ich mitunter dort hatte. Jetzt ist's freilich auch verbrumbeerlet, wie leider solche Städte alle! [. . .] Ueber das balde, balde mußte ich lächeln, so spricht man hier, da sind die Katzen nicht schwarz, sondern schwarze,

und es regnet nicht oft, sondern o f t e. Auch zum Singen sind ihre Kehlen nicht, da muß man die böhmischen Weiber hören, bei Umgängen und dergl. Wie im Himmel singen die, man kann sich's ungehört gar nicht vorstellen. (Ich schreibe die Hälfte stehend, da wird ein kleines Tischchen auf den großen Tisch gestellt; die verschiedene Stellung des Leibes ist erleichternd und gesund.)

A n r e d e.

Lieber Papa! Die Bitte, die ich im Namen Aller vorzutragen habe, ist so billig, und ihre Erfüllung so notwendig, und wir Alle, hauptsächlich ich, würden so bekümmert werden, wenn sie nicht gewährt würde, daß ich meine Anrede schon mit der gewissen Hoffnung der Unterzeichnung des am Schlusse angebrachten frohen J a anhebe. Ich habe viele Jahre um nichts gebeten — ein Sohn, der nichts unrechtes getan und seine Eltern immer geliebt und geehrt hat, darf doch auch einmal etwas bitten und wird es erlangen, wenn es auch einigen kleinen Hindernissen ausgesetzt wäre. Geht doch nichts auf Erden gar ohne Häkchen. I n e i n B a d reisen! Nicht wahr? Wenn der liebe Papa gesehen hätte, wie ich erschrocken bin, als ich von der Krankheit las, er könnte mir die Bitte gewiß nicht abschlagen — gewiß nicht. Es sind ja Bäder ringsum zur Auswahl. Und es ist nicht nur um die Kraft des Wassers, es ist die Veränderung, das fleißige Gehen, viel Luft genießen, alle Sorgen und Geschäfte vergessen, fröhlich sein, ausschlafen — und viel anderes Heilsames. Ach, was sind doch alle Schätze und Ehren ohne Gesundheit! I n s B a d a l s o, i n s B a d? J a, m e i n Z i.

Der Vater an Merian.

19. Juni 1810.

Lieber Sohn.

Ich muß auch wiederum die Feder ergreifen, um Dir einige Zeilen zu schreiben, woran mich die Unpäslichkeit

einiger Wochen verhinderte. Dato geht es Gott Lob mit meiner Gesundheit allgemach besser, so daß ich meine Raths-geschäfte während der Abwesenheit Herrn Consul Sarrasins, auf der Tagsatzung in Bern, ordentlich besorgen kann, bloß ist noch Mattigkeit und Müde vorhanden, — und der appetit kommt auch zum Theil wieder. Schon einige Monate vor der Krankheit verspürte ich einige Unbehaglichkeit, ich habe mich aber tapfer dagegen gewehrt und gesträubt, war auch bis auf die letzte Stunde im Rath — da ich endlich unter-lag und heimkroch in das Bett. Du kannst also nun disorts ganz beruhiget seyn; nur die Kummerhaftigkeit der lieben Mama war schuld, daß Sie Dir wegen Unentschlossenheit, in ein Bad zu gehen, klagte. Man deliberierte blos mit dem Herrn Dr. Burckhard, (Deinem ehemaligen Ballen-freünd) der unser Leibmedicus ist, was und wohin und wie die Sache anzustellen, und dann ward geschrieben und bestellt, in dem berühmten Habsburger oder Schinznacher Bad, so-bald Herr Consul zurück seyn wird, ungefähr zwischen 8 à 14. Juli, als der besten Saison. Ich habe daher der lieben Mama vorgeworfen, sie habe mich bei Dir verlaümdet, wo-bey Wir es also bewenden ließen.

Es ist uns sehr angenehm, aus Deinen Briefen zu er-sehen, daß Du mit Deiner Laage und Aufenthalt sehr wohl zufrieden bist. Alles macht uns sehr viele Freüde, sonderlich die Ehren, die Dir zu theil worden, desto größer und seltener, als einem Frembden. Und da Dir dieses auch bei ab-gewechseltem Ministerio aufgetragen worden, so zeigt sich dadurch ein merkwürdiges Zutrauen. Eine Menge Zei-tungen, auch eine französische, der Publicist, redten von Deiner Reyse und Ankunft in Dresden, welche uns alle zu Gesichte kamen und in der Lesegesellschaft public worden sind, so daß allgemein davon gesprochen worden. [. . .] Also der-malen vale et Valetudinem tuam cura diligenter.

Merian an die Eltern.

[ohne Datum.]

[. . .] Erstlich möchte ich sehr gern wissen, wie die Bade- und Trinkkur nunmehr wirkt. Sie scheint etwas stark gewesen zu sein, wird aber, nachdem sie vorbei ist, und wenn die Kräfte durch heilsame Speisen und nicht zu viel sitzen wieder ersetzt sind, hoffentlich viel Gutes schaffen. — Ist denn das [von ihm gesandte] Buch mit dem grünen Schnitt noch nicht da? I mecht dubedänzig werde! Mit einer andern Sendung ist es mir auch so gegangen. Was man nicht mit seinen eigenen fünf Zinken faßt und von einem Orte an den andern trägt, das, man zähle darauf, bleibt liegen. Es ist ein verwünschtes Geschlecht um die Menschen puncto Ordnung und Zuverlässigkeit!

[. .] Mit vollem Munde stimme ich allem bei, was die liebe Mama von der Dienerschaft schrieb. Einreden lasse ich mir nie das allermindeste, und eher wollt ich das Nötigste entbehren, als einen Bedienten fragen: wie meint er? oder: wie könnte mans machen? Nicht aus Hochmut oder aus Besserwissenwollen, sondern weil der Untergebene überzeugt sein soll, der Vorgesetzte übersehe ihn in allen Dingen. Daß das in der Tat nicht immer so ist, ist eben ein großer Schaden, und die verkehrte Welt, wo der Knecht gescheiter ist als der Herr. Dazu mag ich nichts beitragen. Hingegen schimpfe ich auch nimmermehr, belohne, wo es billig ist, und werde aufs ordentlichste bedient, denn man weiß schon, daß nicht zu spaßen ist. Von jeher habe ich die Bedienten und Zofen à la théâtre gehaßt, wo sie eine Art Freunde, ja Ratgeber und Leiter sind; eine in der wirklichen Welt nicht seltene, aber unselige, vermaledeite Sache, deren Gift ich aus Beobachtung kenne. Zudem, 1. habe ich alle Schlüssel in Verwahrung, 2. ist alles aufgeschrieben, 3. lasse ich nie durch Bediente irgend etwas von Bedeutung einkaufen, und gar nichts, dessen Preis ich nicht selbst weiß — so kann's denn nicht gar übel fehlen. Diese Vorsicht ist

notwendig. Wer keine Frau hat, ist dem Betruge doppelt ausgesetzt. [. .] „Zum Spiel zwingen": Zi läßt sich zu nichts zwingen, und wenn der Difel und si Groẞmueter käm! [. .] Hätt's bald vergessen: Am Sonntag bin ich dem Könige und dem Hofe vorgestellt worden. Einer sagte: on voit à votre physionomie que vous n'êtes pas né Autrichien. Habe ich denn ein so närrisches Gesicht, dem man gleich ansieht, wo es gewachsen ist? [. . .]

Ich habe Goethe[73]) kennen gelernt. Er war einfach schwarz angezogen, trug Stiefel, runden Hut, seine Orden. Er mag bei 60 sein. Seine Haare sind schwarz mit grau untermischt. Er hat eine sehr hohe, etwas zurückliegende Stirne, wie Homer und alle großen Dichter. Sein Kopf, der eher schmal ist, spitzt sich gegen oben hinten zu. Schwarz und schön, und immerfort in Bewegung sind seine Augen. Das Angesicht ist länglicht und gefurcht, die Nase adlerisch. Seine Gestalt ist ansehnlich, gerade, fast zurücklehnend, sein ganzer Anstand männlich, sehr ernst, beinahe trocken. Er sprach von ganz gewöhnlichen Dingen auf eine ganz gewöhnliche Weise. Das tut er mit Fleiß. —

Die Mutter an Merian.

11. Oktober 1810.

In unserer Stadt ist alles in Bewegung über den so äüßerst billichen Beschluß des großen Mannes,[74]) daß auch wir den nehmlichen Zoll zahlen sollen, wie in seinen Landen von allen Colonialwaaren, die sich in unserm ländchen bereits befinden oder noch eingeführt werden sollen. Die Art solches zu verlangen ist wie gewöhnlich allerliebst, mit der angehängten Drohung, daß wo wir nicht sogleich und pünktlich folgen, so werde er selbst Maßregeln nehmen und seine Leüte senden, solches zu bewirken. Es geht doch nichts über unsere neüe Freyheit. Daß ein Tiran in seinen Landen herrscht, daß er seine Underthanen drückt, lasse ich gelten, daß er aber Leüte, die er selbst

für frey erkannt hat, auf gleichem Fuß behandelt, ist ohne Beyspiel, so wie viel anderes. Zum klugen Grund giebt er in seinem Machtspruch an, erstlich als Haubt Sache, den Engländern Eintrag zu thun, und dann den Producten, die in seinem Land gepfuscht werden, und welche die Colonialwaaren ersetzen sollen, Abgang zu verschaffen. Beydes wichtige Gründe für uns, wir werden Narren seyn und seinen Dorgis für Colonialwaaren anzunehmen, zehnmal lieber unsern guten Land Honig, als sein Geschmiere. Ebensowenig wird er die Engländer dadurch Bändigen; die lachen seiner Ohnmacht, und da Sie mehr als 3½ Welt Theil offen haben, mag er ihnen verschließen, soweit seine Macht reicht, aber nur biß dahin und nicht weiter, Allein Herrscher der ganzen Welt ist er doch Gott sei Dank, biß dahin noch nicht. Wir armen Schufften dörfen uns nicht Muxen und müssen ohne Widerrede gehorchen. Lustig ist anzusehen, und wir müssen unsres eygnen Elends lachen, wie sich jedes noch nach seinen Kräften mit Zucker, Caffée, Gewürtz und dergleichen versieht, so haben wir z. B. für 100 [?] dergleichen Ziigs eingetan, ohne eben eine überschwengliche Menge dessen zu besitzen, da der Zucker 26, das Caffée aber 20 Batzen das Pfund kostet, an Muskat Bluft oder Nüsse ist seit langem nicht mehr zu gedenken, da eine der letzteren 8 Batzen kostet, so daß wir uns mit Pfeffer behelfen müssen. In Zukunft wirds noch zehnmal ärger kommen, und kommt keine glückliche Veränderung, die aber gar nicht zu hoffen, so werden wir zuletzt von all dem Ziigs gar nichts mehr haben. Vive la canaille! Lustig war gestern und vorgestern anzusehen, wie Knechte mit Karren und Hutten, Mägde mit Körben und Weibchen mit einem Zuckerstock und einigen Pfündchen Caffée unter dem Arm sich creützten, Straße auf und ab lieffen, sich zu rieffen: „hesch au g'holt?", „jo y ha au no ebbis y doh" und so weiter. Jetzt aber hat der Spaß ein Ende, da bereits alles nach dem aufgelegten Zoll berechnet wird, und biß dahin niemand Lust bezeügt, solchen

zu bezahlen. Wie lange aber? Immer beweist dieser Spaß unsere Freyheit und gäntzliche ohnabhängigkeit. Erst rumorte es wegen Herabsetzung der alten französischen Geld Sortes, nun ist dieses aber bereits über einem größeren Jammer vergessen. [. . .] Du wirst denken, mein Lieber, ich underhalte Dich mit Sachen, die Du besser weißt als ich, allein „weß das Hertz voll ist, deß geht der Mund oder in dessen Ermanglung die Feder über"; man hörte seit etlichen Tagen nichts anderes; gegenwärtig ist der Staatsrath, alias XIIIer versammelt, um über das wie zu beratschlagen; daß alles pünctlich muß befolgt werden, darüber ist man längst einig.

[. . .] Also habt ihr doch Trauben! Die unsrigen sind dieses Jahr zur Hälffte von dem Ungeziffer gefressen worden. Schwesterli, welches einige ausgeschnitten, sagt daß sie eine gantze Ménagerie enthalten, als Wespen, Fliegen, Mücken, Würmer, blutte Schnecken, und noch anderes Geschmeis, das man kaum los werden konnte. Auch waren Sie nicht extra Süß.

Dr. Burckhardt, welcher Papa vor etlichen Tagen ohnberuffen besuchte, findet ihn weit besser als bey seiner Rückkunfft aus dem Baad, er seye viel Munterer, habe bessere Farbe. [. . .]

Merian an die Mutter.

Dresden, am Lucaetag 1810.

[. . .] Gestern habe ich allerlei Wollenzeug — unter anderm zwei braune Watsäckli — in einer kühlen Kammer nach Vorschrift verwahrt und dergestalt iterpetinlet, daß man's bis Leipzig riechen muß.

Apropos Leipsic: dort waren englische Waaren im Ueberfluß von allen Gattungen; sie wurden öffentlich verkauft [. . .] Du guet Müeterli, wie ha-n-i Di doch so lieb! Das dachte ich soeben, als ich so am Ofen stand. (18. Okt. nachts um VIII.) Und hernach dachte ich,

das will ich geschwind hersetzen. Ich bin ganz allein. Die andern sind im Theater, wo „Blind geladen“ von Kotzebue gegeben wird. Ich bin kein großer Bühnenfreund — gute Lustspiele gibt's wenige, und die wenigen werden selten gegeben. Ifflandiana kann ich auswendig: ein schwacher Kommerzienrat, der mehr ausgibt als einnimmt, eine eitle Frau, ein ungeratener Bub, ein redseliger alter Knecht, der den Kopf schüttelt, und etwelche Juden — zum Abwechseln ein steckensteifer Minister, der sich um jeden Pfifferling bekümmert und mit einem Privatsekretär scharmuziert — in dem Ringe tummelt sich Iffland ewig herum. Trauerspiele liebe ich nicht, weil des Trauerns ohnehin genug ist — und Heldenspiele, wo die Ritter mit tönenden Namen um sich werfen und fleißig saufen und Storchenschritte machen, kommen mir halb lächerlich und halb betrübt vor. Wir Deutsche sollten uns sehr hüten, an die Vorzeit zu mahnen. Restat die Opera: Nun, wer den Unsinn ansehen kann, der muß andere Begriffe haben als ich.

Die Mutter an Merian.

[Ohne Datum. Anfang Winter 1810.]

[...] Da hier alles in Sorgen wegen Diebs Gesindel, so beeifert sich jedermann Lanternen auf zu stellen; erst war der Vorschlag alles zu erleuchten; diß wurde aber ohntunlich von der Hand gewiesen, und zwar schon vor einigen Monathen, da man nicht schicklich fand, Leüte zu etwas zu zwingen, das ihnen gleichgültig. Es sollte eine Taxe auf die Haüser gelegt werden, nach dem Preis wie Sie in der Brand Cassa angeschlagen waren. So würde es manchem, der jetzt an eine Lanterne 4 frs. oder gar nichts bezahlt, weil keine Lanterne in seiner Nachbarschafft aufgehängt, 60—80 fr. getroffen haben. Das würde nur allgemeinen Unwillen erregt haben; armen Häüserbesitzern würden 5 Batzen zu viel gewesen sein, da die mehrsten entweder gern im finstern Tappen, oder gar nicht nötig haben bey Nacht aus zu gehen.

Die Sache underblieb also größtentheils auf Papas Antrieb, der leicht einsah, daß dergleichen Undernehmungen in unserer Stadt nicht leicht aus zu führen.

Man erwartet gleich bey Antritt des neuen Landammanns eine Tagsatzung, um sich wegen dem einrücken der Franzosen im Tessin zu berahten, da wird aber wohl die Antwort lauten tel est notre bon plaisir oder mache-n-ich nit krutig, suscht kumm y ich alle-n iber der Kabis. Schlucken und schweigen ist in jetzigen Zeiten wohl das beste, besonders für uns, die wir ein Tröpfchen im Ocean ausmachen. „Wenn mer nur um e March stärker wäre, so wotte mer derfir", sagte jener, aber so müssen wir uns die Luft vergehen lassen. Kommt keine Hülffe von Oben, so bleiben wir im Dreck — Sela. [. . .]

Das Mädchen [die neue Dienstmagd] ist auf unserm Gut gebohren, noch sehr jung und ohnerfahren, wird sich weisen ob eine Magt wie wir sie bedürffen, kann aus ihm gezogen werden. Für Treüe und Rechtschaffenheit hat es keine Noht, an gesundem Verstand fehlt es ihm auch nicht, zudem ist es kalt und still. Können wir uns mit ihm gedulden, so wäre es eine Wohlthat für seine Eltern, die außert ihme noch 5 Kinder haben. Freylich wirds anfangs hapern und klägden von allen Seyten geben „diß ist nicht gemacht und jenes nicht besorgt", ich kann mich aber nicht entschließen, eine Magt nach heütigem Schnitt zu nehmen, die nur viel Lohn, Trinkgelter und Caffée fordert, bey jedem anlaß aber sich äüßert, „das ist nicht meine Arbeit, das thue ich nicht, das ist mir zu schwer" und wie die Worte weiters lauten, zu dem Stunden mit ihrem Putz und Frisur zu bringt, und wenn Sie endlich fertig, einer Hure so ähnlich sieht wie ein Ey dem andern, ein Wunder, wenn es beym aussehen sein bewenden hat.

[. . .] Seit dem das verdammte Decret wegen dem Zoll angelangt, so hat der Raht und Papa ins besondere Tag und Nacht vollauf zu arbeiten, niemand von der Canzlei

ist cumpabel einen Auffsatz eines Schreibens oder Bedenkens zu machen. Papa giebt nicht zu, daß schlechte Arbeit abgehe, da würcklich gegen Frankreich jedes Wort muß auf die Waage gelegt werden und man nur zu sehr geneigt ist uns alles übel zu deüten und uns aufzubinden, woran wir nie gedacht. Um die Sache recht gut zu geben setzt sich Papa selbst hin und schreibt offt bis in die tieffe Nacht. Also auch an Papas Krankheit sowie an allem übrigen Unglück in der gantzen Welt ist — — — schuld. Dieses Ungethüm hat allein mehr unheil zu verantworten, als alle übrigen lebendigen Menschen. Bleibt es bey seinen gemachten Anstalten wegen unsrer Kaufleüte, so ist die Handlung gäntzlich dahin, da können wir uns hin setzen, die Hände in den Schoß legen und uns an gähnen. Der jammer bey uns ist im gantzen sehr groß, und doch was will man machen, gehorchen müssen wir, um nicht gantz zu grunde gerichtet zu werden. Bereits wird der Zucker zu 38 bz. das Pfund verkaufft, der vor einigen Tagen noch zu 25 zu haben war, für 2 Jahre bin ich versehen und nach diesem mögen andere sorgen. Im Feb. 1808 kauffte ich 150 Pfund Zucker zu 12 bz. das Pfund. Dieser dauerte mir biß jetz, aber freylich hatten wir einen gantzen Winter des Morgens zum Thee Honig anstadt deß Zuckers, wir waren so daran gewöhnt, daß wir keinen underschied mehr fanden, nur mangel an Honig ließ uns wieder zum Zucker greiffen, aber freylich ist nur von Milchthee die rede. Wir werden wohl wieder zu diesem Mittel greiffen, so bald man unsern Imbin den Honig nehmen kann, welches aber erst nach dem Neüen Jahr. Der Landammann hat aus verschiedenen Cantonen, auch von hier, einige Kauffleüte verlangt, die berahten sollen ob und wie die Vorstellungen könnten und dürfften gemacht werden. Diese sitzen nun bey 10 Tagen in B. und noch können Sie nicht ins reine kommen.

Lustig ist bey allem jammer, daß bey jeder unvernünfftigen Zumuhtung, die uns gemacht wird, immer angehängt

wird c'est pour votre bien, c'est pour le salut de votre commerce, und was dergleichen Floskeln mehr. Was aber diese Leüte für Begriffe haben müssen oder wenigstens andern gern bey brächten, erhellt aus folgendem, daß sich der französische Gesandte Talleyrand gegen Papa äüsserte, an Baumwolle werde kein mangel entstehen, da seye nicht möglich, da bereits angefangen worden sei Baumwollbäume zu pflantzen (mahnt an les petits coquins, qui m'ont assuré qu'ils ont des chemises, da der Patron befahl Hanf zu säen.) Er fügte bei, man müsse sich des Zuckers, Caffée, Thee, des Gewürtz und dergleichen entwöhnen, anstatt Zucker den in Frankreich erfundenen Trauben Sirup gebrauchen und so weiter — da doch die Franzosen die größten Zucker Fresser in der gantzen Welt, die ihn handvoll weis fressen und im bloßen Wasser Sauffen; wird sich weisen, ob Sie à la longue sich diesen Zwang gefallen lassen. — Nun wird wohl eine Zeitlang niemand krank werden dörffen, wenigstens weder Purgieren noch Laxieren, da alles in Beschlag genommen, was dazu erforderlich. O Tongo — tongo — was müssen wir uns nicht alles gefallen lassen.

Der Vater an Merian.

25. December 1810.

Lieber Sohn.

Schon lange habe ich Dir auch wiederum einmahl schreiben wollen, und zwar so lange, daß ich vielleicht Eins und anderes seither vergessen habe.

Sehr ehrenvoll und für mich besonders erfreülich waren jene Schreiben,[75]) die Du mir vor etwas Zeit communiciertest, und die bisherigen Folgen zeigen, daß Sie nicht bloße Complimenten waren und daß die Gesinnungen sich continuierten. Und nun ist der Bär auf diplomatischem Weeg erloffen; ich wüntsche nur immer gute Gesundheit, die übrigen Qualitäten sind durch Fleiß und Beharrlichkeit

bereits erworben. Mit meiner Gesundheit geht es Gott Lob besser. Der appetit stellt sich wieder ein, dieser aber hat noch viel zu arbeiten, wenn Er nur zum Theil ausschoppen soll, was zusammen gefallen ist. Den ganzen Sommer über wollte es gar nicht vom Fleck, und seit einigen Monaten sind wir mit Arbeiten und zwar sehr unangenehmen so überfallen, daß Wir mehrere Wochen ganze Täge auf dem Rathhaus zugebracht haben, bis alles von der grausamen Colonialgeschichte eingerichtet war. Außert dem Verbrennen, welches noch nicht begehrt worden, geht nun alles seinen ungerechten Weeg. Und der Herr Landammann befindet sich sowohl deswegen als wegen Besezung des Cantons Tessin ohne Antwort. Dieses letztere macht uns ein wenig bange; es hat mehr Anschein, daß die Truppen allda bleiben werden, und sollte einmal ein Stück abgerissen werden, so hat alles ein Loch, da ohnehin von der Réunion der Schweiz wiederum frisch gesprochen wird. Meine Meynung ist, und sie herrscht aller Orten, alles zu thun was man verlangt, alles zu evitieren, was man nicht gerne siehet, damit man sich Selbs keinen Vorwurf zu machen habe. Kommt ein Unglück, je nun, so kann man sich tröſten und mus ein Verhängnis des Schicksals glauben. [. . .] Wenn die Stelle des Landammanns wiederum wenn Gott Leben giebt an mich kömt, so halte ich die Schweiz für gerettet, denn im Laufe des nächsten Jahres muß sich allerhand zeigen, besonders ob sie aufrecht stehen bleibt, welches ich noch immer hoffe, oder es müste gar keinem Worte zu trauen seyn. [. . .] Herr Consul Sarrasin hat mich seit einigen Wochen unruhig gemacht, er war entschlossen abzubätten; wovon man die Folgen weist. Ich wandt alles in der Welt dagegen an, erregte wichtige Vorstellungen aus der obern Schweitz, die endlich von Würkung waren und nun sitzen Wir wiederum im Frieden nebeneinander, und jedermann ist dessen froh.

Nun lebe wohl, Lieber! Gott erhalte Dich ferners in Deiner wichtigen Laufbahn in allem Wohlseyn, in Treue

und Rechtschaffenheit, und gebe uns allen was uns gut seyn mag. Adies.

Dein bester Vatter

Andreas Merian.

Die Mutter an Merian.

27. Februar 1811.

Weine mit mir, liebes Kind, Dein guter Vatter ist nicht mehr.[76]) Kaum vermag ich Dir dieses zu schreiben. In der Nacht vom vergangen Sontag auf den Montag überfiel ihn Morgens um 4 Uhr ein Frost mit Diarhé und Erbrechen, auf dieses folgten Schmertzen im Leib und ganz außerordentliche Schwäche. Diese nahm zu von Stunde zu Stunde. Beyde Dr. Burckhardt und W. wandten alle ersinnlichen Mittel, leyder vergebens, an, kamen 4 mahlen in einem Tag, fanden den Kranken immer Schwächer, zwar verlor er die Gegenwart nicht, ächzte aber ohnabläſſig, und wenn man ihn befragte, ob er große Schmertzen habe, so war die geduldige Antwort „ach nein, aber immer wehrend auf der rechten Seyte". Er nahm gantz keinen Anteil mehr, fragte nach niemand, ließ gedultig alles mit sich vornehmen und sagte nur etliche Mahl „So war mir noch nie, ich bin sehr schwach." Abends 5 Uhr kamen die Drs. wieder, fanden den Puls fast ohnmerklich, sagten beide, es gehe geschwind, ohnbegreifflich geschwind zum Ende, und so war es leyder auch. Gegen 8 Uhr kam der Seelige in gentzliche Stille, seüffzte nicht mehr, atmete gantz leise und verschied um 8 Uhr. Gegen 9 kamen die Drs. wieder und waren gantz erstaunt, daß der Seelige so geschwind geendet. 24 Stunden, hatten Sie gehofft, würde die Krankheit dauern.

Morgen wird Dein guter Vatter bey St. Theodor begraben; früh um 5 Uhr in Herrn Diaconus M. Haus getragen, und um drei Uhr Nach Mittags begraben.

Ich kann nicht mehr für dißmahlen, alles wartet auf mich. Gott erhalte Dich gesund.

Die Mutter an Merian.

1. März 1811.

Was ich Dir mein Lieber in meinem lezten Brief geschrieben, weiß ich nicht mehr, noch sind meine Gedanken nicht geordnet, doch ist es Bedürffniß für mich an Dich zu schreiben. Der unersetzliche Verlurst, den wir alle erlitten, betrifft Dich wie uns; könnte etwas denselben erleichtern, so wäre es die allgemeine Theilnahme. In vielen Jahren sind nicht so viele Thränen um einen eintzigen Menschen vergossen worden als um Deinen nun Seeligen Vatter. Findest Du, daß Dir etwas zu wissen nötig, so frage mein Lieber, und ich werde alles getreü melden was mir erinnerlich.

Den 27. Februar war der Begräbniß Tag Deines Seeligen Vatters. Da ich überzeügt war, er wolle bei seinen Vättern und Vorältern begraben seyn, so ordnete ich es folgendermaßen. Morgens früh um 5 Uhr wurde der Leichnahm von 10 Mann in des Diaconus Haus jenseits gebracht. Herr Diaconus hatte sich gefälligst dazu angebotten; auf den gleichen Tag abends 3 Uhr erfolgte das Leichenbegängnis, zu dem wir außert den gewöhnlichen gar keine anstalten getroffen; das that ein jedes Collegio für sich. Neben dem Sarg gingen die Vorgesetzten der Zunfft zu Rebleüten, nach den Anverwandten folgte der Cantons Raht, Staats Raht, Gericht diß- und jenseits, Stadt Policey, dann das gantze hiesige Militair, frömde hier anwesende Officiers (einige französische Offiziere), das Appellations Gericht, Criminal Gericht, Cantons Canzley und Stadt Canzley, Cantons Policey und untergeordnete Beamte, Cavallerie, doch ohne Pferde, vor dem Sarg. Vom Diacons-Haus biß zur Leiche machten die ehemalige Frey Compagnie, nunmehriges Stadt Bataillon und die Stadt Garnison zu beyden Seyten Spalier, — auch die Universität war nach ihrem Rang in corpore anwesend, die Waysenkinder, alle Schulknaben diß und jenseits und alles was

nur Achtung genießt [?] von Mans Personen in der gantzen Stadt. Schon die Rheinbrücke und alle Straßen bis zur Kirche waren gedrängt voll Leüte, so daß man sich kaum durchdrängen konnte. Die Kirche war über der Thür mit Blumen Cräntzen geziert, eben so der Altar; auf diesem in einem Runden Crantz von Weißen Rosen des Seeligen Portrait in alabaster schwartz eingefaßt. Alle Cräntze waren grün mit weißen Rosen und Schwartzen Bändern. Beim eintritt in die Kirche ertönte eine Trauer Music, wobey 16 junge Frauenzimmer weiß gekleidet Sangen. Doch mehr als diß alles bewies die hertzliche Theilnahme die außerordentliche Stille der großen menge und die viellen still geweinten Thränen. Die Kirche war gedrängt voll, so daß viele Leüte stehen mußten, doch war deshalb nicht minder die gröste Ordnung und Anständigkeit beobachtet.

Ich hatte wohl überlegt daß der Herr Antistes das 80ste Jahre angetretten, und ihm der Seelige so nahe am Hertzen gelegen, daß es vielleicht über seine Kräffte gewesen wäre, die Leichenrede zu halten, erwählte also dazu seinen Sohn, Diaconus jenseits. Der Leichentext, der in der gantzen Bibel nicht besser hätte ausgesucht werden können, waren folgende wenige Worte: 1. Buch Samuel cap. 25. V. 1. Und Samuel starb und gantz Israel versammelte sich und trug laydt um Ihn.

Lucas und Schwesterli haben die Personalia selbst zusammen getragen, wir fanden von dem Seeligen bloß die wichtigsten data angegeben. Alles dies sowie die Leichenrede kommt später.

Ich kann dißmahlen ohnmöglich mehr schreiben, es gibt der Beschäfftigungen und Besorgungen so viele, die alle auf mir, Lucas und Schwesterli liegen, keine Seele die uns weder mit Rat oder That zu Hülffe kommt noch die geringste Anleitung gibt.

Merian an die Mutter.

[Dresden] 8. März 1811.

Ach mein Gott! ein schwarzes Siegel. Ich schrieb den inliegenden Brief noch so voll Hoffnung — o mein liebes Müeterli — welche Nachricht — und so schnell — aber ich weiß nicht, ob das nicht besser ist. Er litt doch nicht lang, und eilte seinem Lohn zu, und ging in die bessere Welt, frei und ungebeugt, und still und sanft. Für ihn ist es ein Glück, aber für uns kein Trost. — Kann ich irgend etwas tun oder sagen, liebe Mama, das Sie beruhigen oder aufheitern kann, mit dem größten Eifer will ich es tun. Wir wollen uns alle bestreben, Ihr Leben zu versüßen, alles einrichten, wie Sie es freuen kann — recht gehorsam sein in allem. Noch liegt der Weihnachtsbrief von ihm in meiner nächsten Schublade, so schön geschrieben, wie von einem Mann von 40 Jahren. Und nun schreibt die Hand nicht mehr — aber Gutes hat sie getan, unendlich, und überwunden!

Merian an Mutter und Geschwister.

Dresden, 26. April 1811.

[. . .] Die liebe Mama soll sorgfältig alles Unangenehme vermeiden, sich nur mit Angenehmem abgeben und das Uebrige durch die Kinder abtun lassen, welchen es nicht schadet, indem sie jung und frisch sind, und etwas Widerwärtiges leichter abschütteln. Der lieben Mama soll man, wo sie steht und geht, Samt und Blumen unter ihre wohlgebildeten Füßlein breiten. Das ist meine und gewiß unser Aller Meinung, denn mit allem Fleiße und aller Liebe können wir doch — wenn wir es recht bedenken — nie vergelten, was diese Mutter von Anbeginn für uns getan und um unsertwillen ausgestanden hat. Dafür sind wir nur schuldig und verbunden — und das ist noch gar nichts außerordentliches — ihr nichts zu erweisen, als was sie gern hat und zugleich alles wegzuräumen, was ihr mißfallen kann, ohne zu forschen und zu untersuchen

warum und weswegen. Genug, unsrer lieben Mama wäre dieses oder dieses zuwider, also weg mit — oder dieses und dieses könnte ihr einen vergnügten Tag, eine vergnügte Stunde machen: also her mit.

[. . .] Jetzt hoffe ich doch bald zu vernehmen, daß ein schönes Haus gefunden worden ist — aber kein baufälliges, lieber etwas mehr geben und etwas rechtes haben, um Geld bekommt man ja alles in der Welt. Das Eckhaus am Graben kenne ich, von außen nämlich. Da wohnte der lange Burckhardt mit der kleinen Frau, glaub ich. Verbelieren läßt sich alles, wenn es nur noch in den Mauern fest genug ist, die kann man nicht berbelieren. Die Lage wäre hell und gut — und aufs äußere kommt viel weniger an als auf inwendig niedlich und Raum, wie sich die liebe Mama kurz und gut ausdrückt. Domhof, warum nicht gar! nur nichts Düsteres, nur kein Raubschloß, nur keine enge Gasse, nur kein Moos im Höfli — das sind verwünschte Dinge für die, die viel zu Haus sitzen. Luft und Sonne stärken Leib und Seele, ohne daß mans merkt, — und wie erquicklich ist im Winter ein lichtes Wohnzimmer gegen Mittag, wo schon zum Frühstück ein Sonnenstrahl leuchtet und dieselbe Sonne noch die Abendteekanne beglänzt.

Merian an Karoline Pichler.[77])

Prag, 26. April 1811.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen in einer Angelegenheit, die mich sehr wichtig dünkt. Collin[78]) spricht davon, seinen „Rudolf" unvollendet zu lassen. Man müßte kein Oesterreicher, kein Deutscher, ich hätte beinahe gesagt, kein Mensch sein, wenn man dabei gleichgültig bliebe. Ich habe ihm darüber schon geschrieben, was ich wußte und konnte, allein ich habe mehr guten Willen als Macht, und traue mir die Geschicklichkeit nicht zu, eine Sache, welche aus sich selbst so deutlich spricht, erst durch Gründe und Vorstellungen einleuchtend zu machen. Mir kommt es vor, als

ob zu dem Satze: Collin hat „Rudolf" angefangen, also muß er ihn vollenden — nichts zuzusetzen wäre. Darum nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen. Zwar werden Sie den entscheidenden Gründen der Ehre, des Ruhms, der Liebe zu Vaterland und tugendlichen Taten, aus denen der Anfang floß, und folglich auch das Ende fließen muß, ebensowenig beizufügen haben; aber Sie werden sie besser als ich vortragen, Sie werden sie mit „sanft überredender Bitte" begleiten, und werden — siegen, denn „ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt". Lehnen Sie diese Vermittlung zwischen dem Dichter und dem Gedichte nicht ab; wagen Sie einige kleine Bedenklichkeiten daran; und vor allem unterdrücken Sie die alles Gute und Große unterdrückende Frage: „Warum mich denn in etwas mischen, das mich eigentlich nicht angeht?" Warum? Weil es schön, weil es gut, weil es menschlich, weil es tröstlich, weil es rühmlich ist; weil, wenn keine Gärtner sind, auch keine Früchte gedeihen, — weil vor einem leeren Hause niemand spielt — und in der Wüste die Stimme bald aufhört zu rufen. Es ist ebensosehr *unsere Pflicht*, denen Ohren, zu hören, und ein Herz, zu fühlen, verliehen sind, die Sänger durch Lob und Beifall und Aufmunterung aller Art zu begeistern, als es der *Sänger Pflicht* ist, preiswürdiges zu singen. Und darin fehlen wir meistens schmählich. Wir loben nicht und tadeln nicht. Ganz Athen lief zusammen, wenn ein Kunstwerk aufgestellt ward — nicht um zu gaffen und entweder ah charmant! zu sagen, oder wie Herr Mustapha, ein schöner Quark!, sondern mit Verstand und dem angeborenen richtigen Gefühle zu vergleichen, zu urteilen, sich untereinander zu besprechen und eine Art vox publica zu bilden, deren Zweck war, *dem Künstler gleichsam nachzuhelfen*, auf daß sein Werk, und mit diesem seine Ehre und die des Vaterlandes noch vollkommener werde. Während der Maler malte, oder der Dichter dichtete, flocht das Volk schon an den Kränzen. Die

Wirkung liegt vor unsern Augen. Sint Maecenates, non deerunt juste Marones. Um ein Maecenas zu sein, braucht man weder selbst rex, noch atavis editus regibus zu sein. Ein wohlunterrichteter, aufrichtiger Freund, der dem Verfasser die Fehler, den Lesern aber die Schönheiten des Werkes zeigt, ihn laut lobt und heimlich ermahnt, ihm sein Unternehmen erleichtert, das Langweilige und Alltägliche davon abnimmt, ihn, wenn er ermüden will, an die Vorwelt und Nachwelt erinnert — eine liebenswürdige Freundin, die den Sänger bei der Hand nimmt und ihm sagt: da haben Sie mich gerührt, hier haben Sie mich gebessert, dort belehrt, oder ergötzt — das sind die rechten Maecenates! Solchen zu lieb singt man so hell man nur kann. — Sublimi feriam sidera vertice. Und solche Freunde und Freundinnen wollen wir sein. Wir wollen uns selbst einen Teil von Collins unsterblichem Ruhm dadurch zueignen, daß wir, als er ruhte und sich umsah, herbeieilten, ihm Erfrischungen boten und auf das nahe Ziel wiesen. Wollen Sie?

Merian an die Mutter.

Dresden, 22. Juli 1811.

[. . .] Seltsam ist der Hadesbesuch des Mädchens [scheint sich auf eine Erzählung Jung-Stillings zu beziehen]. Wie der überchristliche Jung auf den heidnischen Ades (nicht Hades) kam, ist mir unbegreiflich. Soll es ein Fegfeuer (d. i. ein Reinigungsort, wo die Seelen, bevor sie in den Himmel kommen, von ihren irdischen Fehlern geläutert und befreit werden, welches ein Gedanke ist, der in sich nichts unschickliches hat), so hätte er's wenigstens anders nennen sollen, und nicht die Hölle, das Schattenreich, wo die abgeschiedenen Seelen nach der heidnischen Lehre sind und bleiben — denn das ist Ades, — damit verwechseln sollen. Er mag aber überhaupt in seinem Leben und seinen Schriften schon allerhand verwechselt haben. Dem — übrigens guten

und wohlmeinenden — Manne fehlt auch das, durch dessen Mangel schon so mancher weit vom Ziel ab geführt worden ist, der da meinte, er habe Wunder entdeckt: er hat nicht genug Kenntnis der alten Sprachen, Sitten und Geschichten, und legt daher ganz anders aus als andre, die die eigentliche Bedeutung kennen und durch keinen Gedankenflug von dem abzuziehen sind, was Wort und Sache unwidersprechlich ausdrücken. Drei Viertel der neueren Bibeldolmetscher würden geschwiegen haben, wenn sie hebräisch und griechisch aus dem Grunde könnten, und die uralten Zeiten recht verständen. Solcher Verständigen kommen aber etwa alle 100 Jahre einer oder zwei, und die sind dann gerade die, welche die Wahrheit und Heiligkeit jener Schriften am vollkommensten einsehen, und am bestimmtesten und lautesten verkünden, Leibniz, Haller, Müller usw. So ein armseliger unwissender Tropf hingegen, wie Voltaire, der nicht einmal recht Latein konnte, und gegen allen gesunden Menschenverstand über Dinge und Bücher stotterte, die er à la lettre nicht lesen konnte (die Bibel, Homer kannte er nicht anders als aus Schulübersetzungen, und für die einfache Art und Weise jener alten Zeiten hatte er soviel Sinn als eine vertrocknete Schnecke), zuerst die Stellen verfälschte und Lächerlichkeiten hineinschob und hernach drüber lachte — so ein Geck mit seinen hundert Nachbetern verdient, wenn man ihm denn doch noch eine Ehre erweisen will, höchstens einen Tritt in den Hintern, wie jeder andere gemeine Lügner und Verleumder, und noch mehr, weil der Schaden, den er gestiftet hat, ungleich größer und unheilbarer ist.

Merian an die Mutter.

Dresden, 12. Aug. 1811.

[. . .] Was die Einwohner dieser Stadt (und wohl auch dieses Landes) betrifft, so ist mir ein Abtritt in Nürnberg lieber als hier das ganze Wesen, sintemal hier vom Obersten bis zum Untersten es lauter Einmaleinser

sind, die auch nicht einen Finger ausreden, sie wissen denn gewiß, daß es ihnen ein kleines Vörteli bringe — fein höflich, gefällig aber alles um der Durwille, — ein Schneckengeschlecht ohne Blut; nicht ein Funken schwäbischen oder rheinischen Geistes in ihnen, ung'freut, biersürpflend, erdäpfelfressend, zwackhaft, krähwinklerisch über alle Maßen, ohne Liebe, Kraft und Gesang. Ganz anders die Franken, unserer Schwaben Nachbarn und Vettern. Gegen den Rhein hinaus ist das rechte Deutschland. Hier hinten gefriert es schon. [. . .]

Karoline Pichler an Merian.

Wien, 19. Sept. 1811.

[. . .] Zu Schlegel komme ich ziemlich oft. Es sind drei ganz verschiedene Wesen, Schlegel, der lüsterne, freche Verfasser der unsittlichsten Bücher, der wütende, ewig schlagfertige Verfechter eines neuen, bizarren, alle hergebrachten Formen und Ideen beleidigenden Systems — dann der gelassene, behagliche Mann, der da bei seiner Weinflasche in unbedeutenden Gesprächen, wie sie jeder Beamte im gewöhnlichen Sinne führen könnte, recht spießbürgerlich vor mir sitzt — und dann der Urheber seiner Vorlesungen, dieses originellen gottesfürchtigen und wahrhaft erbauenden Buches. [. . .]

Karoline Pichler an Merian.

Wien, 28. Nov. 1811.

[. . .] Goethes Pandora habe ich noch nicht gesehen, aber ich kenne seinen Prometheus und Epimetheus aus einem Journale und bin durch diese Kenntnis gar nicht begierig geworden, mehrere Glieder aus dieser Familie kennen zu lernen. Ueberhaupt, was macht Goethe, daß er sich mit seinen spätern Schriften um den frühern so wohl erworbenen Ruhm schreibt? Ist es aufgeblasene Eitelkeit, erzeugt durch die

Schmeicheleien der Kunstrichter und armer Dichterlinge, die sich im Abglanze seiner Sonne wärmten und die Brosamen seines Tisches auflasen wie unser Stoll[80]) schreckhaften Andenkens, der als ein unbedeutend Wichtlein aus seiner Vaterstadt auszog und, weil er Goethe reichlich Weihrauch streute, mit einem Beglaubigungsschreiben von diesem, als ein talentvoller, bedeutender Dichter wieder zurückkam und nun einen Anspruch auf Namen und Ruhm machte, den er bloß dem Glanz verdankte, womit ihn Goethes Nähe überstrahlt hatte. Ist es also diese Eitelkeit, die ihn überredet — Alles, auch das Nachlässigste, Unbedeutendste aus seiner Feder müsse die Welt anstaunen, und sich selig darin finden, wie die Tibetaner mit den Reliquien ihres Dalailamas — und er brauche sich eben gar keine Mühe zu geben, deutlich oder schön oder verständig zu schreiben — genug, Er hat es geschrieben, folglich ist es außerordentlich gut — oder ist es Altersschwäche, die bei einem lockeren, sinnlichen Leben die Blüten seiner Phantasie abgestreift, die Wärme seines Herzens frühe erkaltet hat? [. . .] Mir ist es neulich eben mit Goethe sonderbar gegangen,[81]) und ich muß es Ihnen erzählen, denn ich möchte Sie gern immer au fait aller meiner besonderen literarischen Verhältnisse setzen. Schon voriges Jahr und noch oft seitdem hat Frau von Bließ eine alte Bekannte unseres Hauses und meine besondere Gönnerin, die auf ihren Reisen nach Karlsbad Goethes Bekanntschaft gemacht hat, und sich ganz glücklich darin fühlt, daß er ihr einmal (durch seinen Sekretär, wie allenfalls ein Fürst oder Erzherzog, denn bloß die Unterschrift ist seine Hand) hat schreiben lassen, und daß sie Aufträge von ihm zu besorgen hat, mich ersucht, ja in mich gedrungen, ihr einen Brief an Goethe zu geben. Das tat ich nicht, denn ich hatte ihm nichts zu sagen, und mußte erwarten, daß ein Mann wie Er mich der Eitelkeit zeihen und meinen Brief keinem andern Beweggrund zuschreiben würde, als dem töricht eiteln Wunsche, mich rühmen zu können, mit Goethe in Korrespondenz zu stehen. Aber

Goethe sammelt Handschriften merkwürdiger Menschen, Männer, Frauen, Feldherren, Schriftsteller, Fürsten, Minister usw., und nun ließ er mich durch zwei Personen nacheinander um eine Schrift von mir ersuchen. Nun schrieb ich ihm — aber in meinem Leben hat mir kein Brief soviele Mühe gemacht. Ich wußte nicht, wie ich mich zwischen der hohen Bewunderung für seinen Genius, für seine frühern Werke und der Nichtachtung, die ich für seine Grundsätze und seine spätern Schriften habe, durchwinden sollte. So fing ich denn den Brief wie einen Geschäftsbrief an, meldete ihm, was ich für anderweitige Beiträge für seine Sammlung zu senden hätte (denn ich hatte mich auf der Bließ Ersuchen um Handschriften beworben) und erzählte ihm dann, daß sein Werther, Goetz u. s. w. in meiner ersten Jugend schon so viel Eindruck auf mich gemacht und manchen Funken in meine Seele geworfen hätten, daß ich dann seine spätern Werke Egmont, Tasso, Iphigenie u. s. w. so hoch verehrte, und hielt mich hauptsächlich bei Iphigenie [auf], die mir wirklich das Höchste aller seiner Werke ist. Aber der Brief ist steif und gezwungen worden, wie es bei einem solchen Widerspruch der Gefühle nicht anders möglich ist. Wie herzlich, wie offen konnte ich an unsern verehrten Hebel schreiben! Ich tat es ohne Zwang, ohne Aufforderung, mit Liebe und voller Achtung — so hätte ich es auch gegen Klopstock, Schiller, Herder vermocht — nie gegen Wieland. Es ist und war mir nie möglich, den Menschen vom Dichter zu trennen.

Merian an die Mutter.

Dresden, 6. Januar 1812.

[. . .] Ueber die Beurteilung der von mir vorgeschlagenen Bücher habe ich große Augen gemacht, doch aber gefunden, daß, streng genommen, eben nicht gar viel dagegen einzuwenden sei. Wenn man nur wahre Geschichten liebt, so ist einem viel leichter zu raten. Bei Plutarch bleibe

ich: er muß und wird der lieben Mama gefallen. Dann gibt es ja französische Mémoires ohne Zahl von Cominges, Joinville, Brantome usw. bis auf unsere Zeiten, meistens von Augenzeugen und Mittätern geschrieben, welche sehr anziehend sind. Die Deutschen sind in der Geschichte verflixt weit hinten geblieben. Lebensgeschichten finde ich noch unterhaltender als Ländergeschichten — da sind von Schlözer nicht üble. Schirach und Osterwald haben die römischen übersetzt — mittelmäßig, aber lesbar. Suetonius und selbst Tacitus (der die heutige Zeit schildert) würden der lieben Mama wohl behagen. Man hat sie auch französisch, allemal minder getreu, aber besser gestilisieret. Wir Deutsche müssen erst noch deutsch lernen. [. . .]

Karoline Pichler an Merian.

Wien, 25. März 1812.

Gestern erst brachte mir Herr Körner,[82]) nachdem er wohl schon ein halbes Jahr in Wien ist und nur durch Bekannte mehrmals einige Entschuldigungen hatte machen lassen, Ihren offenen Brief vom 12. Juni 1811. Was ihn eigentlich abgehalten hat, mich früher zu besuchen, weiß ich nicht, denn seine Gründe hielten nicht Stich. Vielleicht war es der Ausdruck in Ihrem Brief, daß ich ihm meinen guten Rat nicht versagen möchte, und er stellte sich nun diese Matrone [?] als ein anmaßendes kunstrichtendes Wesen vor. Ich hoffe, er hat mich nicht so gefunden, und wird nun Ihre Worte so, wie sie gewiß gemeint waren, verstehen, denn er hat mir recht wohl gefallen, und ich werde ihm mit Vergnügen mit Rat und Tat an die Hand gehen, so viel ich vermag, wenn er es je bedürfen sollte. Er ist eine kräftige, gemütliche, unverdorbene Jugend mit schönen Anlagen, etwas was in unserer matten Zeit nicht gewöhnlich ist. Er schreibt sehr fleißig und viel; das ist eben nicht das Allerbeste; aber ich denke, sie werden sich schon legen, die stolzen

Wellen, und dann bleibt doch etwas Würdiges und Kraftvolles zurück, von dem Welt und Nachwelt sich einen Genuß versprechen können.

[. . .] Goethes Wahrheit und Dichtung habe ich gelesen. Ich halte vieles für erdichtet, was er uns als wahr aufsetzen möchte, und was er selbst vielleicht à force de raconter [?] für wirklich geschehen hält. Z. B. das Märchen, das er als Knabe von 7—8 Jahren gedichtet haben will, und das wohl sehr später gemacht worden. Ich hatte einst eine Tante, die bei einem kränklichen Körper ziemlich viel Bildung für jene Zeit und eine lebhafte Phantasie besaß, auch für ihr Leben gern erzählte. Ordentlichere, weitläufigere Träume, als dies gute alte Fräulein, hatte niemand auf der Welt, aber ich war ihr auf die Spur gekommen. Sie träumte, wie jedermann, zuweilen etwas lebhafter und zusammenhängender als sonst, wachte dann auf, führte sodann (sie hatte poetischen Sinn) die geträumte Begebenheit wachend fort, schlief dann wieder ein, und überredete den folgenden Tag uns, und sich selbst, das Ganze habe ihr geträumt. So mag wohl auch manches von Goethes Jugend in dies Buch geraten sein.

Merian an Graf Bombellas.

Dresden, 19. Aug. 1812.

[. .] Joublie que je n'ai pas répondu encore à votre lettre; je me hâte de le faire pendant qu'il fait jour; si la nuit me surprenait, je serais perdu. Le Flambeau de ma raison s'éteint régulièrement avec celui de Phébus; mon âme n'y voit pas plus dans les ténèbres que mes yeux; le lit est le cercueil de mon esprit et le cor du guet l'eiapopeia de mes facultés. — Que dites-vous de cette prose? Je ne sais si vous lisez nos nouveaux livres allemands: ne le faites pas, je vous supplie. Si vous négligez cette Warnung, vous lirez pour vos péchés des pages entières nettement conçues dans

le sus-dit style dont Monsieur Paulus Richter a le très déplorable honneur d'être le coryphée. A propos de coryphée (mais admirez ma délicieuse manière de mettre des ponts volants pour joindre deux matières qui n'ont aucun rapport) à propos donc de coryphée (ce d... de mot me fait toujours courir au dictionnaire de Restaut) oui comme j'allais vous dire tout à l'heure à propos de coryphée (je crois au moins que c'est ainsi qu'on l'épelle) ce coryphée donc dont je vous parle... mais que vois-je? Plus de place! Adieu. —

Karoline Pichler an Merian.

Wien, 10. Sept. 1812.

[. . .] Körners Familie war hier, recht schätzbare Menschen, die mir in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes sehr lieb wurden. Theodor ist hier geblieben, die andern sind am Montag zurückgereist. Der junge Mensch gefällt mir immer mehr. Er hat uns gestern sein neues Trauerspiel, „die Belagerung von Szigeth", vorgelesen. Es ließe sich manches gegen den Plan einwenden, denn er hat eigentlich gar keinen [. . .], aber er hat erhabene Gesinnungen, hohes Gefühl für Recht, Vaterland und Pflicht, mit glühender Wärme ausgesprochen — und ich habe eine Art matronenmäßige Freude daran gehabt, einen Jüngling unserer Zeit so denken, sich so aussprechen zu sehen. Gott erhalte ihn seinen Eltern und der Welt also! — Eines wünsche ich anders, er [?] sich zu viel mit den Theaterpersonen. Daß er ein braves Mädchen aus dieser Klasse liebt, die Toni Adamberger, ist recht und ich wünsche den Liebenden alles Glück, — aber mit den übrigen sollte er sich nicht so viel abgeben, nicht um ihnen gefällig zu sein sein schönes Talent zu gehaltlosen Kleinigkeiten mißbrauchen. Das ist schade. Sie sehen, die alternde Frau zeigt sich schon ziemlich stark in diesem Tadel, aber ich darf ja vor Ihnen meine Gedanken und Gefühle offener als

vor der Welt enthüllen. Sie lächeln wohl vielleicht darüber, aber Sie spotten nicht über mich.

Merian an Karoline Pichler.

Dresden, 19. Okt. 1812.

[. . .] Aber nur Geduld, ich hoffe es schon noch weiter zu bringen; ich habe da ein Ideal, das zu erreichen ich noch nicht verzweifle: der russische Bevollmächtigte in Regensburg, Herr von Bühler, der 1802, 1803 das Reich durch seine unzähligen J a teilen half, der war noch ganz ein anderer Mann . . . Schade, daß er nicht mehr lebt, er hätte wahrscheinlich Rußland gerettet! Seine Kunst — und er rühmte sich ihrer gern und oft — bestand in einer ungemeinen Fertigkeit und Zierlichkeit, « Enveloppes » über kleine und große Briefe zu machen, vorzüglich über Noten an andere Bevollmächtigte — auf den Inhalt sah er so gar genau nicht, mit seinem J a kam er überall durch; aber die Enveloppes, Mordjo! Wenn ihm da jemand vorgegriffen hätte! Er war imstande und lief aus einer Gesellschaft oder Sitzung nach Haus, wenn ihm einfiel, er habe sieben Schreiben abzugeben und er habe erst sechs Enveloppes gemacht. Aber die hätten Sie auch sehen sollen! Prächtig waren sie! Ich habe sie oft stundenlang betrachtet . . . . So einer kommt nicht wieder.

Merian an die Mutter.

Dresden, Leopoldi 1812.

Wenn ich auch den längsten Brief schriebe, so könnte ich darin über den Entschluß[83]) des Zi (welcher gefaßt wurde, sobald der Krieg, folglich der tätige Anteil, erklärt war) nicht viel mehr sagen, als was in dem Zettelchen stand, welches das Gredeli der lieben Mama nach seiner Klugheit nicht sowohl vorlesen als vortragen hätte sollen. Zi spricht: eine der notwendigsten Eigenschaften eines Mannes ist konsequent sein und handeln, sich in seinen Gesinnungen,

Grundsätzen und den daraus fließenden Taten gleich bleiben, soviel nämlich die menschliche Schwachheit das erlaubt. Und mich dünkt, Zi hat diese Eigenschaft in diesem Falle deutlich gezeigt und löblich bewährt. Ganz dieselbe Ursache, welche ihn ehemals antrieb, in jene Dienste zu treten, hat ihn nun angetrieben, sie zu verlassen, welches übrigens auf die gelindeste, anständigste und für ihn ehrenvollste Weise geschehen ist. Er hat mir das Entlassungsschreiben gewiesen: sowohl der Monarch als der Minister bezeugen darin ihre gänzliche Zufriedenheit mit seinen Diensten, und ihr Bedauern über den Austritt. In diesem allem ist nun nichts unbegreifliches. Wer Zi kennt, konnte leicht schließen, daß er so und nicht anders handeln würde; er sagte mir sogar, er glaube fest, er würde seiner eigenen Mutter mißfallen haben, wenn er seine Kräfte zu einem Zwecke und für eine Sache hätte brauchen lassen, die sie so wenig liebt als er. Er wird sich im Frühling in die Ruhe begeben und dem Laufe der Welt ganz gelassen zusehen. Dazu ist der erwählte Ort sehr bequem — er ist ländlich und dabei doch ganz nahe an verschiedenen Hauptstraßen und Bädern, so daß man dort recht hübsch für sich leben kann, ohne deswegen abgeschnitten zu sein. An Beschäftigung kann es ihm nirgends fehlen, das sehe ich selbst ein, denn er weiß auf jedem Flecke und in jeder Lage deren mehr als genug zu finden. Zudem ist jener Ort sehr belebt und verkehrig. Wer eine große Stadt braucht, um sich der langen Weile zu erwehren, der ist zu beklagen. Zi sah mir nie darnach aus, als ob sein Wohlsein von einer Fülle Spektakel abhinge, von Besuchen, Neuigkeiten usw. Ich traue ihm aber zu, daß er, eh man sich umsieht, sich in sein neues Beet ganz gut eingewurzelt und mit nützlichen und wohltätigen Arbeiten umgeben haben wird. Ich bin nicht der einzige, der so urteilt, sondern Zi hat mir eine Menge Briefe gewiesen, welche alle auf das gleiche hinauslaufen, und nie ist ihm wohl mehr Achtung und Liebe bewiesen worden, als eben jetzt. [. . .] Reliqua mox.

Merian an Mutter und Geschwister.

Dresden. Namenstag. [30. Nov.] 1812.

[. . .] Das sind lauter dumme Faxen mit dem Stillen und Nichtstillen der Kinder, Zergliedern der Milch usw. Es ist eine unstreitige Wahrheit, daß für das Kind auf der ganzen Erde nichts besser und zuträglicher sein kann und ist, als die Milch seiner Mutter, denn — so und nicht anders hat es die Natur angeordnet, und die hat allemal Recht und nie Unrecht. Hindert Kränklichkeit, dann ist es Zeit, sich umzusehen. Aber nach was? Weder nach Hühnern noch Enten, sondern nach jenem, was der Muttermilch (weil die nun einmal nicht zu haben ist) am allernächsten kommt. Und was das sei, ist zu finden ohne Hexerei. „Milch hat ihre Schärfe." Alberner Schnack! Die Milch hat, was sie haben muß, und hat nicht, was sie nicht haben muß, um das Junge zu nähren und zu stärken. Ihr Hansdämpfe werdet's besser wissen und besser zusammensetzen als der Schöpfer! Hätte er Fleischbrühe für besser gehalten, so hätte er ohne allen Zweifel der Mutter Fleischbrühe in die Brust geträufelt. Ich kann mich über das dunderschießige chercher midi à quatorze heures kriechenblau ärgern. Wir leben so recht mitten in dieser Narrheit und Supraprudenz. [. . .]

Merian an Mutter und Geschwister.

Dresden [Dezember 1812.]

Der französische Kaiser ist am 13.—14. Dezember auf einem kleinen Schlitten hierdurch nach Paris gereiset.[84])

Merian an Mutter und Geschwister.

Dresden, 20. Dezember.

Dä het Pech gä, als wenn der lebig T . . . . hintedri wär. Nit emol en Emezdi het er mitka. Er het eis vetlene mieße. E sone Kaputäse isch no niene gsi sit em Xerxes. 'Sisch glatt sufer ala mataleba. voieh komm le Rad se pö dreieh! Me wird no sine blaue gseh. Dispare! 'Sisch übers

Bohnelied — dä ganz Hufe zämmetäscht wiene Wäntele! Die Griene gehn uf wie Kiechli in der Pfanne, e Kilbi iber alle Kilbi. 500 Wärli uf Redlene henzi stecke lo. Die vom jidli[85]) sin fascht bim Wässerli mit de sure Kirsi. Mir ga hei. Sela.

Merian an Mutter und Geschwister.

Pilsen, 11. März 1813.

Bitte zu lesen Jesaia C. 37, Vers 29.[86]) Zi schreibt mir, er für sein Teil bleibe noch hocken wie ein Pfund Schnitz. General Beckendorf ist mit etwas Russen in Wittenberg angelangt, ein anderer mit ähnlicher Gesellschaft in Königsbrück so da ist unweit Hoyerswerda. Soeben vernahm ich, daß gestern in Dresden ein Tumult, Auffstand, Auflauf, Rumor, Getümmel und Getöse gewesen ist — die Fenster der Wohnung des französischen Generals Reynier wurden eingeworfen, die Franzosen beschimpft und mißhandelt, Vivat Alexander geschrieen — man wollte nämlich die zierliche Brücke sprengen, und das litten die Bürger nicht. Aufs Frühjahr kommen noch viele 1000 und 1000 frische Kosaken.

Merian an Mutter und Geschwister.

Noch immer auf'm alten Flecke, zu Ostern 1813.

Soeben empfange ich einen Brief von Zi, welcher dermalen in Pilsen ist. Er meldet mir darin, daß der oft erwähnte alte Mauschel[87]) einen Bedienten gebraucht habe, und daß er, Zi, nunmehr dessen Bedienter sei und deswegen bleibe, wo er, Zi, bisher gewohnt habe. Weiteres schreibt er nichts, als daß er ein hübsches Monatsgeld kriege, und jährlich eine ganze Livrée. Mir ist lieb, daß ich nun nicht mehr für ihn zu sorgen brauche. Der Pursche hat mich viel Geld gekostet, sonst aber kann ich eben nicht über ihn klagen. Mit der Feder weiß er umzuspringen, und das wird ihm auch jetzt helfen, denn der Meister hat viel Rechnungen und dergl. — Was mich selbst betrifft, so treibe ich hier ganz

ruhig meine Geschäfte fort; wenn wir nur mehr Hände hätten, Zwirn und Gespinnst und Vertrieb giebt's vollauf.

Merian an die Mutter.

Dresden, 8. Januar 1814.

[. . .] Wenn meine Landsleute zu Ihnen kommen, nur schnell und fleißig mit Brennz herausgerückt, und viel derber, säuerlicher (nicht feiner) Speise. Da werden sie die besten Gäste von der Welt. Aber essen kann jeder für vier. Ein durchaus gutmütiges Volk, vorzüglich die Kosaken, die für gute Behandlung durchs Feuer laufen. Nur gleich Dolmetscher herbei, denn die meisten Zerwürfnisse entstehen aus Mißverstand. Oft sind sie bös, weil man ihnen zu gute, zu feine Speise anbietet. Man gebe ihnen Stoff, viel Fett, Leinöl usw. und lasse sie selbst gwähre. Sie sind gar zierliche Köche, 'fischegrus! (Apropoß, was meine Gesundheit betrifft, so habe ich mich zwar in diesen Kriegsläuften in allerlei locis curiosis befunden, war aber Gott sei Dank stets gesund und nie einen Tag im Bette seit 1798. Ein großes Glück!)

Merian an die Geschwister.

Dresden, 28. März 1814.

Liebste Geschwister! Was hat mir Lucas geschrieben![88]) Mein Erstaunen ist beinahe eben so groß wie meine Betrübnis! Ich habe mich noch nicht erholen, noch nicht begreifen können, wie, ohne alle Vorboten, so ein Unglück über uns kommen konnte. Noch in diesem Jahre hätte ich S J E wieder gesehen, diese allerbeste aller guten Mütter — es war so viel als gewiß — und nun entflieht sie mir! Ihr letzter Brief deutete noch auf gar nichts, war noch scherzhaft . . . . Habt einander und mich recht lieb, haltet fest zusammen in allen Stücken. — Es werden noch unruhige Tage kommen . . . Daß S J E diesen entgangen ist, halte ich für unsern einzigen Trost . . . Ihr habt sie doch gesehen, ich nicht! Das ist sehr bitter —

Oppel[89]) an Merian.

Wien, 8. März 1815.

Seit gestern, teuerster Freund, ist alles anders worden: denn Mittags um 11 Uhr ist an Wellington ein Courier aus Italien mit der Nachricht angekommen: Napoleon sei am 7. Februar von Elba abgesegelt in Begleitung seiner Truppen sowie der Generale Bertrand und Drouet. Wie Repnin meint, habe er 800 Mann Infanterie mit sich genommen. Andere sagen, es seien noch 300 Mann Gendarmes dabei gewesen, wieder andre, die Truppe sei 1200 Mann stark. Ein anderer englischer Courier ist diese Nacht angelangt und hat zur Kaiserin von Oesterreich, wo er abgestiegen ist, mündlich ausgesagt, daß er von Neapel komme, und Napoleon dort gelandet sei. Das Einverständnis zwischen Murat, der sich in Italien, da auch Oesterreich ihn nicht halten konnte, nicht mehr sicher wußte, und Napoleon ist an sich höchst wahrscheinlich, um so glaubwürdiger aber die letztere Nachricht. Bestätigt sie sich, so ist zu vermuten, daß Napoleon bereits auf Rom losgegangen ist. Hier heißt es, daß Schwarzenberg bereits Ordre habe, nach Italien abzugehen, und daß Oesterreich marschieren lasse, was es nur entbehren könne. Rußland soll bereits 300 000 Mann zur Unterstützung angeboten haben. Soviel ist gewiß, daß zur russischen Armee ein Courier mit der Ordre, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten, abgefertigt worden ist.

Unter diesen Umständen ist nunmehr der Krieg beinahe gewiß, und alles, was der Kongreß getan, für nicht geschehen zu achten. Wahrscheinlich bleiben die Monarchen beisammen, nicht des Kongresses, sondern des Krieges halber. Preußen wird wahrscheinlich gegen Frankreich Tête machen, wo der Rückfall in die Revolution sehr zu besorgen steht. Sachsen aber müßte wohl für jetzt nicht herausgegeben werden. Dem Könige von Sachsen hat die offizielle Mitteilung erst heute durch Metternich gemacht werden sollen. Nunmehr aber reist heute Metternich wahrscheinlich nicht. Leicht aber könnte

es kommen, daß Metternich welcher an der schmutzigen Geschichte mit Neapel ganz eigentlich schuld ist, morgen nicht mehr Minister wäre. [. . .]

Derselbe.

7. April 1815.

Wie ein Molch nistet Napoleon in den Tuilerien, völlig unsichtbar. Im Hofe bivouacieren 8—10 000 Mann, die er mitgebracht hat. Der Satan fürchtet sich, und man kann gar nicht klug werden, wie es eigentlich mit den Linientruppen steht. Fouché und Carnot haben ihn berufen, beide sind Minister. Den Vizekönig läßt man nach München reisen, wo er Italien ganz nahe hat. [. . .]

Derselbe. 12. April 1815.

Im Süden von Frankreich scheint sich doch eine Insurrektion zu bilden. Napoleon ist nicht selbständig, sondern abhängig von den Häuptern der Malcontenten, die ihn berufen haben. Seine Macht schlägt man auf 150 000 Mann an. Allein es soll sehr an Waffen fehlen, da die Hauptfabriken im vorigen Kriege zerstört worden sind. [. . .]

Derselbe.

17. April 1815.

Die Royalisten scheinen in Frankreich zahlreicher und stärker zu werden. Erhält sich die Insurrektion, so kommt es doch wohl zu wirklichen Unruhen. Indessen können auch die Armeen der Verbündeten nicht lange müßige Zuschauer bleiben; sie müssen vorwärts, um Nahrung und Unterhalt zu finden. [. . .]

Derselbe. 19. April 1815.

Napoleon scheint etwas unruhig zu werden. Es fehlt der Kröte an Gift zum Verspritzen. Könnten nicht etwa die Dresdener Freunde aushelfen? O der Schandbrut, die sich zu jenem Scheusal wendet! Der Heros Merian erscheint

mir wie ein Fels in Ungewittern. Alles in der Natur tobt um ihn her: fest und ohne Wanken hält der Fels zusammen. Er achtet nicht auf der Leidenschaften Brausen — sich immer gleich erhält im Innern er die Ruhe. Vale ac fave.

Merian an Butler.[90])

Paris, November 2 d 1816.

Five whole minutes are elapsed since I read your dear letter and here I am taking up a milk-white pen in order to answer most studiously. *Εὕρηκα.* Thats ed punctum puncti. Twenty years since I saw you, fifteen years since my former letters greated you and the world turned upside-down a few times in the meanwhile. Sit. Tandem bona causa triumphavit . . . Jam satis! Ad ea redeamus quae ubique locorum et temporum pulchra sunt atque bona veterum divina carmina vatum. Gratulor ex animo de Tragoedo feliciter absoluto. My impatience so see that work is not to be described, to see, read, comment, talk with you about it. But be indulgent. The little I knew twenty years ago is rather diminished than increased. Storms, camps, administrations and liquidations are not, you know, lectuli Musarum. Let me confess to you that I am not sure now to write Latin elegantly, nay correctly. 'Tis a bad story but unavoidable in such a Caïnical life.

Merian an die Brüder.

Paris, 11. Nov. 1816.

Mit Ende des Jahres beziehe ich eine Wohnung auf place vendôme (das ist da, wo die berühmte kupferne Säule ist). Für mich und meine Amtsgenossen wird da Fr. 4000.— Miete bezahlt. Sie enthält aber auch Raum für alle Geheimschreiber, Geldtruhen und dann Ställe usw., und besteht aus 2 Häusern. Geheimschreiber habe ich diesesmal nur 4 — item 4 Bediente, item 4 Pferde, item 1 Kutscher und

Helfershelfer, item 3 Zofen, item 5 Fuhrwerke, worunter ein eroberter Rüstwagen, und was dergleichen onera mehr sind. Oft macht mir all das Zeug mehr not als meine Geschäfte, die mir immerfort gut gelingen; und alsdann wünsche ich alles zum carrifex und mich auf St. Chrischona hinauf.

Merian an die Schwägerin.

Paris,[91]) Anfang Juli 1817.

Mein Bruder muß wohl recht haben, wenn er Sie als sehr liebenswürdig schildert; wären Sie das nicht, so könnten Sie nie einen solchen Brief schreiben, wie der war, der Ihr schönes Geschenk begleitete. Ich las ihn mit dem größten Vergnügen, und hebe ihn auf als eine kleine Sammlung von Artigkeit, Güte und Verstand. Die künstliche Arbeit, deren Größe allerdings eine gute Vorbedeutung ist, und das geschmackvolle Schloß haben mir sehr gefallen, und ich gedenke nächstens damit zu prangen.

Sie schreiben von Sehen und Wiedersehen. Soll ich Ihnen ganz aufrichtig antworten? — Ich habe nicht das mindeste Verlangen, meine Heimat wieder zu sehen. Die ungeheuern Ungerechtigkeiten, die ich und die Meinigen, vorzüglich mein unvergleichlicher Vater und die beste aller Mütter, dort erdulden mußten, nicht von Fremden, sondern von Einheimischen, nicht von Feinden, sondern von sogenannten Freunden, die haben mir jene Stätten auf ewig verleidet. Meine zwei Brüder (leider keine Schwester mehr), Sie und Ihr Kind (und Ihre Eltern, die ich ehre ohne sie zu kennen), das sind die einzigen Menschen in jener Gegend, die mir teuer, aber auch sehr teuer sind; die übrigen mögen zufrieden sein, wenn sie mir bloß gleichgültig sind: sie haben Schlimmeres um mich verdient. Meine Brüder und meine Schwester (das sind nun Sie) werde ich sehen, wann und wo weiß ich noch nicht gewiß; wahrscheinlich auf deutschem Boden. Das wird sich einst wohl einrichten lassen. Und nun verzeihen Sie mir die Länge dieses Briefes. An schöne

junge Frauen schreibt man gewöhnlich kurz — und die Redseligkeit ist sonst eben nicht mein Fehler. Es ist aber als ob Ihr Brief mich begeistert hätte, wenigstens hat er ein großes festes Zutrauen in mir erweckt.

Merian an Nostitz.[92])

Paris, Dezember 1817.

Arbeiten Sie langsam. Nicht hudeln — es wäre ewig schade — nicht zu viel Rhetorica. Zwischen 1500 und 1600, da lebten die deutschen Meister. Man hat Freundbergs Geschichte von seinem Schreiber Reißner. Es lebt nicht ein Minister in Europa, der so ein Buch zu schreiben imstande wäre! Denken Sie nur immer an die Enkelchen, die unser heutiges Schwimmschwamm-Deutsch, auch wenn sie sich auf den Kopf stellten, nicht mehr verstehen werden. Wer anno 2000 will gelesen werden, muß schreiben, wie man anno 1500 schrieb. „Und wie ist das?" Sehet Martin Luther und seinen Knecht Goethe. Das hab ich Ihnen schon oft vermeldet. Nur keine Metaphysik, denn die ändert jährlich; Wahrheit und Lebhaftigkeit aber, die bleiben immerdar. Im ganzen Homeros, im ganzen Herodotos (und welche Geister!) ist nicht eine einzige Zeile zu finden, die ein wohlerzogener Knabe von 12 Jahren nicht schnell und vollkommen verstehen könnte. Das, meine gelehrten und hochfahrenden Freunde, das merket Euch! Homeros und Herodotos, die Fürsten der Dichter und Erzähler, und sozusagen der Weisheit! Und wir arme Mäuslein wollen vornehm schreiben, Bausbacken machen, weit ausholen, sticken und vergolden!

Klaproth[93]) an Butler.

Paris, le 6 Juin 1828
5 Rue d'Amboise.

Monsieur, — C'est avec un regret extrême que je me charge de vous donner le premier une très triste et

affligeante nouvelle. Nous avons perdu tous les deux un de nos meilleurs amis et le monde un savant distingué, et ce qui est plus à déplorer, un excellent homme. Le Baron de Merian a succombé le 25 Avril à une rougeole maligne à laquelle est jointe une fluxion de poitrine, qui l'a tué après une très courte maladie. Malheureusement ni lui ni son médecin sentaient le danger, et il est mort dans le moment où tout donnait la meilleure espérance . . . M. de Merian vivait depuis un an à la campagne et nous étions en correspondence journalière ensemble. Je faisais toutes ses affaires et à présent il me reste le triste devoir de mettre ordre à son héritage et de m'occuper de la vente de ses livres.

Butler an Klaproth.[94])

[Juni 1828.]

Cher Mr. Klaproth. Je suis vivement touché de la triste nouvelle que vous venez de m'annoncer. Je comptais le Baron Merian parmi mes plus chers amis. Notre amitié a duré plus de trente années avec un estime parfait et réciproque. Jamais n'ai-je connu un homme d'une âme plus simple et vertueuse.

Anmerkungen.

[1]) Litteratur: Biographie universelle, Bd. 28, S. 33 ff. (vielfach unrichtig). Aus Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel (Dresden 1848) S. 176 ff. (mit vielen Briefen Merians). The life and letters of Samuel Butler by Samuel Butler (London 1896), S. 120 ff. Felix Burckhardt, Die Schweiz. Emigration 1798—1801. (Basel 1908) S. 461. (Butler und Burckhardt fußen auf der Biogr. univ.). O. E. Schmidt, Aus der Zeit der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses. (Aus Sachsens Vergangenheit, Heft 3, 1914) S. 79 (teilweise unrichtig, so stammt z. B. Merian nicht vom Kupferstecher Matthäus Merian ab,

dessen Stamm war 1772 längst ausgestorben). Handschriftlicher Nachlaß: 1. Vaterländische Bibliothek in Basel: Akten und Aufzeichnungen wissenschaftlichen Charakters. 2. Staatsarchiv Basel. (Briefe und Tagebücher.) Unsere Darstellung beruht auf dem Nachlaß, die angeführten Aktenstücke und Briefe sind Stücke desselben. — [2]) So nach der Inschrift des Pariser Grabsteins. Die Taufe fand am 5. Juli in der Theodorskirche statt. — [3]) Von den 344 (!) Briefen aus den Jahren 1787—1791 lassen wir einen, an einen Neuveviller Freund hier folgen. You know, or perhaps you know not, that Edward the Fourth, son of the king of England, has been here, where he spent 6 days; he saw the publick library etc. and last monday was at a ball of about 90 Pers. given in his honour by the fine people in town. I was there too, we danced from 6 in the evening until 6 in the morning, and within this time went thrice to eat and refresh ourselves. 'Twas a very great Fun, I assure you. The prince is a handsome man, very polite: speaks well german, and is old about 20 years. He danced much and pretty well. He payed visits to the chiefmagistrates of our city, to my father etc. He and his followers were dressed in red, like officers, one day, and in blue, t'other; but most part in red. They consisted of an Englishman, two Germans and 5 man servants." In einem anderen Briefe heißt es, der Prinz sei unter dem Namen eines Grafen Hoya gereist. (He tought us some droll dances himself, which were generally liked. The ladies (alias mighty criticks and fault-finders) could not forbear saying, he was a very polite gentleman). — [4]) Die Rede wurde in deutscher und englischer Sprache gedruckt. — [5]) Die Bedeutung derselben ergibt sich aus dem Anfange des Manuskripts: mos est jam antiquus, lectiones publicas hac tempestate, cum animi propter nimium calorem minime ad studia sint idonei, suspendi, ita ut postea maiore cum ardore in ea possit incumbi. Sed ne nimis indulgeatur segnitiei et relaxationi etiam a maioribus hoc accepimus institutum, ut die et hora definita quidam Philosophiae Laureati de quovis argumento paululum disserant et hoc modo utilitatem quandam praebeant audientibus. — Es folgt dann eine recht ergötzliche Schilderung dessen, was man in Rom aß und trank, und wie man sich dabei benahm. — [6]) Einen jüngern Bruder seiner Mutter (1745—1816) der in England lebte. — [7]) Vgl. die Tagebücher Andreas Merians in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 16, S. 266, bes. Anm. 1. — [8]) Ueber Johannes von Müller und die Schweizer Emigrierten siehe Felix Burckhardt a. a. O. bes. S. 63, 65. — [9]) Tagebücher Andreas Merians Basler Zeitschr. f. Gesch., Bd. 16, S. 276, Anm. 1. Die dort ausgesprochene Auffassung wird durch weitere Korrespondenzen Merians bestätigt, von denen ich durch die Freundlichkeit des Besitzers, Herrn Dr. W. Merian in Basel, Kenntnis nehmen durfte. — [10]) Bei welcher Gelegenheit die Bekanntschaft gemacht worden war, ist mir unbekannt. — [11]) Zitat aus dem Tagebuch; wie auch weiter unten. — [12]) Vgl. Anmerkung 1. — [13]) Tagebücher

Andreas Merians a. a. O., S. 269. — [14]) Wickham, englischer Gesandter in der Schweiz, befand sich damals in Deutschland. Seine politische Rolle war aber ausgespielt. (Siehe Bourcart in der Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 7, bes. S. 75.) — [15]) Hienach mag auch die Annahme Burckhardts a. a. O. berichtigt sein, daß Merian 1799 sich mit dem Gedanken getragen habe, nach Basel zurückzukehren. Allerdings hatte der Regierungsstatthalter des Kantons Basel am 13. März 1799 das Direktorium angefragt, wie die Söhne des ehemaligen Oberstzunftmeisters im Betretungsfalle anzusehen seien, und das Direktorium hatte ihn am 15. März auf das Gesetz vom 3. Dezember 1798 hingewiesen, wonach die Zeit der freien und straflosen Heimkehr Emigrierter längst abgelaufen sei; aber es kann sich, falls wirklich eine Anfrage aus Wien und nicht ein bloßes Gerücht vorlag, nicht um Andreas, sondern nur um seine Brüder gehandelt haben. (Staatsarchiv. Polit. E. 7). Auch die Angabe Burckhardts, Müller habe dem General Hotze die Auswechslung Merians gegen eine bedeutende helvetische oder französische Persönlichkeit nahegelegt, ist irrtümlich. Die Ausführungen Müllers in seinem Briefe vom 1. Juni 1799 an Hotze, in dem allerdings auch von Merian die Rede ist, beziehen sich auf den Altoberstzunftmeister Merian, der damals in Bitsch gefangen war. (K. Henking, Die Korrespondenz Johs. von Müllers mit Steiger, Hotze und Rovéréa 1798 und 1799. Bd. 2, S. 121.) — [16]) Die Instruktion für diesen ersten Nürnberger Aufenthalt umschreibt auch den ganzen spätern Geschäftskreis, sie mag deswegen hier im Wortlaut folgen: Es erscheint angemessen, den k. k. Gesandtschaftssekretär nach Nürnberg abgehen zu lassen, um einstweilen vorläufig und ohne offizielle Funktion die Vorgänge in den verschiedenen Teilen des fränkischen Kreises zu beobachten, die nötigen dienstbeförderlichen Bekanntschaften zu machen und überhaupt jene Lokalkenntnisse zu vervollständigen, welche bei jeder Art von Geschäften von so verschiedenem Nutzen sind. Er hat auf die Vorverhandlungen der Kreisversammlung, somit auf das Kreis-, Polizei-, Münz-, Zoll-, Straßen- und Kriegswesen, dann auf das, was über den Durchzug und die Verpflegung der k. k. Truppen beschlossen wird, seine Aufmerksamkeit zu richten, ferner auf das, was in den fränkischen Ländern in Ansehung der Reichsritterschaft geschieht. Ueber den Stand und die Aufhebung der dortigen Klöster und Stifter hat er zuverlässige Daten zu sammeln. Die Reichsstadt Nürnberg, deren Schicksal wegen ihrer Lage und wegen der k. und k. böhm. Rechte dem All. Hofe nicht gleichgültig ist, hat er zu beobachten. Auf die Nürnberger, Erlanger, Bamberger, Würzburger, Ansbacher und Bayreuther Zeitungen hat er ein wachsames Auge zu halten, und jede widrige Aeußerung sogleich zu hinterbringen. Er empfängt bestimmte Anweisungen über das Benehmen gegen durchreisende Handwerker, Ausreißer, die Pardon verlangen usw. Regensburg, 20. III. 1804. — [17]) Wie sich dieser Anstand äußerte, weiß ich nicht, habe aber auch keinen Anhaltspunkt für die Angabe bei Nostitz, Briefwechsel, „seine Verbindung mit den Freunden der alten Ordnung

in Deutschland wurde in Paris als so bedeutend geschildert, daß der Minister Champagny sämtlichen Höfen des Rheinbundes durch ein Umlaufschreiben untersagte, Merian in irgend einer diplomatischen Eigenschaft bei sich aufzunehmen". — [18]) Vgl. Merians Reisebeschreibung im Basler Jahrbuch 1917, Anm. 24. Auch Metternich kam schließlich zur Auffassung, daß die Angelegenheit Roll ein bloßer Vorwand gewesen sei und sprach sich Merian gegenüber deutlich in diesem Sinne aus, freilich ohne sich zu einem entschiedenen Auftreten entschließen zu können. (Freundl. Mitt. Herrn Dr. W. Merians nach den in seinem Besitze befindlichen Korrespondenzen.) — [19]) Vater Merian meldete am 3. Dezember 1807 ganz richtig: „Entweder hat Maillardoz den Inhalt meines Briefes nicht verstanden oder nicht gerne verstehen und die Angelegenheit nicht berühren wollen". Groß war der Zorn der Mutter über die ihrem Liebling widerfahrene Unbill: „Entweder ist der Kerl ein Kujon oder ein Dummkopf ohne gleichen. Man bat ihn um Discretion und der schlechte Kerl läßt den Brief durch einen Schreiber schreiben und unterschreibt ihn bloß, als wäre er ein großer Herr oder regierendes Haupt. Dem wollte ich den Kopf waschen, wäre ich an des Papa Stelle". — [20]) Freiherr Josef von Hormayr (1782 bis 1848), Geschichtsforscher, der „Befreier Tirols", später Direktor des Reichsarchivs in München. — [21]) Wir führen einen davon an: Griechheit. Kein Mensch kann die Griechen höher verehren als ich, keiner ihre unsterblichen Schönheiten lebhafter empfinden. Aber wenn ich schreiben und sie nachzuahmen suchen wollte, so würde ich nicht mit ihrer Wortfügung anfangen und nicht (wie Voß und seines gleichen) glauben, ich habe die griechische Anmut und ἀφέλεια erreicht, wenn ich meine deutschen Wörter nach der griechischen Syntaxis stelle. Wie würde man über den Franzosen, Engländer, Italiener lachen, der solches täte, oder über den, der griechisch und lateinisch schreiben wollte, wie deutsch? Und hat etwa die deutsche Sprache (obschon mit etwas mehr Ungebundenheit) nicht auch ihre eigentümliche deutsche Wortfügung? Voß, ich muß es wiederholen, hat mit seinen: Jochen, der Mäuler von Buchsbaum — des Schildes Achilleus, des runden und dergl. ein unseliges Beispiel gegeben, das niemand nachahmen wird, der Geschmack hat und deutsch kann. Vielmehr sollten wir in unsern alten rechten deutschen Schriften lesen und schöpfen (wie Goethe tat) und dort urdeutsche Redensarten holen, nicht undeutsche jenseits des Rheins, der Manche und des Hellesponts. Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit. Wenn dieser Ausspruch Schillers wahr ist (II. 179), wie werden alle die bestehen, welche auf diese drei Haupterfordernisse nicht achtend, in ihren Nachahmungen ihren Hauptgefallen an der Versetzung der Wörter haben? Es ist mit den Wörtern nicht wie mit den Salatpflanzen, die da besser gedeihen, wenn man sie versetzt. Ueberhaupt ist es mit den Nachahmern so eine Sache. Es sollte nie handgreiflich, selten merklich sein. Man sollte in einem deutschen oder andern Gedichte nicht hier einen halben Vers des Homer, dort einen ganzen des Virgil antreffen.

Hätt ich doch nie dies Wort von deinen Lippen vernommen —
Mir steckt der Laut in der Kehle —
Sprachs, und sagt die geflügelten Worte —
Dem edeln Tiere vergleichbar —

und dergl. sind vielleicht von dieser Art. Das alles mag schön und gut sein, aber es bleibt fremd oder erinnert wenigstens an schon Gehörtes, an die Schule. Nec desilies imitator in artum: Verstand und Maß und Klarheit! Wie fließt und strömt alles in Homer! Wie ist so alles ganz und gar griechisch! (Wenigstens habe ich noch keinen Ebraismus darin gefunden.) Virgil fließt nicht minder, aber er konnte schon nicht so rein lateinisch sein, wie Homer rein griechisch ist. Warum? Weil er erstens eine großenteils fremde Geschichte erzählte, zweitens einen fremden Dichter (eben Homer) zum Vorbilde hatte, drittens zu einer Zeit, vorzüglich in dem Kreise, in dem er lebte, schon gar viel Hellenisches eingeschlichen war. Man lobt die Nibelungen. Aber da guckt nichts Griechisches, nichts Lateinisches, Persisches, Arabisches heraus. Man lobt die Minnesinger und Luther. Aber da ist alles, alles deutsch. Wir heutigen Deutschen lesen zu viel und allerlei, und behalten zu viel und allerlei und geben von uns zu viel und allerlei. — [22]) Lorenz Leopold Haschka (1749—1827) der Dichter des „Gott erhalte Franz den Kaiser". — [23]) Heinrich Josef von Collin (1772—1811), Dichter des „Regulus", „Coriolan" usw. — [24]) Karoline Pichler (1769—1843), Verfasserin vieler Romane, namentlich für die Frauenwelt. — [25]) Band 2, S. 99 (der Ausgabe von 1844). — [26]) Aus den „Minneliedern" ergibt sich, daß sie eine geborene von Holzschuher war (geb. 4. Januar 1779) und wahrscheinlich Maria hieß. Sie wohnte „in dem Hause 728 hinter dem Aegidienhofe" in Nürnberg. Ob sie sich erst nach Merians Weggang nach Dresden verheiratete, ist mir unbekannt. — [27]) Hier ein Beispiel:

Wien, 24. März 1808.

Sinnend lehnt ich am beschneiten Fenster,
Da umrauschte der Erinnrung Flügel
Meinen Geist, und scheuchte von dem Blick
Jedes Bild der Gegenwart zurück.
Und ein stilles mächtiges Verlangen
Kam in meine treue feste Brust.
Was gewesen ist, und was vergangen,
Füllte sie mit Wehmut und mit Lust.
Nicht vergangen! Eine frohe Stunde
Ist ein Denkmal, welches nicht vergeht.
Ist die Wahrheit aus der Freundschaft Munde
Nicht ein Felsen, welcher ewig steht?

Auch diese Beatrix trat zu Karoline Pichler in Berührung. Ich kann mir nicht versagen, die heitere Erzählung noch einzuflechten. (Pichler, Denkwürdigkeiten. II. S. 100.) „Ihn band seit vielen Jahren ein zärtliches Verhältnis an eine Frau, von der er stets den Ausdruck Petrarcas: Che sola a me par donna, brauchte. Ich kannte

sie nicht, aber ihren Briefen nach zu urteilen, womit sie mich auf Merians Veranlassung beehrte, mußte sie wenigstens eine sehr verständige, gebildete Person sein. Im Jahre 1809 kam sie endlich nach Wien, und man denke sich unser aller Erstaunen! Diese Laura, diese sola Donna war eine — nicht sehr hübsche, nicht ganz junge Frau, von kleinem Wuchse, unendlicher Beweglichkeit und Lebendigkeit, eine wirklich sehr gebildete, aber auch so positive Frau, daß unser guter Merian zu unser aller Verwunderung und Leidwesen ganz unter ihrem Pantoffel stand, und so lange sie in Wien war, es auch nicht einmal wagen durfte, ohne sie bei uns zu erscheinen." — [28]) Akten im Nachlaß und Mitteilung des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien an den Verf. — [29]) Vgl. Dan. Burckhardt, Matthäus Merian (in den Jahresberichten des Basler Kunstvereins), S. 199. — [30]) „Ich bezeuge hiemit, daß der k. k. Legationsrat und Geschäftsträger am Großherzoglich Badischen Hofe, Herr von Merian von Falkach, mir im Frühjahr 1809 bei meiner damaligen Anstellung als k. k. bevollmächtigter Armee-Hofkommissär zur Führung vorzüglich wichtiger und vertrauter Geschäfte zugegeben worden ist. Auch gleich nach Ausbruch des Krieges die Stelle eines k. k. Provinzialkommissärs des Innkreises zu Passau im Königreich Bayern versehen und dabei die nützlichsten Dienste mit der Geschicklichkeit und dem Diensteifer geleistet hat, die er bereits bei seiner vormaligen Anstellung zu Nürnberg unter den schwierigsten Umständen zum Vorteil des allerhöchsten Interesses erprobt hatte. Dergestalt, daß er bestimmt war, bei etwaiger Fortdauer des Krieges und Vorrückung der k. k. Armeen in Deutschland fortan zu denjenigen Provinzialkommissionen verwendet zu werden, welche das größte Zutrauen auf die Geschicklichkeit und Tätigkeit des Amtsführenden voraussetzen. Prag, 6. Februar 1810. Friedrich Graf Stadion." — [31]) Georg von Gaal (1783—1855). Domänenbeamter auf der Esterhazyschen Besitzung in Eisenstadt, wurde durch Merians Fürsprache 1811 Bibliothekar in Wien. K. Anton von Gruber (1770—1833), Bibliothekar in Preßburg. Merian ermöglichte den Druck seiner „Fasti" — [32]) Wien, den 14. Okt. 1812. Wohlgeborner Herr. So ungern als Seine Majestät in der Person Euer Wohlgeboren einen verdienstvollen Beamten aus Ihren Diensten treten sehen, so wollen Allerhöchstdieselben dennoch Ihrem Wunsche sich in die Ruhe zu begeben nicht entgegen sein und erteilen Ihnen hiemit die im Schreiben vom 1. Juli nachgesuchte Entlassung. Metternich. (Fügt sein persönliches Bedauern bei, die bisherige so nützliche als eifrige Verwendung im all. Dienste aufhören zu sehen.) — [33]) Pichler II, S. 243. „Wir wechselten fleißig Briefe und Merian, der ebenfalls Deutschland und seine Freiheit mit warmem Herzen umfaßt hatte, und dem es sehr leid tat, daß Oesterreich i. J. 1812 ein Hilfskorps zu der französischen Armee gestellt hatte, verließ die kaiserlichen Dienste und nahm eine russische Anstellung an, weil er, wie er mir schrieb, von Scythen und Gelonen das hoffte, was ihm die Deutschen nicht tun zu wollen schienen. Jetzt (1813) war auch er zufrieden gestellt, und da der Kurierwechsel

in jener Periode sehr lebhaft zwischen Wien und Dresden war, hatte ich sehr oft, ja in manchen Perioden täglich einen Brief von Merian; aber auch manchmal was für wunderliche! Eines Morgens z. B. weckte man uns zeitig und überreichte uns ein ziemlich konsiderables Paket, das ein russischer Kurier gebracht hatte. Pichler, den natürlicherweise jede Nachricht aus Dresden in jenem Zeitpunkte interessierte, erbrach schnell den Brief. — Was enthielt er? Einen kurzen, ziemlich gleichgültigen Brief und einen sorgfältig zusammengelegten Bogen Löschpapier, auf dem von Merians Hand das Wort „Ballast" geschrieben stand. Merian hatte, wie er später schrieb, nicht Zeit gehabt, mir ausführlich zu schreiben; wollte doch ein Lebenszeichen, und dem Kurier nicht ein bloßes Billet mitgeben; so verfiel er auf jenen wunderlichen Gedanken des Ballasts, der aber im ganzen nicht wunderlicher war, als mancher andere, den er in seinen Briefen und wohl auch in seinem Leben ausgeführt. Wie oft bekam ich, eben auf dem Kurierwege, dicke Pakete, die denn kaum in einigen Zeilen Nachricht von dem fernen Freunde, hingegen große Auszüge oder Notaten aus Büchern enthielten, wie sie Merian eben damals las. Bei allen diesen Sonderbarkeiten waren mir seine Briefe oder Blätter stets eine erwünschte Erscheinung, und mit warmem Andenken ruf ich dem lange Dahingegangenen einen herzlichen Scheidegruß in jene Welt nach, in welcher wir uns bald begegnen werden. — [34]) Nach einer Angabe bei Nostitz, Briefwechsel, S. 178, ist Merian bei den Kalischer Beratungen zugezogen worden. — [35]) Fürst Nikolai Repnin-Wolkonski (1778—1845), früherer russischer Gesandter in Kassel; er erbaute in Dresden die Freitreppe zur Brühlschen Terrasse. — [36]) Zur Geschichte des russischen Generalgouvernements in Dresden vgl. F. Plathner, Behördenorganisation und Kriegskontributionen im Königreich Sachsen während der Generalgouvernements von 1813 und 1814 (1909). Otto Eduard Schmidt, Aus der Zeit der Freiheitskriege usw. (vgl. Anm. 1). Pertz, Leben Steins, Bd. 3, S. 448 ff. (nach Steins Auto-Biographie). Steins Biographie von Max Lehmann tritt nicht näher darauf ein. — [37]) Aus den Akten entnehmen wir das allgemeiner interessierende Gesuch des sächsischen Generalleutnants Lecoq um Uebertragung einer Kommandostelle. Er führt aus: Man ist der Meinung, daß ich das Kommando der sächsischen Truppen nicht hätte übernehmen sollen, nachdem ich im Monat März d. J. dadurch, daß ich mich von dem 7. Armeekorps trennte und die Truppen nach Torgau führte, Schritte getan, welche meine Gesinnungen für die gerechte deutsche Sache deutlich ausgesprochen hätten. Bey solchem veränderlichen Betragen könne man mir kein Vertrauen schenken. Meinen Grundsätzen nach und hinsichtlich auf die Verhältnisse meines Vaterlandes konnte der wichtige Schritt des Uebertretens nur dann vor Jedermann gerechtfertigt werden, wenn er vereint mit der Masse der Truppen geschah als wodurch das Entscheidende für mein Vaterland und für die Sache Deutschlands hätte bewirkt werden können. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß der Uebertritt meiner einzelnen Person dem Ganzen einige Vorteile ge-

bracht haben würde. So viel getraue ich mir zu behaupten, daß wenn ich das Kommando der sächsischen Truppen behalten hätte, der Schritt, den diese Truppen am 18. und 19. Oktober in zerstreuten Haufen taten, nicht nur früher, sondern auch vereint und unter meiner Anführung geschehen seyn würde. Ich bin jedoch weit entfernt, den General Zeschau, der die sächsische Division anführte, hierüber anzuklagen, denn mir sind die näheren Umstände nicht bekannt, welche diesen in aller Absicht schätzenswerten Mann in diesem wichtigen Momente leiteten. — [38]) Charakteristisch ist folgendes Begleitschreiben Merians zu einem Verweis gegenüber einem der Sektionschefs, der durch eine Verfügung sich einen Uebergriff hatte zuschulden kommen lassen: „In der Beilage spricht der Generalsekretär und Direktor, dessen erste Pflicht es ist, Ordnung zu erhalten, Inconsequenzen zu verhüten. In diesen Zeilen aber der Freund, der sich nicht überwinden kann, an den Freund etwas unangenehmes zu erlassen und dieses daher vorerst im Concept mitteilt, und bereit ist, das Concept zu zerreißen, wenn der Freund vorzieht die Sache fallen zu lassen und ihrer nicht mehr zu erwähnen. In diesem erwünschten Falle beliebe der Freund die Papiere lediglich und ohne Aeußerung wohlversiegelt zurückzusenden. — [39]) Aus den Akten greifen wir ferner einiges für Merian besonders Charakteristische heraus: „Aus einem Erlaß des Generalgouvernements vom Januar 1814 an die Gouvernementskommissare, betr. den Verkehr mit den einquartierten russischen Truppen: [Der Generalgouverneur ist] zu erwarten berechtigt, daß die Einwohner alles was in ihren Kräften steht, aufbieten werden, um jene Krieger zu erquicken und zu unterstützen, welchen sie die Befreyung von einem eisernen Joche und die Herbeyführung einer bessern Zukunft zu verdanken haben. Zwar erlaubt die bedauernswürdige Erschöpfung des Landes keine köstliche Bewirtung, und es ist weder billig noch erlaubt, besseres zu fordern, als was der Hauswirt selbst genießt; allein es gibt doch gewisse kleine Zuvorkommenheiten, welche für den Verpfleger nicht sehr kostspielig sind und den Verpflegten — vorzüglich wenn er zu der russischen Nation gehört — in eine gute und freundliche Stimmung versetzen und ihn nicht nur von Eingriffen abhalten, sondern selbst zu allen Diensten willig machen. Ein Glas Branntwein beim Eintritt, manchmal eines über die Vorschrift gutmütig gereicht — hauptsächlich aber eine genugsame ganz sättigende Kost, wenn dieselbe auch nur aus Erdäpfeln oder Kraut, aber sauer zubereitet, besteht, und im allgemeinen gute Behandlung, werden hinreichen, um die meisten Unannehmlichkeiten zu verhüten. Viele dieser entstehen aus Mißverstand, aus der Verschiedenheit der Sprache — wenn daher wenigstens an größern Orten jemand bei der Hand sein könnte, der beide Sprachen spräche und auf beiden Seiten Erläuterungen gäbe, so würde schon dadurch manches Uebel entfernt werden". — Zum folgenden sei erläuternd bemerkt, daß bekanntlich der napoleonisch gesinnte König Friedrich August von Sachsen damals in Berlin interniert war. Vielfach waren die Stimmen, die seine Rückkehr forderten (sie fand dann erst am 7. Juni 1815 statt;

vgl. Bernhard Lange, Die öffentliche Meinung in Sachsen von 1813 bis zur Rückkehr des Königs. 1912). Das Generalgouvernement hatte sich mit diesen Dingen und dem damit zusammenhängenden Spionenwesen lebhaft zu beschäftigen. Der frühere sächsische Minister Graf Marcolini, der die Politik seines Herrn unterstützte, befand sich noch in Dresden. Am 17. November 1813 erging nun an den Polizeidirektor folgender Befehl des Gouvernements: „Der Minister Graf Marcolini soll zwei Tage, nachdem Sie ihm beiliegendes Befehlschreiben überreicht haben werden, Dresden verlassen und über Budissin nach Breslau reisen. In der Zwischenzeit werden Sie ihn scharf beobachten und seiner Korrespondenz mit Berlin selbst mit beträchtlichem Aufwande auf die Spur zu kommen suchen. Auch werden Sie dafür sorgen, daß er zur bestimmten Zeit abreise und keinen andern Weg als den vorgezeichneten einschlage. Uebrigens ist er mit vollkommener Achtung zu behandeln, und alles zu veranstalten, was sein Fortkommen leicht und bequem machen kann. Auf den bekannten Vorwand geschwächter Gesundheit aber keine Rücksicht zu nehmen." — „An den Geheimen Finanzrath und Major, Herrn von Loeben. (Nov. 1814.) Ew. Hochwohlgeboren haben unlängst sowohl in Ihrem Collegio als an öffentlichen Orten die Achtung vergessen, die Sie dem Gouvernement und sich selbst schuldig sind und sich Reden gegen den Herrn General-Gouverneur und dessen Räthe erlaubt, die nicht zu entschuldigen sind. Der Herr General-Gouverneur, welcher zu hoch steht, um für seine Person dergleichen eitle und unüberlegte Reden zu rügen, hat den Gouvernementsräthen, welche Ihr Benehmen nicht mit Stillschweigen übergehen können, überlassen, Ihnen seine gerechte Mißbilligung zu erkennen zu geben. Ew. Hochwohlgeboren Benehmen, an sich schon sehr strafbar, weil es Ihren Pflichten als Beamter und dem von Ihnen ausgestellten Revers geradezu entgegenlief, wird es doppelt, wenn man den Umstand in Anschlag bringt, daß Sie von eben diesem Gouvernement seit dessen Errichtung vorzüglich begünstigt . . . worden sind, welches alles Dank und Anhänglichkeit, nicht aber leeren Tadel und ein einem Manne von Ihrem Stande niemals anständiges Losziehen zur Folge hätte haben sollen. Im Einverständnis mit allen meinen Collegen trage ich nunmehr Ew. Hochwohlgeboren auf, nach Ihren Gütern zu reisen, und solche solange das jetzige Generalgouvernement noch besteht, nicht zu verlassen. Sie werden morgen Donnerstag vormittags abreisen und Ihren gewählten Aufenthaltsort anzeigen. Es tut mir sehr leid, daß ich einem Manne, von welchem ich sonst eine ganz andere Meinung hegte, ... eine so unangenehme Nachricht zu erteilen gezwungen bin." — (An den Reichsfreiherrn von Stein:) „La II section m'a remis l'annexe; lors du voyage d'Erfurt les Français toujours généreux lorsque cela ne coûte rien, déclarèrent qu'ils payeraient tout, que Sa Maj. l'Empereur Aléxandre et suite seraient défrayés partout etc. Les chevaux seuls coûtèrent 15000 écus. Quand il était question de payer cette somme, voici ce qui arrive: il se trouva que les Russes défrayés avaient payé

un tiers, le payeur français paya un tiers et le troisième tiers (4180 écus) est encore dû. L'Allemagne citerait un million d'exemples de pareille fanfaronnade jointe à pareille mesquinerie. Mais comme ici il est fait mention d'un nom auguste et que ce sont la plupart de pauvres paysans (Vorspann) qui réclament, j'ai cru devoir porter cet objet à la connaissance et décision de Votre Excellence." — [40]) Diese Stellung brachte ihm, nachdem er schon zuvor mit dem russischen Wladimir- und dem Annenorden ausgezeichnet war, auch den preußischen Roten Adlerorden zweiter Klasse. — [41]) Schon unter dem von Merian keineswegs gerne gesehenen preußischen Regime hatte Carlowitz, einer der Sektionschefs des früheren russischen Generalgouvernements, geschrieben: „Merian wird jetzt sehr verunglimpft und verfolgt. Wenn er dies alles weiß und erfährt, so ist mir seine Gelassenheit unbegreiflich." (O. E. Schmidt; a. a. O. S. 118.) Am 12. März 1815 schrieb Carlowitz an seinen früheren Kollegen, den Finanzrat Oppel: „Der alte redliche Merian ist der Mann, dem ich noch zuweilen mein Herz ausschütte. Die jetzigen Machthaber scheinen sich wenig um ihn zu kümmern, und er wird von manchen Seiten sogar angefeindet; aber desto mehr müssen sich seine alten Freunde an ihn anschließen. Er ist dafür auch recht freundlich, wenn man ihn in seinem Treibhause auf der Terrasse besucht." (a. a. O. S. 151. Merian wohnte damals in der ehedem Brühlschen Orangerie.) — [42]) Journal du Departement de la Meurthe. 6 Août 1815. Le ministre des armées impériales russes vient de nommer le conseiller d'état baron de Mérian, directeur de la Chancellerie du Gouvernement-général. Mr. le Conseiller d'état ouvrira, en l'absence de M. le Gouverneur-général, les paquets et lettres qui seront adressés à S. Ex. et expédiera les affaires qui ne peuvent souffrir de retard. — [43]) Am 5. Mai 1821 findet sich der bedeutungsvolle Eintrag: obiit N. Bonaparte, quem mortalium oderam solum. — Ein anderer bezeichnender Eintrag: 26. Aug. 1818 „Palais de justice. heus, heus, quam multa loquuntur. — [44]) Vergl. oben bei Anm. 27. — [45]) Margarethe Merian, geb. 1778, vermählte sich 1815 mit dem St. Galler Hauptmann Haltiner. Sie starb mit ihrem ersten Kinde am 2. Dezember 1816. — [46]) Daniel Merian (1779—1849) unverheiratet. — [47]) Ueber das Massenaische Anleihen vergl. Luginbühl im Jahrb. f. Schweizer. Geschichte Bd. XXII. S. 1 ff. Die hier mitgeteilten Akten liegen im Basler Staatsarchiv (Massena, Polit. A. A 1. — Johann Lucas Merian-Ryhiner (1777—1851) war selbst Mitglied des Stadtrates. — [48]) Vergl. oben bei Anm. 12. Den damaligen Briefwechsel zwischen Butler und Merian siehe in Butlers Biographie (vergl. Anm. 1). — [49]) Am 29. Okt. meldet das Tagebuch auch: „prandium apud Hardenberg qui dixit: Wir hätten Sie gerne in unsern Diensten gehabt." — [50]) Julius Heinrich Klaproth (1783—1835), der berühmte Orientalist. Mit seinen sind freilich auch Merians sprachvergleichende Ideen heute veraltet. — [51]) Tripartitum seu de analogia linguarum libellus. Vienna 1820—1823. (Ausführliche Rezension im Archiv für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 1823 Nr. 79—81 von Hormayr). — Synglosse oder Grundsätze der Sprachforschung (unter dem Pseudonym Junius Faber) Karlsruhe 1826. — Die Principesde l'étude comparative des langues sind 1828 in Paris und Leipzig erschienen. Ihren Druck hat Merian noch überwacht. — [52]) Merian wohnte in seinem letzten Lebensjahre in Batignolles, Rue truffaut 4. — [53]) Nur der Schnupfen hatte ihn vielfach geplagt. („Quem inexhausta Dei gratia solum novimus morbi modulum," wie es im Tagebuch heißt.) —

[55]) Altoberstzunftmeister Merian war am 1. April 1799 auf Befehl des helv. Direktoriums verhaftet und nach Bitsch verbracht worden. Vergl. Anm. 13 und 7. — [56]) Es hatte damals den Anschein, als ob nach den Niederlagen der Oesterreicher in der Schweiz Russen und Oesterreicher vereint energischer gegen die Franzosen vorgehen wollten. Doch erfolgte bald darauf durch Suworoff der faktische Rücktritt von Koalitionsgedanken. (Oechsli, Geschichte d. Schweiz im 19. Jahrh. Bd. I. S. 270.) — [57]) Margarethe Merian-Iselin (1749—1814), eine Tochter des Hans Lucas Iselin-Raillard (vergl. „Heinrich Iselin von Rosenfeld und sein Geschlecht." Basel, 1909). — [58]) Pichon, der französische, in Basel im Merianschen Hause einquartierte Hauptmann, der die endliche Befreiung des Altoberstzunftmeisters bei General Moreau durchsetzte (Vergl. Merians Tagebücher, a. a. O. S. 284). — [59]) Der sogen. Bodenzinssturm war die Erhebung der Landschaft Basel gegen den Beschluß des helvetischen Direktoriums, das Gesetz von 1798, welches die Abschaffung der Feudallasten und den Loskauf der Zehnten festgesetzt hatte, wieder aufzuheben. (Hans Frey, Basel während der Helvetik, Neujahrsblatt für 1877, S. 41, und Oechsli, a. a. O. S. 302.) — [60]) d. h. die Freiheitsbäume. — [61]) Vom Frieden zu Luneville, 9. Februar 1801. — [62]) Bekanntlich brachte das Jahr 1801 der Schweiz den Verfassungsentwurf von Malmaison und den föderalistischen Staatsstreich vom 28. Oktober. — [63]) Vergl. oben bei Anm. 12). — [64]) Die Tagsatzung von Schwyz, die nach dem Abziehen der Franzosen durch die Altgesinnten einberufen worden war. Altoberstzunftmeister Merian, damals Präsident der Munizipalität, nahm als Delegierter von Basel an ihr teil. (Vergl. Fr. Vischer „Andreas Merian und die Tagsatzung von Schwyz", Basler Jahrbuch 1911, S. 176 ff. und die Tagebücher Merians, Basler Zeitschr. Band XVI. S. 286.) — [65]) Altoberstzunftmeister Merian hatte sich der Verhaftung entziehen können. Er weilte bis zum März 1803 in Schopfheim. (Vergl. Tagebücher a. a. O. S. 290 ff. — [66]) Stadtkommandant Frey. — [67]) Cand. theol. Mathäus Merian (1732—1804), der Bruder des Altoberstzunftmeisters, der bei diesem wohnte. — [68]) 1799 hatte der Agent Andreas Brenner, ein Verwandter Merians, den französischen Offizier begleitet, der die Verhaftung vornahm. (Vergl. Tagebücher a. a. O. Seite 269, 270.) — [69]) Der Familien-Kosename Merians. — [70]) Die Thronbesteigung Napoleons. — [71]) So hatte Merians erster Lehrer geheißen. — [72]) Mit dem „cousin" ist natürlich Merian selbst

gemeint. — [73]) Zum folgenden vergl. Hoffmann-Krayer im Goethe-Jahrbuch 1902, Bd. 23. S. 69, wo die Charakteristik abgedruckt ist, ferner Emil Schäfer, Goethes äußere Erscheinung. 1914. S. 22. — [74]) Das Edikt Napoleons vom 5. August 1810, laut welchem alle Kaufleute von ihren Kolonialwaren einen Zoll von 50 % des Wertes bezahlen mußten. Ueber die Maßnahmen Napoleons gegen Basel vergl. Buser, Basel während der ersten Jahre der Mediation, Neujahrsblatt 1903. S. 12 ff. und T. Geering, Christoph Merian, Gedenkschrift (Basel 1908) S. 38. — [75]) Eine Sammlung Kopien von Zeugnissen und Belobigungsschreiben. — [76]) Andreas Merian starb 25. Februar 1811. — [77]) Vergl. Anm. 24. — [78]) Vergl. Anm. 23. — [79]) Ueber die Beziehungen der Pichler zu Friedrich Schlegel vergl. ihre Denkwürdigkeiten. II. S. 133 ff. — [80]) Josef Ludwig Stoll (1778—1815), vergl. Pichler, Denkwürdigkeiten. II. S. 108. — [81]) Ueber diese Episode vergl. Pichler, Denkwürdigkeiten. II. S. 209. — [82]) Vergl. Pichler, Denkwürdigkeiten. II. S. 202. („Ich erhielt von unserm Freunde Merian in Dresden einen Brief, welcher mir die baldige Ankunft eines jungen und sehr bedeutenden, sehr hoffnungsvollen Dichters, Herrn Theodor Körner, verhieß und mich mit vielem Lobe auf diese neue Erscheinung aufmerksam machte“ ꝛc.) vergl. auch ebenda S. 245. — [83]) den österreichischen Dienst zu verlassen. — [84]) Außer mit dem lakonischen Bericht der Flucht Napoleons aus Rußland ist die ganze Briefseite mit einem ungeheuern Schnörkel angefüllt, der freilich Merians Begeisterung besser zeigt, als lange Worte es hatten tun können. — [85]) d. h. Jude, Bezeichnung für den russischen Kaiser, Grund mir unbekannt. — [86]) „Weil du denn wider mich tobest und dein Stolz herauf für meine Ohren gekommen ist, will ich dir einen Ring an die Nasen legen und ein Gebiß in dein Maul, und will dich des Weges wieder heimführen, deß du gekommen bist.“ — [87]) d. h. der russische Kaiser, vergl. Anm. 85. — [88]) Den Tod der Mutter. — [89]) Justus Wilhelm von Oppel. (1765—1832), Sächsischer Geheimer Finanzrat, war 1813 und 1814 Chef der 2. Sektion des russischen Generalgouvernements in Dresden. 1815 in Wien am Kongreß, war er gegen Sachsens Teilung tätig. (Vergl. Schmidt, Aus der Zeit der Freiheitskriege.) — [90]) Vergl. bei Anm. 12. Fünfzehn Jahre waren vergangen, seit Merian und Butler sich geschrieben hatten. Butler teilte ihm damals die Vollendung seiner Aeschylosausgabe mit. Der Brief ist gedruckt in der zit. Biographie Butlers (Vergl. Anm. 1) I. S. 122, ebenso die folgenden. — [91]) Der Brief ist an die Gattin seines Bruders Lukas, Elisabeth geb. Ryhiner, gerichtet. — [92]) Karl von Nostitz (1781—1838), Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, später russischer General, mit Merian enge befreundet. Er schrieb damals seine Memoiren, die er Merian widmete. Hierauf bezieht sich die Apostrophierung im Briefe. Ich entnehme diesen Brief dem in Anm. 1 genannten Briefwechsel Nostitzens (S. 276), der noch viele geistvolle Briefe Merians enthält. — [93]) Vergl. Anm. 50. Der Brief steht bei Butler. I. S. 343. — [94]) Vergl. Butler. I. S. 344. —

Aus der Geschichte eines alten Basler Hauses.

Von Karl Bischoff.

Basel ist Bischofsstadt. Um die „Burg", den Sitz des geistlichen Herrschers, und auf seinem Boden, ist die Stadt entstanden, vorerst aus seinen Dienstleuten hoch und niedrig, dann aber bald auch aus allerlei Volk, das vom Lande her an das bischöfliche Hoflager heranrückte, um Brot und Schutz zu finden. Von der Burg hinunter an die Stelle, wo der Rhein seine geringste Breite besitzt — frühe schon hat dort, unabhängig vom Bischof, eine Niederlassung von Schiffern, Fischern und andern kleinen Leuten bestanden — führte der „Sprung", und jene Gegend „ob dem Sprunge", der Martinsberg, ist von jeher eine bevorzugte Wohngegend gewesen.

In der Zeit, in die wir zurückgreifen müssen, da stand noch an der Ecke der Martinsgasse, dem Augustinerkloster gegenüber, der Marschalken-Turm, jenes wehrhafte Gesesse einer Ministerialenfamilie, welcher vom Amte her der Name Marschalk gekommen war, und blickte hinüber über die niedrige städtische Fruchtschütte und über den Rhein in das Markgrafenland, dessen Herren ja später Besitzer des hoch und herrlich gelegenen Hofes werden sollten. Etwas weiter unten, dicht am Ufer des Rheins, war es der Hof der Schaler, das spätere „untere Colleium", welcher der Stadtgegend seinen Stempel aufdrücken mochte. Von jenseits des Rheins aber mochte der Blick über die unbebaute Lücke der Halde auf die Höfe der Reich von Reichenstein und der Murnhart fallen, während im Hintergrunde die mächtige Silhouette des

Eptinger Hofes emporragte, der vor nicht allzu langer Zeit erst dem Rathausgarten und neulich dem Archivgebäude gewichen ist. Dazwischen wohnten in kleinen Häusern vielfach Geistliche und bald auch Handwerker in buntem Wechsel. Die Achtburger aber sind zuletzt von allen auf den Martinsberg gekommen, erst im 16. Jahrhundert. Aus zweien von den erwähnten kleinern Häusern ist das heute mit Nr. 20 am Rheinsprung bezeichnete Haus zur „Augenweide" entstanden, in unvordenklicher Zeit, und weil wir an Hand der Hausurkunden die Geschichte dieses Hauses und seiner verschiedenen, zum Teil recht interessanten Besitzer länger und genauer verfolgen können als die der meisten andern alten Häuser unserer Stadt, mag ihre Aufzeichnung gestattet sein, wenn sie auch auf allen Anspruch auf Gelehrsamkeit verzichtet und anspruchsloses Gewand trägt, wie das Haus selber. —

Die erste in meinen Händen befindliche Urkunde, welche die „Augenweide" betrifft, stammt aus dem Jahre 1327. Da treffen wir das Haus in geistlichem Besitz: Peter von Zürich, ein Chorherr von Beromünster, schenkt es dem Basler Domkapitel. Richtiger ausgedrückt: die Urkunde gibt sich zwar als Schenkung unter Lebenden; aber es wird doch ein ziemlich mannigfaltiger Gegenwert stipuliert. Denn die Präsenz verspricht durch den Mund ihrer beiden Vertreter, des Dekan Johannes Camerarius und des Domherrn Crafto von Botzheim, dem Veräußerer 14 Mark Silbers zu bezahlen in vier jährlichen Raten. Die Erwerber versprechen aber außerdem, nach Ableben des Veräußerers aus dem Ertrage des Hauses jährlich 8 Schillinge zu verwenden für eine Jahrzeit Peters selbst, 6 Schillinge für eine solche seines Vaters und fernere 6 für eine solche der Mechtildis seiner verstorbenen Dienerin. Mit dieser Mechtildis aber hat es seine eigene Bewandtnis. Sie heißt wohl «olim famula ipsius», aber sie heißt auch «domina de Zurich». Es handelt sich also offenbar um eine Verwandte

des Kanonikus (vielleicht seine Schwester oder Base), die bei ihm als Haushälterin wohnte. Da sich nun aber aus einer älteren Urkunde des Domkapitels, aus dem Jahre 1298, ergibt, daß ein Haus „an dem Sprunge" jure emphiteotico, also zu Erbleihe, der Mechtildis de Thurego verliehen worden ist, dürfen wir wohl annehmen, daß dieses Haus in dem wir die „Augenweide" zu erblicken haben, von dieser Mechtildis bei ihrem Ableben an ihren Verwandten, eben den Chorherrn Peter, gelangt ist, und daß sich im Laufe der Jahre, wie sich gerade in jener Zeit häufig beobachten läßt, das Erbleiherecht zum Eigentumsrecht verstärkt hat. Damit erhält die Tatsache einen guten Sinn, daß Peter aus dem Erlös gerade dieses Hauses seiner Erblasserin eine Jahrzeit gestiftet hat. Wer war nun dieser Peter von Zürich?

Der Name de Thurego, von Zürich, findet sich zu jener Zeit in den Basler Urkunden nicht ganz selten. Ein Ulricus de Thurego z. B. ist 1284 als Hausbesitzer „unter Kremern" (also an der heutigen Schneidergasse) erwähnt. Johann von Zürich kauft 1308 das Haus zum Rosengarten, „unter Salzkasten", d. h. an der Ecke der Schwanengasse gegen den Blumenrain, und gibt 1321 dem Domstift Wiesen an der „Schoren" auf. Er ist der Mann der Anna Schönkindin, also wohl ohne Zweifel in guter gesellschaftlicher und materieller Stellung. Auch unsern Peter treffen wir wiederholt. In den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts tritt er öfter als Zeuge auf in Urkunden, bei denen das Klarakloster beteiligt ist. 1297 und 98 ist er «advocatus in curia Basiliensi». Später finden wir ihn wieder in den Akten des Stiftes Beromünster. So wirkt er im Jahre 1316 mit bei einem Vergleiche dieses Stiftes mit dem Pfarrer von Pfäffikon. Dazwischen scheint der alte Herr sich zuweilen in Basel aufgehalten zu haben. Nachdem aber im Jahre 1326 das Stift Beromünster seine Statuten revidiert und dabei die Residenzpflicht der Chorherren strenger betont hatte, hat

wohl Peter, der freilich Alters halber bereits vom Dienste am Altar dispensiert war, keine Veranlassung mehr gehabt, sein Haus in Basel beizubehalten. Er hat die „Augenweide" veräußert, sich endgiltig in Münster niedergelassen und im gleichen Jahre 1327 dort ein, übrigens für uns belangloses, Testament gemacht, so daß es ihm im Jahre 1329 ruhig vergönnt war, «viam universae carnis ingredi». —

Unsere Urkunde vom Jahre 1327 zeichnet sich nun aber durch zwei Dinge aus:

1. Als Urkundsperson für den Liegenschaftsverkehr treffen wir im beginnenden 14. Jahrhundert sowohl den Offizial des Bischofs als den Offizial des Archidiakons. Es ist eine bekannte Tatsache, daß diese beiden Gerichtsbarkeiten zeitweise recht heftig konkurrierten. In welchen Fällen die eine, in welchen die andere die gegebene war, hat m. W. bis zur Stunde niemand genau feststellen können. Es scheint aber auch, als ob schon damals über diesen Punkt keineswegs volle Klarheit geherrscht hätte. In einem bei Ochs (Geschichte Basels, II, 26 ff.) zitierten Schreiben des Rates an die Domherren aus dem Jahre 1318, findet sich folgende Stelle: «Dicimus etiam quod ob vestram requisitionem praemissam, etiamsi praemissa non obstarent, non esset observanda cessatio divinorum cum vobis non competat ulla jurisdictio de consuetudine vel de jure; praefato enim Domino Episcopo tamquam ordinario singulorum de jure, et Archidiacono Basiliensi de consuetudine competit jurisdictio in civitate Basiliensi.» Daraus scheint hervorzugehen, daß man zum mindesten schon damals über die Ausscheidung der richterlichen Kompetenzen des Bischofs und des Archidiakons in der Bürgerschaft nicht mehr recht Bescheid wußte. Wer also absolut sicher gehen wollte, daß Gesetz und Gewohnheit erfüllt werde und aller Solennität Genüge getan sei, wie das etwa im Wunsche eines alten Advokaten liegen mochte, der konnte auch beide Offiziale zum

Instrumentieren zuziehen. Davon geben uns denn auch in der Tat eine kleine Zahl von Urkunden Zeugnis, und eine dieser ganz wenigen Urkunden ist die über die Veräußerung der „Augenweide" vom Jahre 1327.

2. In zweiter Linie aber interssiert diese Urkunde den Historiker, weil darin eine weit über Basels Grenzen bekannte Persönlichkeit genannt ist, der Chronist Matthias von Neuenburg. Peter von Zürich bestimmt nämlich für den Fall, daß er vor Leistung der vier bedungenen Jahresraten sterben sollte — und das ist ja, wie oben angeführt, der Fall gewesen — das Stift müsse alsdann die restierenden Zahlungen leisten «discreto viro Magistro Matthiae de Nüvenburg, advocato in curiis nostris». Nun hat man von jeher in der Chronik des Matthias von Neuenburg, den man als Hofchronisten des Straßburger Bischofs Berchtold von Buchegg kannte, eine merkwürdig genaue Kenntnis von Personen und Dingen aus Basel bemerkt, ohne daß man dieselbe zu erklären vermochte. Der verstorbene Professor J. J. Merian erst hat vor zirka 35 Jahren in die „Augenweid"-Papiere Einsicht erhalten und dabei gefunden, daß Matthias von Neuenburg eben früher Advokat an den Basler Kurien gewesen sei und deshalb die hiesigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte. Es ist anzunehmen, daß Berchtold von Buchegg, der zu jener Zeit Landkomthur des Deutschen Ordens in Basel war, den gelehrten Kleriker eben hier kennen und schätzen lernte, und daß er ihn nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl zu Straßburg dorthin nach sich gezogen hat.

Nach dem Jahre 1327 findet sich in den Akten der „Augenweide" eine klaffende Lücke von beinahe hundert Jahren. Es scheint, als ob das Haus vorerst in Handen der Präsenz geblieben wäre; wenigstens wohnt darin im Jahre 1365 ein Johann von Aarberg, Kaplan des St. Stephansaltares im Münster. Im Jahre 1421 aber befindet es sich im Besitze des Junkers Lienhard Billung. Da-

mit hat die „Augenweide" die Bestimmung gefunden, der sie von nun an erhalten bleibt: als Sitz reputierlicher einheimischer Familien! Freilich waren die Billung keine alten Basler. 1294 finden wir einen Billung von Fislis erstmals in einer Urkunde des Stifts von St. Peter erwähnt. Ihre Blüte aber beginnt mit dem Jahre 1364, wo Ottmann Billung von Oltingen das Haus zum „Engel" (also den Engelhof) kauft. Dieser Ottman Billung ist bereits ein sehr reicher Herr gewesen; denn im großen Umgeld von 1401 figuriert er unter den zwölf Höchstbesteuerten, die übrigens zumeist weder Ritter noch wirklich alte Burger waren. Billung selber ist offenbar damals ein ganz neuer Junker. Aber es gelingt ihm, seine Kinder sehr gut zu verheiraten: Eine Tochter bekommt einen Fröweler, die andere einen Schönkind; der Sohn Hans, der später vom Vater den Engelhof übernimmt, ehelicht die Anna Spitz, und unser Lienhard endlich wird der Gemahl der Elsin von Flachslanden, der Tochter Bernhards von Flachslanden und der Verena von Gliers (= Gléresse, Ligerz), welche nach Billungs Tode Jörg vom Roten geheiratet hat.

Wie nun Lienhard Billung zu der „Augenweide" gekommen ist, und was ihn veranlaßt hat, sie wieder zu verkaufen, ist mir völlig unbekannt.

Tatsache ist, daß er das Anwesen, das damals schon Stall und Garten enthielt und der Beschreibung nach durchaus konfiguriert war wie heute, am Samstag vor Sankt Urbans Tag des Jahres 1421 verkauft hat an den Junker Hans Waltenheim. Zu diesem Verkauf, der sich nun bereits vor dem Schultheißen vollzieht, der an Statt von Bürgermeister und Räten handelt, gibt aber der Kaplan des Dreikönigsaltars im Münster seine Einwilligung; denn diesem Altare ist das Haus zinspflichtig.

In Hans Waltenheim haben wir eine der charakteristischen großen Basler Kaufherrengestalten des 15. Jahrhunderts vor uns. Auch er ist keineswegs von altem Stamme.

Das erste, was wir von der Familie wissen, ist der Verkauf eines Hauses an der Guterstraße (also der heutigen obern Gerbergasse) durch die Kinder eines sogenannten „Tüvelgrat" an Konrat von Waltenheim. Das war im Jahre 1321. Es ist anzunehmen, daß dieser Konrat direkt aus seiner Heimat Waltenheim (im Elsaß, Kreis Landser) eingewandert war; der Name ist offenbar Herkunftsbezeichnung. Dann erfahren wir eine Weile nichts von der Familie. Im Jahre 1440 aber treffen wir den Wirt Henmann Waltenheim unter den Gläubigern des Bischofs Humbert von Neuenburg mit der verhältnismäßig hohen Summe von 135 Gulden. Er war also offenbar bereits in guten Verhältnissen und auch in guter sozialer Stellung; denn seine erste Frau war Agnes Grieb, eine Tochter aus damals schon hochangesehener Familie — ihr Bruder war schon Junker — und seine zweite Frau eine Galmater von Laufenburg. Die Kinder dieses Henmann, der freilich noch Wirt war, stellen nun aber bereits eine ganz ansehnliche Gesellschaft dar: von seinen Kindern zweiter Ehe heiratete Brida, die älteste Tochter, den Simon von Ramstein, einen Bastard zwar, aber immerhin einen Ramsteiner, der Sohn Jakob, der im Roßhof saß und unverehelicht geblieben ist, war im Jahre 1470 mit einem Vermögen von 12 000 Gulden bei weitem einer der reichsten Basler und wurde als Ratsherr zu Hausgenossen vielfach im Dienste der Stadt verwendet. Der einzige Sohn erster Ehe aber — eben unser Hans — war schon in jungen Jahren Junker geworden und hatte nach einer kurzen Ehe mit einer Richisheim die Brida Offenburg geheiratet, eine Tochter jenes Henman Offenburg, des nachmaligen Ritters, dessen Ruhm als Staatsmann sowohl wie als Kaufmann selbst durch seine unverhohlene Eitelkeit nicht verdunkelt zu werden verdient. Schwiegervater und Schwiegersohn scheinen auf sehr freundschaftlichem Fuße gestanden zu haben. Denn in der kulturhistorisch überaus interessanten Chronik Offenburgs finden wir Hans Walten-

heim recht oft erwähnt. Im Jahre 1432 hat der junge Eidam sogar den damals schon sehr gewiegten Staatsmann Offenburg nach Italien zu einer Verhandlung begleitet. Dieser Hans Waltenheim hat sich nun in der „Augenweide" so gut und wohnlich eingerichtet, wie es seinen Verhältnissen entsprach. Wir wissen, daß erst er die beiden schmalen Häuser, aus denen die Besitzung früher bestand, ganz zu einer Behausung verschmolzen hat. Von Waltenheim datiert somit im wesentlichen der heutige Bestand. Hans Waltenheim hat neben seinen persönlichen Handelsgeschäften mit Heinrich Halbysen und Wernlin von Kilchen eine jener großen internationalen Handelsgesellschaften gegründet, wie wir sie in dem Basel des 15. Jahrhunderts antreffen (vgl. J. Apelbaum, Basler Handelsgesellschaften im 15. Jahrhundert, Basler Inauguraldissertation, 1915). Man wird ja sagen müssen, daß die ganz unvergleichliche Lage Basels, am Schnittpunkt der beiden Handelsstraßen von England-Flandern nach Italien und von Mittelfrankreich nach Schwaben, zur Pflege dieses Handels geradezu aufforderte. Daß solche großzügige Handelsbetätigungen im allerhöchsten Maße neben privaten Zwecken die Interessen der Vaterstadt förderten, indem sie einerseits die Kaufkraft der beteiligten Kreise hoben und andererseits die auswärtigen Beziehungen Basels unterhielten und kräftigten, ist ohne weiteres klar; gleichwohl ist es nicht zu verwundern, daß alle diese Bestrebungen bei den breiten handwerklichen Schichten der Bevölkerung auf erbitterten Widerstand stießen. Unkenntnis erzeugt Mißtrauen, und des Nächsten Größe bringt die eigene Kleinheit zum Bewußtsein. Populär sind deshalb diese großen Kaufherren nie gewesen; aber ihre Gewandtheit und Energie ließ sie zum Dienste der Stadt doch als besonders veranlagt erscheinen. Und gerade nach dieser Richtung ist Hans Waltenheim vielleicht der bedeutendste der drei Gesellschafter. Während wir Wernlin von Kilchen in Venedig — wo er auch etwa «Guarnerius della Chiesa» heißt —

und Barcelona begegnen und Heinrich Halbysen, der übrigens für die öffentliche Sache keineswegs untätig war und außerdem in der Papierfabrikation bahnbrechend wirkte, nach Frankfurt und Mecheln reist, ist Hans Waltenheim im Rate — seit 1417 und bis 1468 von Hausgenossen, obwohl er Achtburger war — eine oft genannte Persönlichkeit. Besonders aber gehört er als einer der ersten, mit Peter von Hegenheim und Andreas Ospernell, dem 1445 gegründeten Dreyercollegium an, dem als besondere Aufgabe die Verwaltung der Stadtschulden oblag. Das erscheint bemerkenswert, wenn man bedenkt, daß Waltenheim — wie übrigens auch Peter von Hegenheim — zu denjenigen Ratsherren gehörte, die im Jahre 1445 als österreichische Lehensträger vorübergehend vom Rate ausgeschlossen wurden. Allein es ist begreiflich, daß ein Waltenheim zum Amte des Dreyerherrn trefflich geeignet erscheinen mochte; denn das Darlehengeschäft, welches ja schon als Kreditgeschäft von den großen Handelsgesellschaften gepflegt werden mußte, scheint Waltenheim so wenig ein fremdes Gebiet gewesen zu sein, wie seinem Schwiegervater Offenburg. Finden wir ihn doch gemeinsam mit Oswald Wartenberg und Klaus von Moos als Gläubiger des allzeit geldbedürftigen Kaisers Sigmund mit einer großen Summe. Für solche und ähnliche Dienste mochten er und sein Bruder Jakob ihr Wappen und später ihre Wappenbesserung erhalten haben: zwei von einander abgekehrte Halbmonde blau in gelb und gelb in blau, wie wir sie heute noch im Kreuzgange des Münsters bewundern können, zu dessen Baue Hans Waltenheim in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts wiederholt und reichlich beigesteuert hat.

Diesen glücklichen, tatenfrohen und erfolgreichen Mann hat auf der Höhe seines Lebens ein schweres Leid betroffen. Er besaß neben zwei Töchtern, von denen eine den spätern Oberstzunftmeister Balthasar Schilling heiratete, während die andere ins Steinenkloster ging, einen einzigen Sohn,

Hans Waltenheim den Jüngern, an dessen glänzender Zukunft dem Vater offenbar viel gelegen war. Er hatte Adelheid, die Tochter Konrads von Laufen und der Elsina von Staufen geheiratet, und der Vater hatte ihm das Haus neben seinem eigenen Gesesse, die „kleine Augenweide", gekauft. Im Jahre 1451 war er einer von den vornehmen jungen Baslern gewesen, welche nach Rom zur Krönung Kaiser Friedrichs des Dritten geritten waren. Er scheint ein ziemlich übermütiger, wohl auch etwas gewalttätiger junger Mann gewesen zu sein; wenigstens wissen wir von ihm, daß er, in Gemeinschaft mit seinem Oheim Peter Offenburg, den Hans Münch von Landskron auf dem Münsterplatz kurzerhand gefangen genommen und in seinem Hause zur „kleinen Augenweide" eingeschlossen hat. Geschäftlich tätig scheint der jüngere Hans Waltenheim nur mehr beiläufig einmal gewesen zu sein, etwa gemeinsam mit Lamperto de Lamberteschi. In der Regel aber lebte er, da er ja „deß müßig gehen" konnte, wie ein vornehmer Stadtedelmann des 15. Jahrhunderts, herrlich und in Freuden. Dieser glänzende junge Herr ist im Jahre 1454 bei dem Turniere, welches zu Ehren des anwesenden Herzogs Philipp von Burgund auf dem Münsterplatz stattfand, von der Hand Hans Bernhard Sevogels gefallen. Von da an ist der Vater ein stiller Mann geworden, hat aber noch beinahe 16 Jahre gelebt.

Wir wissen freilich, z. B. aus dem Rechnungsbuch Ulrich Meltingers, daß zu jener Zeit noch andere Waltenheim vorhanden waren, so jedenfalls ein Hans Waltenheim, der „hubschmid", der U. M. Eisen abzukaufen pflegte, und ein offenbar sehr begüterter Antony Waltenheim, der mit dem großen Allerweltshändler sogar Kompagniegeschäfte machte. Allein sie scheinen mit unserem Junker Hans nicht näher verwandt gewesen sein. Denn nach dem Tode der Ehegatten Waltenheim-Offenburg ist die „Augenweide", über welche eine testamentarische Bestimmung wohl nicht be-

standen hat, in den Händen der beiderseitigen Erben verblieben. Diese sind:

a) von der Waltenheim'schen Seite, da das einzige Töchterlein Hans Waltenheims des Jüngern bereits gestorben war, lediglich die Nachkommen der Ehegatten Schilling-Waltenheim, nämlich Junker Bernhart Schilling, der später ebenfalls wie sein Vater Oberstzunftmeister wurde und 1477 bei Nancy den Ritterschlag erhielt, und der Mann seiner einzigen Tochter Agnes, Junker Lienhart Grieb, später ebenfalls Oberstzunftmeister, und zwar der ältere dieses Namens, der im Jahre 1499 nach dem Rücktritt der beiden letzten Ritter vom Bürgermeisteramt als Statthalter dessen Geschäfte wahrzunehmen hatte.

b) von Offenburg'scher Seite die einzigen noch lebenden nicht geistlichen Nachkommen der 12 Kinder des Ritters Henman Offenburg, nämlich drei Kinder seines Sohnes Petermann Offenburg: Hans Philipp, Peter, der nachmalige erste bürgerliche und eidgenössische Bürgermeister, weil noch minderjährig unter Vormundschaft des Claus von Biederthal, und endlich Dorothea, die Ehefrau des Junkers Erckenbold von Schönenberg. Diese Leute verkauften alle miteinander am Fronleichnamstage des Jahres 1474 die „Augenweide" an Herrn Hans Zscheckenbürlin, den Oberstzunftmeister. Und auch bei diesem Kaufe erklärt der Kaplan des immer noch zinsberechtigten Dreikönigsaltars seine Zustimmung. Etwas komisch berührt das Zwischenspiel, wie die Söhne Petermann Offenburgs erst nach abgeschlossenem Verkauf inne werden, daß ihr Vater, der noch mitgeerbt hatte und erst kurz vor dem Verkauf gestorben war, dem Stift zu St. Peter das Haus, bezw. wohl seinen Anteil daran, um einen kleinen Betrag verpfändet hatte, und diesen nun schleunigst ablösen mußten.

Hans (oder Henman, wie er oft heißt) Zscheckenbürlin ist nun sicherlich der bedeutendste Herr, der in der „Augenweide" gesessen hat. Die zugewanderte Familie hat überhaupt mit

der kurzen Rolle, die sie in Basel gespielt hat, in unserer Geschichte eine Spur hinterlassen, an der keiner achtlos vorbeigehen kann.

Hug zum Tracken gen. Scheckabura ist schon 1351 Ratsherr von Achtburgern und ein vermöglicher Mann gewesen. „zum Tracken" hieß es von seinem Hause, zum grünen „Drachen", dem späteren Marfort'schen Hause Freiestraße 37, das jetzt verschwunden ist. Der Name mag ursprünglich Ceccopieri gelautet haben; doch kann niemand nachweisen, daß die Familie aus Italien kam. Hugs Urenkel ist Hans Zscheckenbürlin, der einzige des Geschlechts, der es weitergeführt hat, der einzige auch jener Generation, von dem die Geschichte zu reden weiß. Er hatte von seinem Vater, bezw. Großvater, die Häuser zum „Pfauen" und zum „Pfaueneck" geerbt, die dem Rathaus gegenüberstanden und vor kurzer Zeit erst dem vergrößerten Marktplatz zum Opfer gefallen sind. Diese Besitzung hat er im Laufe der Jahre noch wiederholt arrondiert. Dort war sein Geschäft, ein Detailgeschäft, ein Laden, neben dem aber Hans Zscheckenbürlin, der „Wechsler", auch den Großhandel betrieb und überdies an allerhand Unternehmungen, wie Bergwerken, beteiligt war. Dementsprechend hatte er neben der ererbten Hausgenossenzunft auch die Safranzunft angenommen, — Doppelzünftigkeit war damals häufig, — wo er mit der Zeit Meister und Ratsherr wurde. Schon vorher, im Jahre 1439, war er Mitglied des Stadtgerichts geworden, von 1442 an war er Siebner, d. h. Mitglied jenes siebengliedrigen Kollegiums, das sich mit den Dreierherren in die Finanzverwaltung der Stadt teilte. Hans Zscheckenbürlin muß ein überaus gescheiter und vielseitiger Mann gewesen sein. Denn die Aemter, die er alle neben seinem großen und erfolgreichen Geschäft bekleidet hat, waren für ihn keine Sinekuren; sein Name begegnet uns merkwürdig häufig in Geschäften, wo es hauptsächlich auf einen scharfen Blick und ein gesundes Urteil ankommt, wie Untersuchungen, schiedsrichterliche Ver-

fahren und dergleichen. Als Pfleger der „Elenden Herberge“ finden wir ihn sodann z. B. im Jahre 1444 nach der Schlacht von St. Jakob, als das dortige Kirchlein neu geweiht werden mußte. Das Auffallendste aber ist vielleicht eine völlig andere Seite seiner Tätigkeit. Als nämlich im Jahre 1459 die Universität in Basel begründet wurde, bildete Zscheckenbürlin mit dem Bürgermeister von Flachsland, Ritter Peter Roth, Heinrich Iselin, Heinrich Zeigler und Hans Einfaltig das erste Deputatenkollegium, das mit weitgehenden diskretionären Befugnissen in den Angelegenheiten der neuen Hochschule ausgestattet wurde. Es erscheint beinahe selbstverständlich, daß eine so leistungsfähige Persönlichkeit sich auch zur höchsten Ehrenstelle aufschwang, die den Bürgerlichen jener Zeit zu Basel offen stand: 1469 wurde Zscheckenbürlin Oberstzunftmeister. Er war damals ohne Zweifel einer der einflußreichsten Männer seiner Stadt, zugleich auch einer der begütersten; in der Steuerliste von 1475 figuriert er mit 12 800 Gulden, einem damals für Basel sehr hohen Vermögen; ein höheres ist nicht bekannt! Der große Erfolg seiner Unternehmungen mag zum guten Teile dem Umstande zu danken sein, daß Zscheckenbürlin sich des Geldverdienens niemals geschämt hat. Der Aufstieg in die hohe Stube, der so viele seinesgleichen lockte, wäre ihm ohne Zweifel längst offen gestanden. Aber er wollte nicht „müßig gehen“; er hatte auch nicht den Ehrgeiz, ein kleiner Edelmann zu sein. Viel lieber war er ein großer Krämer, und als solcher hat er neben seinen vielfachen und weitgehenden Unternehmungen auch das Detailgeschäft, den „Laden“, nicht verschmäht. Allein «auri sacra fames» hat auch diesem großblickenden Manne übel mitgespielt. Im Jahre 1474 wurde in Basel auf Anregung des Jakob Waltenheim ein großer Münzskandal aufgedeckt, dem auch das Haus Zscheckenbürlin nicht ganz ferne stand. Gerichtliche Verfolgung blieb den Herren erspart, nur ihr „Factor“, Geschäftsführer, Hans Baer wurde einige Tage in Haft gesetzt. Aber

Hans Zscheckenbürlin ist von da an nicht mehr Oberstzunftmeister gewesen; auch sonst begegnet uns sein Name nun weit seltener, obwohl er freilich bis zu seinem Tode dem Rate angehört hat. Er dürfte den Anlaß benutzt haben, um sich von seinen Geschäften mehr zurückzuziehen, was er umso eher konnte, als seine beiden Söhne Hans und Ludwig einen trefflichen Geschäftsführer besaßen in dem eben genannten Hans Baer, einem kraftstrotzenden homo novus, der bald Gesellschafter der Firma wurde.

In diesem Jahre 1474 also hat Hans Zscheckenbürlin die „Augenweide" gekauft und sich auf den Martinsberg zurückgezogen. Seine erste Gattin war Elisabeth Schilling, die zweite Margaretha von Basel, welche auch zuweilen nach ihrer vornehmen Mutter Margaretha von Laufen genannt wird. Aus der ersten Ehe hatte er die beiden erwähnten Söhne Hans und Ludwig, seine Nachfolger im Geschäft. Der erstere, außer zu Hausgenossen auch zum Schlüssel zünftig, hat sich als Zunftschreiber dieser letzteren Zunft verdient gemacht. Ueberdies scheint er bei der Hohen Stube Stubenrecht genossen zu haben, wie später auch sein Sohn Thomas. Der zweite, wie der Vater zünftig zu Hausgenossen und zu Safran, war später Ratsherr von der letztern Zunft und Ladenherr. Am bekanntesten aber waren die beiden als Mitglieder der „Großen Gesellschaft", zu welcher außer dem mehr genannten Hans Baer auch Bastian Told, Martin Leopart, Andreas Bischoff und besonders der große Ulrich Meltinger gehörte. Diese Gesellschaft, welche mit Bergwerksanteilen, Tuchen, Seidenstoffen, Papier, Siegelwachs, Tinte, Eisen, Blei, Zinn, Roßmitteln und allem Möglichem handelte und dabei gut prosperierte, hat den Neid und Haß der zünftigen Handwerker ebensosehr erregt wie ihre scheue Bewunderung! Aus zweiter Ehe aber hatte Hans Zscheckenbürlin 4 Töchter und 2 Söhne. Eine Tochter heiratete den Junker Ludwig Kilchmann, der einige Zeit ebenfalls Teilhaber der Firma Zscheckenbürlin war und uns

ein Schuldbuch mit einer nicht uninteressanten Chronik hinterlassen hat, Margaretha heiratete den Junker Jakob Nagel von der Alten Schönstein, Maria wurde die Frau des Junkers Jakob Schorpp von Freudenberg und Sophia endlich trat in das Kloster Engelsporten bei Gebweiler. Was die Söhne betrifft, so wissen wir über den einen, Bartholomäus, rein nichts, der andere aber, Hieronymus, ist der berühmte Prior der Kartause geworden.

Als der Patriarch im Jahre 1474 die „Augenweide" bezog, um sein otium cum dignitate zu genießen, da waren Hans und Ludwig längst selbständige Familienväter, auch Elisabeth längst verheiratet, die vier andern Kinder aber haben noch den elterlichen Haushalt geteilt. Damals mag sich in der „Augenweide" ein reges Leben entwickelt haben, zumal bis zum Tode des alten Henman, der im Jahre 1477 erfolgte. Im vorhergehenden Jahre hatte er noch fünf Schilling Zins der Praesenz abgelöst, über deren Herkunft wir nichts wissen. Die 17½ Schilling zugunsten des Dreikönigsaltars blieben auch fernerhin auf dem Hause lasten. Nachdem nun im Jahre 1484 auch Frau Margaretha das Zeitliche gesegnet hatte, ging das Haus über an die Ehegatten Schorpp von Freudenberg. Und nun finden wir zum erstenmal ein Gebäude erwähnt, das in der Geschichte der „Augenweide" auch späterhin eine gewisse Rolle gespielt hat. An der Martinsgasse findet sich nämlich zwischen dem Garten der „Augenweide" und dem „Murnhartshof" (einem Teile des heutigen Wendelstörfer Hofes oder Weißen Hauses) ein ganz schmales, tiefes Stallgebäude (15 Fuß breit, 50 Fuß tief!), welches damals zu den beiden Höfen der Reich von Reichenstein in der Martinsgasse gehörte. Das Haus war und ist mit Licht schlecht versehen. Als guter Nachbar hat nun im Jahre 1486 der Junker Jakob Schorpp von Freudenberg dem Marx Reich zu Reichenstein gestattet, auf Zusehen hin zwei Lichter aus seinem Stall in den Garten der „Augenweide" zu haben. Der Stall hat im Laufe der Zeit seine Be-

sitzer nicht oft gewechselt. Er blieb im Besitze der Reich zu Reichenstein, bis im Jahre 1748 Cosman Erzberger, der Stubenknecht zum Schlüssel, die beiden Höfe der Reich für das „Große Almosen", den fraglichen Stall aber für sich selbst erstand. Er verkaufte ihn dann 1761 an den damaligen Oberstzunftmeister, spätern Bürgermeister Johannes Debary, und in dessen Familie blieb er, bis er vor etwa zwanzig Jahren in den Besitz des Weißen Hauses überging. Die geduldeten Lichter aber haben im Laufe der Jahrhunderte wiederholt Anlaß zu mehr oder weniger freundschaftlichen Auseinandersetzungen gegeben. Jetzt (1916) sind sie zugemauert!

Der Junker Schorpp scheint ein etwas unentschlossener Herr gewesen zu sein. Denn im selben Jahre 1486 verkauft er die „Augenweide" an seinen Schwager Ludwig Zscheckenbürlin, aber sous seing privé und nur für den Fall, daß er, Schorpp, mit Junker Jakob von Eptingen betreffs Ankaufs eines Bauplatzes einig werde. Diese Eventualität scheint allerdings eingetreten zu sein; denn im folgenden Jahre geht die „Augenweide" tatsächlich in aller Form Rechtens an Ludwig Zscheckenbürlin über, während sich Schorpp immerhin noch in einem Nachtrag das Vorkaufsrecht für alle Fälle vorbehält, und zwar mit einer Deliberationsfrist von einem Monat.

Auffallenderweise aber hat sich der offenbar tatkräftigere Ludwig Zscheckenbürlin schon im Jahre 1486 als Eigentümer der „Augenweide" geriert. Denn er führt in diesem Jahre einen Prozeß mit dem Eigentümer der „kleinen Augenweide", dem Fiskal Peter Hans Balthamer, über die etwas komplizierten baulichen Beziehungen zwischen den beiden Häusern. Zur Klärung der Situation wird Theobald Rinower, der seinerzeit nach dem Tode Hans Waltenheims des Jüngeren die „kleine Augenweide" erworben hatte, später aber nach Gebweiler verzogen war, dort von dem Schultheißen requisitorisch einvernommen. Dem

schließlich ergebenden Fünferbriefe entnimmt man mit Interesse, daß damals die „kleine Augenweide“ nicht nur eine Stallung, sondern sogar ein „Badstüblin“ besessen hat.

Lange hat aber der Ratsherr Ludwig die „Augenweide“ auch nicht mehr bewohnen können. Er starb schon im Jahre 1492, und da ihm seine beiden Söhne unverzüglich im Tode nachfolgten, und seine eine Tochter mit Hans Peyer, dem Schaffner des Wettingerhofes in Klein-Basel verheiratet war, so blieb das Haus in der Hand der andern Tochter Maria, der Gattin des Ratsherrn Junker Morand von Brunn.

Diese Ehegatten von Brunn, die kinderlos gewesen sind, nehmen nun aber in der Geschichte der Freigebigkeit in Basel einen Ehrenplatz ein. Und unter den Instituten, die sich der großartigen Liberalität dieses edlen Paares, wie überhaupt der Familie Zscheffenbürlin zu erfreuen hatten, steht in erster Linie die Basler Karthause. Dafür bestand freilich ein besonderer Grund. Hieronymus Zscheffenbürlin nämlich, ein Sohn des Oberstzunftmeisters aus seiner zweiten Ehe, ein hochintelligenter und temperamentvoller junger Mann, hatte sich in jungen Jahren der Jurisprudenz gewidmet und in Paris und Orléans studiert. Es mochte eine der letzten Verfügungen des alternden Vaters gewesen sein, daß er ihm als Hofmeister keinen geringern Mann mitgab als Johann Reuchlin. Für diesen Sohn war ihm offenbar das Beste gerade gut genug. Und Hieronymus hat die Rolle des vornehmen jungen Mannes trefflich zu spielen verstanden, er hat den Becher des sprudelnden Lebens ausgekostet, genug und übergenug. Einundzwanzigjährig ist er als Licentiat nach Basel in die „Augenweide“ zurückgekehrt. Und weil der Vater mittlerweile in die wohlverdiente Ruhe eingegangen war, hatte der Sohn es keinesfalls nötig, sich im Genusse des Lebens den geringsten Zwang anzutun, wenn auch die Mutter eine resolute Frau war und die Geschwister es nicht immer gerne sahen, daß der gelehrte Herr Bruder

auch gar so sehr den Grandseigneur hervorkehrte. An selbstsüchtiger Interessiertheit hat es ja im Hause Zscheckenbürlin nie gefehlt. Da — inmitten dieser mammonsüchtigen Atmosphäre ist zu männiglich Erstaunen an Hieronymus Zscheckenbürlin der Ruf ergangen: „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Und komm, folge mir nach und nimm das Kreuz auf dich." Und Hieronymus hat dem innern Rufe Folge geleistet. An Pfingsten 1487 ist er entschlossenen Schrittes hinübergezogen über den Rhein, angestaunt von der verblüfften Menge und hat sich aufnehmen lassen in die Karthause, als deren Prior er später Großes wirken sollte, bis die Glaubensspaltung ihn aus der Vaterstadt vertrieb.

Wem käme bei diesem wunderbaren Ereignis nicht jene andere Geschichte zu Sinne, die sich fast 300 Jahre früher unter Italiens blauem Himmel ereignet hat, die Geschichte von dem Kaufmannssohne von Assisi, der ebenfalls der Lust und Pracht einer üppigen Jugend entronnen ist und, bettelarm an äußern Gütern, über die ganze Christenheit den reichen Segen seiner unendlichen Liebe ausgegossen hat!

Freilich, so schwer wie dem heiligen Franz ist dem jungen Zscheckenbürlin sein neuer Weg nicht gemacht worden. Seine Familie sowohl wie seine weitere Umgebung hat seinen Schritt wohl vielleicht nicht verstanden, aber keineswegs mißbilligt. Und zumal aus dem Hause Zscheckenbürlin sind der Karthause während geraumer Zeit Schätze aller Art zugeflossen, welche die damals im Wurfe liegende große bauliche Erneuerung und Erweiterung des Hauses gewaltig erleichtert, ja geradezu ermöglicht haben. Ganz besonders die Ehegatten Morand von Brunn haben das Kloster im Leben und im Tode reich bedacht. Nach dem im Jahre 1526 erfolgten Hinschiede der sehr reichen Frau — Morand war schon früher gestorben — hat das Kloster sodann die Hälfte des gesamten Vermögens geerbt.

Die „Augenweide" aber haben die Ehegatten von Brunn schon im Jahre 1513 wieder verkauft, und zwar mittelst eines ungeheuer weitläufigen, aber ziemlich inhaltsarmen Kaufbriefes, zu welchem der Herr Bürgermeister Wilhelm Zeigler der Frau sein Siegel leiht!

Der Käufer ist der Magister Hans Gerster, Stadtschreiber zu Basel, und seine Frau Barbara geb. Guldenknopff.

Auch Gerster ist nun keineswegs der Erste, Beste gewesen. Er war von Kaufbeuren im Allgäu nach Basel gekommen und im Jahre 1482 Substitut, 1489 Gerichtsschreiber geworden. Im Jahre 1502 rückte der gewandte und kluge Mann zum Stadtschreiber vor und blieb in diesem Amt bis zum Jahre 1523. Auch Pfleger des Spitals ist er lange Jahre gewesen. Die Sitte, die Stadtschreiber aus den neu Eingewanderten, nicht aus den alten Stadtkindern zu nehmen, hat in Basel während längerer Zeit mit gutem Grund bestanden. Man hoffte auf diese Weise persönliche Parteiungen der Leitung der laufenden Stadtgeschäfte — denn dafür war ja der Stadtschreiber im wesentlichen angestellt — fernzuhalten. Gersters berühmtester Vorgänger, Niklaus Rüsch, der spätere Oberstzunftmeister, allerdings der Sohn eines Basler Neubürgers, ist von Mülhausen gekommen, wo er dasselbe Amt bekleidet hatte, der Stadtschreiber Gerhard Megkynch war sogar ein Westfale gewesen, und ein ebenfalls sehr bekannter Nachfolger, der Stadtschreiber Heinrich Ryhiner, Ahnherr des heute noch blühenden Basler Geschlechtes, kam von Brugg. Verlangt wurde von dem Amte in erster Linie eine gewisse Gewandtheit und Routine, und diese ließ man sich etwas kosten; denn die Stellung des Stadtschreibers war die bestbesoldete im Basler Stadthaushalt.

Wann und weshalb nun Gerster nach Basel gekommen ist, das ist uns nicht bekannt. Tatsache ist, daß er eine Basler Bürgerstochter geheiratet hat; die Barbara Guldenknopff

stammt aus ehrbarer Handwerkerfamilie: 1443 hatte Hans Guldenknopff von Pfirt das Basler Bürgerrecht gekauft, 1463 treffen wir bereits einen Heinrich Guldenknopff als Ratsherr zu Gerbern, 1480 einen Lienhart Guldenknopff als Ratsherr zu Grautüchern. Um so mehr darf es wundernehmen, daß Gerster selbst nie Basler Bürger geworden ist, obgleich er sowohl zu Safran als zu Weinleuten zünftig war und es in letzterer Zunft zum Sechser und Stubenmeister gebracht hat. Gersters Ehe war mit mindestens sechs Kindern gesegnet. Eine Tochter Veronika hat in erster Ehe den spätern Gerichtsschreiber Marquart Müller, in zweiter Ehe den Richthausknecht Joachim Schencklin geheiratet; ihr hat der Vater das Haus „zum Hohen Sunnenluft" gekauft, das heute den westlichen Teil des De Bary'schen Hauses an der Augustinergasse bildet. Eine zweite Tochter Verena ist unverheiratet geblieben. Eine dritte endlich scheint einen Hans Züger, Bürger zu Basel, geheiratet zu haben. Ein Sohn Wolfgang hat schon 1515 in Basel studiert und 1516 einen der beiden von Franz I. gestifteten Freiplätze für Basel an der Pariser Universität innegehabt. Was später aus ihm geworden ist, wird uns nicht berichtet. Ein fernerer Sohn, Franz mit Namen, war Geistlicher und ist im Jahre 1528 Kaplan am Münster zu Basel gewesen. Der Sohn Paul aber, der als junger Mann einmal infolge eines Raufhandels auf ein Jahr aus der Stadt verbannt worden war, muß sich nachher zur Zufriedenheit des Vaters entwickelt und verheiratet haben. Denn er hat im Jahre 1526 für ihn das benachbarte Haus „zur kleinen Augenweide" (Rheinsprung 22) erstanden. Diese Häuserkäufe lassen darauf schließen, daß dem Hans Gerster sein Amt als Stadtschreiber materiell nicht schlecht bekommen ist. Allein Gerster hat sich auch namhafte Verdienste um unsere Stadt erworben. Schon in seiner ersten Stellung als Ratssubstitut hat er unter Aufsicht der Dreierherren das höchst verdienstliche Werk vollbracht, das Staatsarchiv, dem man eben erst durch Bau einer gewölbten

Kammer „hinter der Ratsstube“ ein neues, leidlich angemessenes Heim geschaffen hatte, vollständig zu ordnen. Seine Registratur in zwei Foliobänden, welche in den Jahren 1487 und 1488 entstanden ist, bildet auch heute noch ein brauchbares Hilfsmittel.

Gerster war eben offenbar ein Mann, der sich zu helfen wußte: er war « débrouillard ». Kein Wunder, daß er in der zweiten Periode seines Lebens mit einer Menge von Gesandtschaften, Verhandlungen und Vermittlungen betraut wurde, und zwar unter den verschiedensten Burgermeistern und bis ans Ende seiner Amtsdauer. Dabei gewinnt man durchaus den Eindruck, daß er keineswegs etwa als Statist diesen Geschäften beigewohnt habe, sondern vielmehr als Protagonist. Manches Argument und mancher Vorschlag verrät deutlich den gewandten, ja geriebenen Beamten. Auch Tagsatzungsgesandter ist Gerster wiederholt gewesen, und im Jahre 1510 finden wir in ihm einen der elf Boten, welche die Eidgenossen an Papst Julius II. nach Rom abordneten. Jene Zeit hat viel Schlangenklugheit und Unverfrorenheit von ihren Politikern verlangt; war es doch die Zeit, wo Niccolo Macchiavelli Staatsschreiber von Florenz war. Und Hans Gersters Gebaren mag wohl nicht selten hinterhältig genug gewesen sein. Gestützt darauf hat man ihn einer Handlung verdächtigt, die ihn freilich wesentlich disqualifizieren würde. Bekanntlich soll vor der Schlacht bei Dornach der Feldherr Heinrich von Fürstenberg Briefe erhalten haben, die ihn glauben ließen, daß die Eidgenossen nach Schwaderloch abzögen. Diese Briefe, die niemand gesehen hat, sollen „P f e f f e r h a n s“ gezeichnet gewesen sein. Daß der gewiegte General seine Handlungsweise durch solche anonyme Briefe wesentlich habe beeinflussen lassen, ist freilich von vornherein unwahrscheinlich. Doch ein Chronist hat es dem andern abgeschrieben; wem die Ehre der Erfindung gebührt, ist nicht ganz klar. Aber wer war jener Pfefferhans, von dem Briefe ausgingen? Lange hat man allgemein den

Basler Bürgermeister Imer von Gilgenberg im Verdachte gehabt, der allerdings früher Vogt der österreichischen Lande in Ensisheim gewesen war und auch später wieder in kaiserliche Dienste getreten ist. Allein Karl Vischer-Merian hat für mich überzeugend dargetan, daß Imer von Gilgenberg wohl in der Bürgerschaft unpopulär gewesen sein mag, aber weder bei dem Rate von Basel noch bei dem von Solothurn je in jenem schwarzen Verdachte gestanden hat.

Nun ist in diesem Zusammenhange auch der Name Hans Gersters genannt worden (vgl. R. Wackernagel, in Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. F. XI). Denn es unterliegt in der Tat auf Grund des vorhandenen Materials keinem Zweifel, daß Gerster mit verschiedenen auswärtigen Herren einen Verkehr unterhalten hat, der seinen Vorgesetzten sorgfältig verborgen bleiben mußte. Empfiehlt doch der österreichische Landvogt im Elsaß Conrad Schütz dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg darüber tiefes Schweigen mit den Worten: „dan dem guten frommen Manne stund sterben und verderben druff, do helff nichts für."

Ohne Falsch wie die Tauben ist also Gerster offenbar nicht gewesen. Und eidgenössische Gesinnung war ihm schwerlich zuzutrauen. Dagegen liegen doch keine positiven Faktoren vor, die seine Identität mit dem „Pfefferhans" erweisen würden. Dieser Verdacht hat denn auch im Basel **Gersters** sicherlich niemals Boden gefaßt. Sonst wäre er nicht 1502 zum Stadtschreiber befördert und noch viel weniger in den folgenden dreißig Jahren stetsfort zu allerlei heiklen Missionen verwendet worden und zwar ganz besonders auch zu solchen, wo das Reich und wo Solothurn beteiligt waren. Freilich, mit Solothurn muß es eine eigene Bewandtnis gehabt haben. Denn in Gerster haben wir den Stifter des herrlichen Holbeinschen Gemäldes vor uns, das als „**Zetter'sche Madonna**" Solothurns Museum ziert. Das Bild ist erst im Jahre 1864 in einem Kirchlein ob Grenchen aufgefunden worden, und zwar durch Franz

Anton Zetter den ältern. Und erst sein Sohn, der kürzlich verstorbene Franz Anton Zetter-Collin, hat im Jahre 1895 die Entdeckung gemacht, daß die beiden Wappen auf dem Bilde die des Hans Gerster und der Barbara Guldenknopff sind. Gemalt ist das Bild im Jahre 1522, also zu der Zeit, wo Hans Holbein an den Fresken im Ratssaale malte und mit dem Stadtschreiber bestimmt häufig in Berührung kam. Von den beiden Heiligen auf dem Bilde ist der eine sicher St. Ursus, was sich aus der lokalen Bestimmung der Stiftung ohne weiteres erklärt. Aber der andere? So sicher man diesen Bischof als den heiligen Nikolaus angesprochen hat, so bestimmt ist das von anderer Seite wieder in Abrede gestellt worden. Vielleicht haben wir darin einfach St. Martin zu erblicken, den Patron der Pfarrkirche des Stifters, der uralten „lütkilchen zu Sanct Martin". Vielleicht aber offenbart sich uns dereinst noch eine klarere Deutung, wenn einmal die Gründe offen vor uns liegen, welche Gerster dazu bestimmt haben, der Kirche zu Solothurn ein immerhin ansehnliches Geschenk zu machen.

Darüber aber bleiben wir vorläufig im Dunkeln. Doch werden wir immer und immer wieder versucht sein, das Licht aus einer Verkettung von Vorfällen zu erwarten, welche an den im Jahre 1519 erfolgten Tod des Grafen Heinrich von Thierstein, des letzten seines Stammes, anknüpfen.

Das stolze Dynastengeschlecht der Thiersteiner hat den Baslern durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch als Nachbar viel zu schaffen gemacht. Einerseits hatte die Beerbung verschiedener reich begüterter Häuser den Thiersteinern immer neuen Machtzuwachs gebracht; andererseits aber hatte häufig auftretender Geldmangel die Grafen veranlaßt, von ihren zahlreichen Besitzungen manches zu veräußern und besonders zu verpfänden. Großen Wert hatten aber diese Besitzungen, so weit sie sich im Jura befanden, in erster Linie für drei Liebhaber: einmal für den Bischof von Basel als anstoßenden großen Territorialherrn, sodann für die Stadt

Basel als entwicklungsbedürftiges Staatswesen und endlich für die Stadt Solothurn, deren zielbewußte Expansionspolitik sich ebenfalls dem Jura zuwenden mußte, weil sie nach den meisten andern Richtungen auf das mächtigere Bern stieß. Kein Wunder also, daß, als der Tag des stolzen Hauses Thierstein sich seinem Ende zuneigte diese drei Potenzen sich anschickten, um möglichst im voraus Ansprüche auf das namhafte Erbe zu machen. Das führte zu überaus komplizierten Verhältnissen, deren Geschichte uns Herr Dr. Karl Roth in seiner Doktordissertation (Die Auflösung der Thiersteiner Herrschaft, Basel, 1906) vor Augen führt. Hier mag folgendes genügen: Nach dem Tode des Grafen Heinrich, des letzten seines Stammes, blieb seine Witwe, die Gräfin Margaretha von Neuenburg, als Testamentserbin gewissermaßen vierte Partei in dem nun beginnenden lebhaften und verwickelten Interessenstreit. Das Ergebnis bestand vorerst in zwei Verträgen, welche der Bischof im Jahre 1522 mit Basel und mit Solothurn abschloß. Dabei erhielt der Bischof Pfeffingen, Solothurn, kurz gesagt, Thierstein und die Kastvogtei des Klosters Beinwil, die keine kleine Sache war, Basel, freilich gegen Entgelt, Riehen, Bettingen und Ramstein. Die Gräfin aber verkaufte, um sich ihrer Schulden zu entledigen, der Stadt Basel, deren Bürgerin sie geworden war, in zwei Posten, 1520 und 1525, eine Reihe wertvoller Besitzungen und Rechte, unter anderm auch das Eigentum an dem Hofe an der Martinsgasse zu Basel, an dessen Stelle heute das Staatsarchiv steht, und der von den Thiersteinern an die Eptinger, und zwar an den Zweig der Rumeler, zu Lehen ging.

An diesen Verhandlungen, bei denen der Bischof offenbar gut, die Gräfin schlecht abschnitt, während man über die Erfolge der beiden Städte verschieden wird urteilen können, ist nun Hans Gerster in hervoragendem Maße beteiligt gewesen. Als Stadtschreiber hatte der gewiegte und gewandte Mann in erster Linie die Interessen Basels zu vertreten.

Dem Bischof mochte seine Mitwirkung gewiß erwünscht sein; denn Gerster war wie sein Gönner, der Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen, ein warmer Freund der Geistlichkeit; ja, der päpstliche Legat Pucci rühmt von ihm, daß der Papst sicher keinen ergebeneren Diener besitze. Außerdem aber war er der Gräfin Margaretha schon frühe zum Vogt gesetzt worden, nachdem Hans Gallician dieses Amt kurze Zeit inne gehabt hatte. Demnach hat der behende Equilibrist dreien von den vier Parteien in dem beschriebenen Handel nahe gestanden. Wenn er der vierten Partei unmittelbar nachher ein schönes Präsent gemacht hat, so hat ihn dazu vielleicht sein Freund, der als Coadjuter des alternden Bischofs Christoph von Utenheim funktionierende Nikolaus von Dießbach, Domprobst von Solothurn, veranlaßt. Allein diesem äußern Anstoß dürfte es an einem innern Motiv schwerlich gefehlt haben. Wir werden aus diesem und andern Gründen stets bedauern, daß Gerster keinerlei persönliche Aufzeichnungen hinterlassen hat. An Muße dazu hätte es ihm schwerlich gefehlt. Denn er ist, nachdem er sich 1523 vom Amte zurückgezogen hatte, erst 1531 gestorben. Und wenn wir auch von dem Manne seiner ganzen Veranlagung nach keine tiefgründigen Abhandlungen zu erwarten hätten, wie sie uns etwa sein großer Florentiner Kollege geschenkt hat, so wäre doch die Zeit und Umgebung Gersters interessant genug gewesen, um einen reichern Niederschlag zu rechtfertigen, als er ihn in der recht trockenen, zeremonialartigen Beschreibung der Bundeserneuerung von 1507 uns im kleinen Weißbuche hinterlassen hat.

Im Jahre 1549 muß auch die Witwe Gersters nicht mehr unter den Lebenden gewesen sein und ebensowenig ihr Sohn Paul. In diesem Jahre verkaufen des letztern Söhnlein unter Vormundschaft des Matthias Bomhartt, und die ledige Tochter der Ehegatten Gerster-Guldenknopff, Verona Gerster, die „Augenweide" an den Professor und Rektor der Universität Hans Ulrich Iselin und seine Frau

Faustina geb. **Amerbach**. Wem würde der Zusammenklang dieser beiden Namen nicht eine ganze Geschichtsepoche vor das geistige Auge rücken, eine Epoche reich an blühendem geistigem Leben, reich aber auch an hartem geistigem Kampf! Und wenn in jener Zeit in den Mauern der „Augenweide" die Herrschaft des Geldes abgelöst worden ist durch die Herrschaft höherer geistiger Interessen, so könnte dieser Vorgang keine bessere Verkörperung finden als in der Person Hans Ulrich Iselins, des Ratsherrn und Wurzkrämers Hans Lux Sohn, der sich mit ganzer Seele der Wissenschaft zugewandt und reiche Förderung gefunden hat in einer Familie, die füglich als eine Zierde der Wissenschaft gelten kann. Hans Ulrich war mit zehn Geschwistern im väterlichen Hause zum „Heerhorn" aufgewachsen. Seine Mutter war Elisabeth Baer, die Tochter jenes Hans Baer, den wir im Zscheffenbürlinschen Kreise haben kennen lernen. Nur zwei von den acht Söhnen haben das Geschlecht bis zum heutigen Tage fortgeführt: Hans Lux Iselin-Rüdin, von dem weitaus die meisten der heute lebenden Iselin stammen (so insbesondere die ganze, weitverzweigte Iselin-Rouletsche Familie und die Iselin aus Drei Königen) und unser Hans Ulrich. Von letztern stammen z. B. die Branchen Abraham Iselin-Iselin, Iselin-Debary und Iselin von Biel.

Joh. Ulrich Iselin ist 1520 geboren und hat, offenbar unter dem Einfluß seines gelehrten Oheims, des Professors und spätern Domherrn Ludwig Baer, des letzten bedeutenden scholastischen Gelehrten unsrer Stadt, schon 1533 Vorlesungen an der hiesigen Universität gehört; später aber hat er hauptsächlich in Paris, auch in Valence und Poitiers studiert und ist zu seiner Ausbildung auch in Worms und in Pavia gewesen. Die Rückkehr in seine Vaterstadt war ihm durch die damals in Basel herrschenden konfessionellen Verhältnisse wesentlich erschwert. Der Vater war in jenem denkwürdigen Jahre 1529 mit einer Anzahl anderer zumeist bedeutender Männer um des Glaubens willen aus dem Rate gestoßen

worden, war aber nicht wie die meisten seiner Genossen mit dem Domkapitel nach Freiburg ausgewandert, sondern in Basel verblieben und hatte sich äußerlich der Reformation angepaßt, während er in seiner Hauskapelle stetsfort die Messe lesen ließ. Er mochte deshalb seinen Sohn nicht stark beeinflussen. Wohl aber tat dies der Domherr Ludwig Baer, der dem von dem ihm so sehr geliebten Neffen mit Abbruch jeden Verkehrs drohte, wenn er die neue Lehre annehme. Von anderer Seite, insbesondere wohl aus Universitätskreisen, mag er zum Uebertritt aus Opportunitätsrücksichten gedrängt worden sein. Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß bei seinem im Jahre 1545 erfolgten Uebertritt ausschließlich diese letzteren maßgebend gewesen seien. Immerhin hat man keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß ihm, dem Humanisten und Juristen, religiöse Fragen besonders im Vordergrund standen. Ulrich ist 1548 Professor an der hiesigen juristischen Fakultät geworden und hat sich im selben Jahre mit der achtzehnjährigen Faustina, der Tochter seines ehemaligen Lehrers und nunmehrigen Kollegen und Freundes Bonifacius Amerbach verheiratet. Seine Lehrtätigkeit mochte ihn zum Erwerb der „Augenweide" bestimmt haben. Denn seit die Hochschule in den Räumen des „Untern Collegium", des ehemaligen Gesesses der Schaler, dann der Ziboll, eröffnet worden war, haben die Häuser der Umgebung in den Universitätslehrern einen neuen Liebhaberkreis gefunden, wie wir später noch mehrfach sehen werden. Sie, die Tochter des großen, edelsinnigen und liebenswürdigen Bonifacius und Schwester des vielleicht noch feiner empfindenden und noch vielseitigeren Bruders Basilius hat den illustren Namen Amerbach als letzte würdig getragen. Sie mochte in der übrigens sehr glücklichen Ehe das führende Element sein und hat nach dem 1564 erfolgten frühen Tode ihres Mannes bald eine zweite Ehe mit dem sehr anlehnungsbedürftigen Buchdrucker Johannes Oporinus eingegangen, der ihr jedoch nach wenigen Jahren

kinderloser Ehe ebenfalls durch den Tod entrissen wurde. Faustina war übrigens in die „Augenweide" schwerlich als ganz Fremde eingezogen. War doch ihr Vater Bonifacius Amerbach mit dem allerdings wesentlich ältern Prior Hieronymus Zscheckenbürlin eng befreundet gewesen. Ja, er hatte im Jahre 1527 dessen Nichte geheiratet, Martha Fuchs, die Tochter des Bürgermeisters Leonhard Fuchs zu Neuenburg am Rhein und der Magdalena geb. Zscheckenbürlin. Faustina war somit die Ururenkelin des Oberstzunftmeisters Henman Zscheckenbürlin „zur Augenweide".

Nachdem die Ehegatten Iselin die „Augenweide" erworben hatten, ist ihnen, wie sich aus verschiedenen Fünferbriefen ergibt, eine Differenz mit einem Nachbar erwachsen, die ihnen um dessen Persönlichkeit willen nichts weniger als angenehm sein mochte. Der Eigentümer des ehemaligen Marschalkenhofes, spätern Markgräfischen Hofes, war zu jener Zeit der Graf Jörg von Württemberg und Mümpelgart. Da dieser auf seiner Liegenschaft Um- und Neubauten ausführte und die Grenzverhältnisse der „Augenweide" niemals ganz einfache gewesen sind, entstand über die Rechte, welche den Nachbarn zustanden, Meinungsverschiedenheit, und diese mußte von den „Fünfen über den Bau" entschieden werden. Daß das in Minne geschehen konnte, war höchst wünschenswert; denn der Stadtjurist Bonifacius Amerbach ist mehrfach auch Rechtskonsulent des Grafen von Württemberg gewesen!

Noch ein anderes Intermezzo hat sich während der Iselin'schen Aera abgespielt: Im Jahre 1561 ist das der „Augenweide" gegenüberliegende Eckhäuschen an der Halde, „etwan Sanct Oswalds Pfrundhaus genannt", aus dem Besitze des Webers Ulrich Peyer in den des Professors Iselin übergegangen, als willkommener Erwerb. Nachdem nun aber dieser letztere 1564 an der Pest gestorben war, hat die Witwe zwei Jahre später, offenbar gerade vor ihrer Verheiratung mit Oporinus, etwas getan, das man ihr, der

wohlhabenden Dame, nur schwer wird verzeihen können: sie hat — und zwar verbeiständet durch ihren Vetter Franz Rechburger, den spätern Oberstzunftmeister, und gemeinsam mit dem Vormund ihrer Kinder, Hieronymus Iselin — die Behausung wieder veräußert, allerdings belastet mit einer Bauverbotsservitut, die jeden Aufbau ausschließt.

Nachdem sodann im Jahre 1602 Faustina gestorben war, ist in der „Augenweide" das Inventar über ihre Verlassenschaft aufgenommen worden; und dieses Inventar, welches sich auf dem Staatsarchiv noch vorfindet, bietet nun des Interessanten die Fülle. Die Erblasserin bezw. ihr Sohn war ja nach dem Hinschiede ihres Bruders Basilius, dem Frau und Söhnlein längst im Tode vorangegangen waren, in den Besitz der sehr bedeutenden Amerbach'schen Kunstsammlung und Bibliothek gelangt. Diese reichen Schätze befanden sich nun freilich in Kleinbasel im Hause zum „Kaiserstuhl". Dagegen enthält das Inventar der „Augenweide", das überhaupt ein gutes und reichliches Inventar war, eine Fülle von Gegenständen, welche Vater und Sohn Amerbach von vornehmen und reichen Klienten geschenkt worden waren; und unter den aufgeführten Briefschuldnern befinden sich auffallend viele hohe Herren, wie der Römische Kaiser, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, der Pfalzgraf bei Rhein, der Bischof von Straßburg und Friedrich, Herzog von Württemberg und Teck!

Die „Augenweide" selbst wurde übernommen von der ledigen Tochter Esther oder H e s t e r, wie sie stets genannt wird. Sie mag nun als Allerweltstante in dem Hause gewaltet haben; denn von ihren sechs verheirateten Geschwistern, von denen vier in Basel lebten, hatte sie eine große Zahl Neffen und Nichten. Ihr Berater war in zweifelhaften Fällen nicht etwa ihr Bruder Ludwig, der Professor, sondern der Schwager Samuel Burckhardt, des Raths, ein Tuchmann, der offenbar über geschäftliche Gewandtheit verfügte. Er war ein Sohn des Stammvaters Stoffel Burckhardt-

Brand und ist später, wie vorher sein älterer Bruder Bernhardt, Meister zum Schlüssel geworden.

Ihm hat denn auch Hester Iselin die „Augenweide" testamentarisch zur Hälfte vermacht, die andere Hälfte aber den vier Söhnen ihrer verstorbenen Schwester Martha, welche den Valentin Beck geheiratet hatte. Diese vier Brüder Beck, deren einer der sehr gelehrte, aber überaus langweilige Professor der Theologie Sebastian Beck war, sind nun mit ihrem Oheim Burckhardt offenbar über die Auseinandersetzung zuerst „in etwas streit und mißverstandt" geraten; sie haben sich aber dann dahin verglichen, daß der Ratsherr Burckhardt die ganze „Augenweide" übernahm und die Herren Beck sukzessive auszahlte.

Es scheint jedoch, als ob Samuel Burckhardt das Haus nie selbst bewohnt hätte, sondern gleich von Anfang an sein Sohn Bonifacius, der Kaufmann war, später Ratsherr zum Schlüssel wurde und noch eine Reihe anderer Aemter bekleidet hat. Er war verheiratet mit Judith Graf und hatte von ihr neun Kinder. Nach ihrem Tode hat sich der Sechzigjährige nochmals verehelicht mit Margaretha geb. Hummel, welche ihrerseits schon zweimal verwitwet war. Sechs Jahre später ist er — im Jahre 1660 — gestorben. Und nun hat es die „Augenweide" noch einmal erlebt, daß sie in die Hände einer Familie gelangt ist, die damals auf der Höhe ihres gesellschaftlichen Glanzes stand. Das Haus wurde nämlich in der Erbteilung übernommen von dem Eidam des verstorbenen Bonifacius Burckhardt, dem Ratsherrn Hans Ludwig Fäsch.

Dieser Hans Ludwig war das 16. und jüngste Kind des berühmten Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch und seiner Frau Anna geb. Gebweyler; er war seinen Eltern in einer Fronfastennacht — am 13. September 1619 — geschenkt worden. Der zweifellos hervorragend begabte Hans Rudolf, dessen Vater Remigius ebenfalls bereits Bürgermeister war, hatte nicht nur eine sehr glänzende Aemterkarriere gemacht, sondern

sich auch großen Reichtum erworben, was im Blick auf seine große Familie nicht zu verachten war. Er war mit Blasius Pellizari associert gewesen zur Führung eines Passementeriegeschäfts im Hause zum „Salmen“ am Kornmarkt an Stelle eines Teiles der heutigen Nationalbank. Dieses Geschäft hatte er aber schon im Jahre 1606 an Niklaus Bischoff-Lichtenhahn, den nachmaligen Ratsherrn und Dreizehner, verkauft und sich nunmehr in seinem Kontor auf der nebenliegenden Geltenzunft lediglich seinem ausgedehnten Condottageschäft und seinen Beamtungen gewidmet. Daneben hatte er eine ausgesprochene Vorliebe für Immobiliaranlagen; kein anderer Basler dürfte zu jener Zeit so viele Liegenschaften besessen haben wie Johann Rudolf Fäsch. Im Jahre 1659 ist Hans Rudolf Fäsch 86jährig gestorben, nachdem er 23 Jahre lang, anfänglich neben Sebastian Spörlin, dann neben J. R. Wettstein das Bürgermeisteramt bekleidet hatte.

Der jüngste Sohn Johann Ludwig, der Besitzer und Bewohner der „Augenweide“, hat denn auch als Erbe seines Bruders Remigius neben seinem Wohnhause noch den bekannten Fäschischen Garten auf dem Petersplatz samt Behausung besessen und diese Liegenschaft (die heutige Brüderlin'sche), in der sich das Fäschische Kunstkabinett befand, zu einem Familiensitz für seine Abkömmlinge gestiftet.

Als Hans Ludwig Fäsch mit seiner Frau Sara geb. Burckhardt in die „Augenweide“ einzog, besaßen sie zehn ledige Kinder, während drei bereits verstorben waren — die großen Familien waren damals im Hause Fäsch beliebt! — Nach und nach hat sich dann freilich das Hauswesen durch verschiedene Heiraten reduziert. Allein es hat wohl kaum je in den Räumen der „Augenweide“ ein so bewegtes Leben geherrscht, wie zur Zeit des reichen und freigebigen Kaufmanns Hans Ludwig Fäsch. Das hat ziemlich genau 20 Jahre gedauert. Da ist der genußfreudige Besitzer und bald darauf auch seine Gattin gestorben.

Und nun ist unter seinem Sohne Bonifacius — man bemerkt, wie der Name vom Ahnherr Bonifacius Amerbach über den Großvater Bonifacius Burckhardt in die Fäschische Familie gelangt —, dem er die „Augenweide" testamentarisch zum Ansatz von 3000 ℔ vermacht hatte, wieder ein wesentlich seriöserer Geist in das Haus eingekehrt. Denn Bonifacius Fäsch war J. U. D. und Professor an der Universität Basel. Er war ein sehr vielseitiger Mann, der sich in jungen Jahren auf mannigfaltigen Reisen die Welt angesehen und auf diese Weise einen praktischen Blick sich angeeignet hatte. Dieser, vereint mit seinem ausgedehnten Wissen, hat ihn befähigt, sukzessive Logik, Ethik, Institutionen und Codex zu dozieren. Der praktische, kluge Sinn Fäschs hat seinen erfreulichen Einfluß auch auf die Schicksale der „Augenweide" ausgeübt. Der Herr Professor hat nämlich seine guten Verbindungen dazu benutzt, seinem Hause eine Linse Wasser von dem Domhofbrunnen zu sichern, wofür er dem Domkapitel, das damals zu Arlesheim residierte, eine kleine Besitzung in Wolschweiler abtrat. Fäsch bemerkt in einer scharfsinnigen Notiz, er hätte absichtlich seinen Brunnen vom Domhofbrunnen abgezweigt, weil der letztere einer der ältesten Brunnen der Stadt sei und deshalb im Falle eines Wassermangels erst in letzter Linie in Mitleidenschaft gezogen werden dürfte.

Bei diesem Anlaß mag auch dankbar bemerkt werden, daß es Professor Fäsch war, der die alten Hausurkunden der „Augenweide" sämtlich in ein chronologisch geordnetes Heft abgeschrieben hat, was für das Verständnis der nicht immer leicht lesbaren Originalien von großem Werte ist. Im Jahre 1685 hatte der 34jährige Bonifacius die genau halb so alte Katharina Burckhardt, Tochter des Gnadenthalschaffners Hans Jakob Burckhardt-Forcart, geheiratet und war so der Neffe seiner acht Jahre jüngern Schwester Sara geworden, welche sechs Jahre früher den Abraham Forcart, Bruder der Frau Margaretha Burckhardt-Forcart, geehelicht hatte;

der Merkwürdigkeit halber sei erwähnt, daß diese letztere nach dem Tode ihres Mannes ebenfalls einen Fäsch, nämlich den zweimal verwitweten Dreierherrn Johann Rudolf, zum Manne nahm.

Bonifacius Fäsch hat nun im Jahre 1692 als Besitzer der „Augenweide" mit Herrn Benedikt Ryhiner-Socin, dem damaligen Besitzer des Wendelstörfer Hofes, eine höchst possierliche Vereinbarung getroffen, indem ersterer dem letztern gestattet, in die gemeinsame Scheidemauer zwei Kamine 7 Zoll tief einzulegen, aber allerdings in der Meinung, „daß solche zwey caminer nur für Ehren caminer dienen sollen, auf weis und manier, wie bey uns in den Sälen die caminer pflegen gebraucht zu werden". Und in einem Beizettel zu diesem Revers bemerkt Fäsch ausdrücklich zur Orientierung seiner Nachkommen, daß ja in s e i n e n drei Kaminen wohl noch nie ein Feuerlein gemacht worden sei, seitdem sein Vater das Haus bekommen habe.

Die Beziehungen zwischen den benachbarten Familien Ryhiner und Fäsch haben sich aber keineswegs auf diese komische Episode beschränkt. Sie sind vielmehr sehr freundschaftliche, ja herzliche gewesen und haben schließlich im Jahre 1705 ihren beredten Ausdruck darin gefunden, daß das einzige Kind des Herrn Professor Fäsch, Margaretha, siebzehnjährig den vierundzwanzigjährigen Nachbarssohn Johann Heinrich Ryhiner heiratete. Diese Ehegatten Ryhiner-Fäsch haben somit, als die Eltern Fäsch — der Ehemann schon 1713, die viel jüngere Katharina aber erst 1740 — das Zeitliche gesegnet hatten, auf geradezu selbstverständliche Weise die „Augenweide" geerbt. Darin gewohnt haben sie aber schwerlich. Vielmehr hatte Johann Heinrich Ryhiner jünger, wie er zum Unterschied von seinem gleichnamigen Großvater heißt, schon im Jahre 1708 von der Firma Socin, Fäsch und Ryhiner, der er angehörte, deren Besitzung, den ehemaligen Marschalken- oder Markgräfischen Hof übernommen und bewohnt. Seine materiellen Verhält-

nisse scheinen sich jedoch nicht erfreulich entwickelt zu haben, obwohl oder vielleicht weil er in mannigfachen öffentlichen Stellungen seiner Vaterstadt treffliche Dienste leistete. Denn im Jahre 1744 verkauft er — er ist mittlerweile Ratsherr geworden — den vordern Teil jener Besitzung an Jungfrau Sara Harscherin, und 1747 verkaufen seine Erben ein Mittelstück an den Notarius Sebastian Spörlin-Battier und das Hinterhaus an den Gerichtsschreiber Christoph Burckhardt, eine Verschandelung der stattlichen Besitzung, die glücklicherweise nur 20 Jahre gedauert hat.

Daß unter diesen Umständen auch die „Augenweide" nicht im Besitze der Erben Ryhiner blieb, mag nicht weiter Wunder nehmen. Der einzige Sohn, Emanuel Ryhiner-Battier, als einer der Begründer unserer Indienne-Industrie bekannt, war bereits mit Liegenschaften wohl versehen, und die zwei Schwestern Frau Wwe. Frey und Fräulein Dorothe Ryhiner sowie der verwitwete Schwager, Schultheiß Dr. Emanuel Wolleb-Ryhiner, waren, jedes für sich, nicht in der Lage, das Haus zu übernehmen.

Ein Käufer hat sich aber offenbar leicht gefunden, und zwar in der Person des Professors Hans Balthasar Burckhardt-Burckhardt, eines Orientalisten von ganz bedeutendem Rufe, dem ebenfalls die Nähe des „Untern Collegiums" den Besitz der „Augenweide" besonders wünschenswert mochte erscheinen lassen. Er war übrigens der richtige Vetter der Geschwister Ryhiner; denn seine Mutter Katharina geb. Ryhiner war eine Tochter aus dem Wendelstörfer Hofe gewesen, sein Vater der Antistes Hieronymus Burckhardt, ebenfalls Professor der Theologie. Auch seine Frau Anna Margaretha Burckhardt stammte aus einem Pfarrhause. Sie war die Tochter des Christoph Burckhardt-Socin, Pfarrer in Rothenfluh und Dekan des Farnsburger Kapitels. Diese neue, höchst geistliche Herrschaft ist im Jahre 1749 in die „Augenweide" eingezogen. Da nun die Erben Ryhiner auch das gegenüberliegende kleine Haus „zur Hölle"

besaßen, welches einerseits an „Herrn Magister Lüdin's Schulhaus" (das frühere St. Oswalds Pfrundhaus) und andererseits „an die Obrigkeitliche Schütte" stieß, hat Herr Professor Burckhardt nicht versäumt, sich darauf eine «servitus altius non tollendi», ein Bauverbot einräumen zu lassen. Damit war der „Augenweide" nun in ihren obern Etagen wenigstens endgiltig Licht und Luft die Fülle gesichert!

Hans Balthasar Burckhardt hat in dem Hause durch Jahrzehnte ein ruhiges, aber keineswegs müßiges Gelehrtenleben geführt. In seinem Berufe ist ihm viel Anerkennung zuteil geworden; ja, einmal hat er die Ehre gehabt, dem päpstlichen Nuntius in der Schweiz, Passionei, während mehrerer Monate Unterricht in den orientalischen Sprachen zu erteilen. Von seinem Familienleben wissen wir nicht viel. Die Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, von denen zwei im zarten Alter starben. Die drei übriggebliebenen Töchter haben sich alle jung verheiratet, mit 16 bis 17 Jahren. Die älteste, Dorothea, wurde die Frau des Herrn Jean Jacques Frey im Eptinger Hof, die zweite, Margaretha, die des Herrn Johann Lindenmeyer im Andlauerhof, die jüngste endlich, Katharina, hat Herrn Balthasar de Benedicht Stähelin geheiratet, der damals im „Neuenburg" am Markt wohnte, später aber die Liegenschaft „zum hohen Wiell" am St. Leonhardsgraben und für seine Firma auch den „Spießhof" gekauft hat.

Als deshalb die Ehegatten Burckhardt von dieser Erde geschieden waren, der Herr Professor am 1. April 1792 und seine Gattin zirka 5 Jahre später, da ist die „Augenweide" abermals feil geworden. Bei diesem Anlasse hat sich eine kleine Geschichte abgespielt, die zwar zu einem veritabeln Rechtsstreite führte, aber zwischen den Beteiligten keinerlei dauernde Verstimmung hinterlassen hat. Kurz nach dem Tode der Frau Professorin, am 8. Juni 1797, erließen nämlich ihre Erben an eine Anzahl von Personen, bei denen

Interesse für die „Augenweide" vorausgesetzt werden durfte, ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Da sich bereits verschiedene Liebhaber zu dem Haus der Augenweyd gemeldet als haben wir denjenigen von M Hg H so uns bekandt ehrerbietigst wollen wüssent machen, daß wir den Preyß auf 9000 N'thlr. festgesetzt. Eine Antwort biß morgen Dienstag Nachmittag um 3 Uhr gefälligst erwartend.

„Man giebt freyen Kauf.
„Sämtl. Erben aus der Augenweid."

Dieses Billet wurde von einem gewissen Herrn Merian älter seinem Freunde Johannes Bischoff-Debary überbracht, und dieser verfügte sich damit unverzüglich in den Eptinger Hof, allwo die Firma Frey, Thurneysen & Christ ihren Geschäftssitz hatte. Er wollte allda Herrn Frey sprechen, und da er diesen nicht antraf, übermittelte er sein Gebot, das auf 2000 N L.d'or lautete, dem Socius und Schwager Herrn Franz Christ-Frey zu Handen des Herrn Frey und seiner Miterben. Er erhielt den Bescheid, daß sein Gebot erst am andern Tage, Dienstag Nachmittag, beantwortet werden könne, da bis dahin weitere Gebote in Empfang genommen würden.

Dementsprechend verfügte sich Johannes Bischoff am Dienstag Nachmittag halb drei Uhr in die „Augenweide" und wurde dort „in der hindern untern Stuben" von Herrn Lindenmeyer empfangen. Dieser setzte ihm auseinander, es würde, sobald die andern Offerten eingegangen wären, das vorläufige Höchstgebgt den übrigen Interessenten mitgeteilt, damit alsdann weiter gesteigert werden könne. Ein anderes wäre es, wenn jemand sofort den festgesetzten Preis von 9000 N'thlr. bieten würde. Diesem würden die Erben sofort den Gottespfennig abnehmen. Johannes Bischoff, der aus dem nahegelegenen Markgräfischen Hofe stammte, gegenüber als Teilhaber der Firma Joh. Debary & Bischoff sein

Geschäft hatte, und dem die „Augenweide" als Wohnbehausung überhaupt konvenierte, erklärte hierauf, er wolle, um kurz abzubrechen, den Preis von 9000 R'thlr. bewilligen und sofort den Gottespfennig entrichten. Damit scheint aber Lindenmeyer in Verlegenheit geraten zu sein. Er ersuchte Bischoff, einen Augenblick zu warten, nahm mit seinen oben versammelten Miterben Rücksprache und erschien wieder, um seinem Besucher zu eröffnen, er könne den Gottespfennig nicht annehmen, da noch nicht alle Gebote eingelaufen seien; man werde Herrn Bischoff in einer halben Stunde Bescheid zugehen lassen. Der letztere zog sich hierauf zurück mit dem Bemerken, dieses Verfahren scheine ihm mit den vorher erwähnten Aeußerungen Lindenmeyers im Widerspruche zu stehen. Er habe die Bedingungen der Erben angenommen und betrachte den Kauf als abgeschlossen.

Groß war deshalb sein Erstaunen, als bald darauf Herr Balthasar Stähelin bei ihm erschien und ihm mitteilte, Herr Felix Sarasin habe dasselbe Gebot gemacht wie er; es wäre deshalb wohl das Richtigste, wenn beide Herren nach der „Augenweide" kämen, um über das Haus zu losen oder zu steigern. Die ruhige Feststellung Bischoffs, daß er die Bedingungen der Auslobung angenommen habe, sich als Käufer des Hauses betrachte, deshalb um das Haus nicht losen, sondern nötigenfalls den Entscheid des Richters suchen werde, veranlaßte Herrn Stähelin zu der im Munde eines Geschäftsmannes etwas auffälligen Aeußerung, Herr Bischoff sei etwas zu früh gekommen, das Zirkular hätte ja die Stunde auf 3 Uhr festgesetzt!

Felix Sarasin, der nachmalige Deputat, war der älteste Sohn aus dem Weißen Hause. Er hatte die "Augenweide", für die er ebenfalls ein nachbarliches Affektionsinteresse besaß, am Dienstag Vormittag besichtigt und in der Tat seinen Schwager Carl Burckhardt-Thurneysen, einen Verwandten der Erben aus der „Augenweide", sofort beauftragt, auf das Haus zu bieten. Auch dieser war dann von Herrn Frey,

bei dem er vorsprach, auf den Nachmittag in die „Augenweide“ bestellt worden und erschien da mit dem Glockenschlag drei Uhr, also zwar rechtzeitig, aber immerhin später als Herr Bischoff. Herr Sarasin war also in einer nur wenig schlechtern Position als der letztere. So wie die Sache nun einmal lag, blieb jedoch nichts anderes übrig, als daß beide angebliche Käufer auf Haltung des Kaufes klagten, was für die Erben Burckhardt eine keineswegs beneidenswerte Situation zur Folge hatte.

Nach Lage der Akten konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Johannes Bischoff obsiegen mußte. Ihm wurde denn auch, freilich erst am 9. April 1798, die „Augenweide“ zugefertigt, nachdem übrigens inzwischen Herr Frey das Zeitliche gesegnet hatte.

Damit war die „Augenweide“ in den Besitz einer Familie gelangt, welche den Höhepunkt ihrer Bedeutung lange überschritten hatte, sich aber immerhin auf respektabler gesellschaftlicher Höhe erhielt, und im Besitze dieser Familie ist sie seither geblieben.

Der Vater des Käufers zwar, Johannes Bischoff-Werthemann, war noch ein einflußreicher, großzügiger und opulenter Herr gewesen. Er hatte das väterliche Haus zum „Salmen“, dem wir schon unter Joh. Rud. Fäsch begegnet sind, verlassen und die drei Stücke des Markgräfischen Hofes wieder zusammengekauft, um sich so ein recht herrschaftliches Anwesen zu schaffen. Er war als tüchtiger Kaufmann und Bandfabrikant geschätzt, war er doch schon mit 28 Jahren Sechser zu Hausgenossen, später auch Ratsherr und Dreizehner geworden; ja, manche erblickten in ihm den künftigen Nachfolger seines Oheims und Socius, des Bürgermeisters Debary. Da hat ihn im Alter von 53 Jahren ein früher Tod dahingerafft.

Seine drei Söhne, Peter Bischoff-Bischoff, der erwähnte Johannes Bischoff-Debary und Niklaus Bischoff-Vischer sind alle bescheidene stille Leute gewesen. Nicht als

ob es ihnen an Brauchbarkeit oder an Arbeitslust gemangelt hätte; was ihnen fehlte — wie übrigens weitaus den meisten ihres Geschlechts —, war eher Ehrgeiz und Erwerbssinn, zwei Eigenschaften, deren eine mindestens erforderlich sein dürfte, um in Baslerischen Verhältnissen eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Johannes Bischoff-Debary ist übrigens immerhin ein sehr geschätztes Mitglied des Stadtrates gewesen, auch Präsident des Spitalpflegamts und Vorgesetzter der Zunft zu Hausgenossen. Als jedoch im Jahre 1830 die Wahl eines Mitglieds des Kleinen Rats auf ihn fiel, da hat er diese Ehre abgelehnt. Ueberall aber wurde ihm das Zeugnis ausgestellt, daß er, was ihm übertragen war, recht und ganz besorgt hat, stets hilfs- und dienstbereit, schlicht und ohne Aufhebens, nach echter Baslerart.

So mag auch, was fernerhin in der „Augenweide“ sich etwa zugetragen hat, nicht aus der Verborgenheit hervorgeholt werden.

Nur eine einzige Erinnerung aus den letzten hundert Jahren mag noch Erwähnung finden.

Der Sohn und Erbe des Johannes Bischoff, Wilhelm Bischoff-Burckhardt, der später die „Augenweide“ besessen und bewohnt hat, hatte drei Söhne, von denen die beiden jüngern als ebenso träge wie mutwillige Jungen galten. Um ihre Lernbegierde anzuspornen, mußte ein junger Student als Hauslehrer beigezogen werden. Aber auch ihm wurde sein Los nicht immer leicht gemacht. In den Notizen der sehr sorgfältigen und gewissenhaften Mutter finden sich öfters Einträge: „Herr Burckhardt war gar nicht zufrieden mit den Buben“ u. dgl. Der erwähnte Student war nämlich kein Kleinerer als Jakob Burckhardt, der „Köbi“, der in der „Augenweide“ seine ersten pädagogischen Versuche machte. Den „bösen Buben“ aber hat er Zeitlebens seine Freundschaft bewahrt. Und als der Sohn des einen von ihnen als junger Student bei ihm erschien, um Kunstgeschichte zu be-

legen, da hat er ihn mit den Worten begrüßt: „Sieh da! Kein Fremdling. Ein Sproß aus der „Augenweide"!"

Wenn der Verfasser dieser Zeilen hin und wieder auf geschichtlichem Gebiete gewildert hat, verlockt durch die freundliche Ermunterung und Anleitung des großen Meisters, so ist also daran letzten Endes die „Augenweide" schuld!

Dr. Rudolf Oeri-Sarasin.

Von Paul Barth.

Es ist eine freundliche Gepflogenheit der Redaktion unseres Jahrbuches, ihrem Leserkreis über den Lebenslauf früherer Mitarbeiter eingehendere Mitteilungen zu machen. Ein solcher Mitarbeiter, und zwar einer, dessen Beiträge jeweilen mit besonderem Interesse gelesen wurden, ist Dr. Rudolf Oeri-Sarasin gewesen; er wurde am 17. September 1849 in dem basellandschaftlichen Dorfe Lausen geboren. Sein Vater ist daselbst während der langen Zeit von 53 Jahren Pfarrer gewesen, und sein Haus war bekannt als eine Stätte feinster Bildung und größter Gastlichkeit und stand stets in selbstverständlicher Weise auch den Freunden seiner Kinder offen.

Dem Besuche der Dorfschule folgten einige Jahre in der Liestaler Bezirksschule, und noch in späteren Jahren erzählte Oeri gerne von jener fröhlichen Schulzeit, die ihn mit Genossen aus den verschiedensten Ständen zusammenführte. Dann durchlief er, da er für seinen Lebensberuf zunächst an ein technisches Fach gedacht hatte, die Basler Gewerbeschule (die jetzige obere Realschule) und war unter seinen Lehrern Becker, Mosley, Kinkelin, Rütimeyer u. a. ein fleißiger Schüler. In jener Zeit reifte aber in ihm der Gedanke, Medizin zu studieren. In Privatstunden wurde das Lateinische nachgeholt, und im Herbst 1867 unsere Universität bezogen. Unter dem Dekanat von Liebermeister wurde er in die Schülerzahl unserer medizinischen Fakultät aufgenommen, und für die propädeutischen Fächer waren His, C. E. E. Hoffmann, Schönbein (und nach dessen Hin-

schied Goppelsröder), Hagenbach-Bischoff, Rütimeyer und Schwendener seine Lehrer. Er war schon vom ersten Semester an ein gleichmäßig fleißiger Schüler, der das Schwänzen für eine Dummheit hielt und sich gerne im Besitze gut geschriebener Kollegienhefte wußte. Im Zofingerverein war er ein fröhliches Mitglied, und ein flotterer Fähndrich, als er es war, hat wohl selten beim Zug aufs Schlachtfeld von St. Jakob den Genossen die Fahne vorangetragen.

Eben stand er vor dem propädeutischen Examen, als der deutsch-französische Krieg losbrach. Da litt es ihn nicht mehr länger hinter den Büchern im elterlichen Pfarrhause, sondern, da er schon im Winter 1869/70 bei Socin Allgemeine Chirurgie gehört, sodann bei Courvoisier einen Verbandkurs mitgemacht und im Sommer öfters in der Socinschen Klinik hospitiert, auch mit einigen Büchern aus dem Gebiete der Kriegschirurgie sich bekannt gemacht hatte, so meldete er sich bei Socin, der schon am 9. August nach Karlsruhe abgereist war, um dort ein großes Reserve-Lazarett einzurichten, als Assistent und erhielt am 25. August durch Dr. Rud. Massini, den damaligen Assistenzarzt der chirurgischen Abteilung, den erfreulichen Bescheid, er sei willkommen.

Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, über diese Karlsruher-Zeit, welche eine überaus wichtige Etappe in Oeris Leben gebildet hat, genauer zu berichten; ist dies doch schon durch den Verstorbenen selbst in mustergiltiger Weise im Schoße der Medizinischen Gesellschaft geschehen, und ist ja der betreffende Vortrag im Basler Jahrbuch von 1913 erschienen. Ich füge aber dem dort Gesagten gerne einige Worte bei, die der Verfasser nicht selbst aussprechen konnte, nämlich daß seine Wirksamkeit überaus geschätzt war, und er darum bald auch zu selbständiger Arbeit herangezogen wurde. Auch möchte ich gerne eine kleine Episode, die so gut die freie und frohmütige Art des Freundes charakterisiert, aus jener Zeit erzählen: Eben

waren die Lazarett-Photographien zu uns hinausgebracht worden, als unerwartet an einem Nachmittag, da wir in deren Betrachtung vertieft waren, die Großherzogin Luise zu uns trat und uns freundlich anredete. Oeri wies ihr darauf die Bilder vor, und u. a. das, worauf er selber mit Lotz am Bett eines Tetanuskranken zu sehen ist, und sagte zu ihr: „Wollen Sie eine, königliche Hoheit?", und die hohe Dame nahm von dem flotten, jungen Manne das Geschenk freundlich an.

Im Mai 1871 machte Oeri ein gutes propädeutisches Examen und blieb dann noch während des Sommersemesters in Basel. Das Wintersemester hingegen führte ihn nach Tübingen, wohin eben, als Nachfolger von Niemeyer, sein bisheriger Basler Lehrer Liebermeister übergesiedelt war. Gleich die erste klinische Stunde brachte unserm Freunde die Ueberraschung, daß ihn dieser zum Praktizieren aufrief; er ließ sich aber nicht verblüffen, sondern machte durch seine guten Antworten seinem alten Basler Lehrer alle Ehre. In der chirurgischen Klinik wirkte damals Prof. Bruns, der Aeltere, und fesselte seine Schüler vor allem als Lehrer, indem er sie zum Stellen von exakten Differential-Diagnosen erzog. Die Geburtshilfe lehrte Säxinger, ein Vertreter der alten Prager Schule.

Gegen das Ende seines zweiten Tübinger Semesters erkrankte Oeri am Typhus, er, der im damals typhusgesegneten Basel ganz von dieser Krankheit verschont geblieben war. Liebermeister behandelte ihn: In der Studentenbude im Tübinger Dekanatshaus wurde eine Badewanne aufgestellt, und nach damaliger guter Gepflogenheit wurden fleißig kühle Bäder genommen, und zwar mit dem besten Erfolg. Für Oeris kräftige Konstitution mag u. a. die mir von ihm öfters mitgeteilte Tatsache gelten, daß er trotz hohem Fieber täglich das Bett verließ, um stehend seine Toilette zu machen.

Als er Ende August in die Vaterstadt zurückkehrte, hatte er Gelegenheit, in Lausen, wo eben eine starke Typhus-

Epidemie ausgebrochen war (sie ist durch Dr. Häglers sen. Publikation im Archiv von Ziemßen und Zenker als Trinkwasser-Epidemie κατ᾽ ἐξοχήν allgemein bekannt geworden) praktisch mitzuhelfen und auch bei der wissenschaftlichen Verarbeitung des Krankheitsmaterials sich zu beteiligen, indem er den statistischen Teil der Arbeit übernahm.

Ich reihe daran den Bericht über eine zweite Infektionskrankheit, die Oeri durchzumachen hatte, und zwar im Mai 1877 während seiner Assistentenzeit bei Bischoff: Wir waren, eine Anzahl alter Kinderspitalassistenten, bei Prof. Hagenbach-Burckhardt zum Nachtessen eingeladen; schon am Tage vorher hatte Oeri Halsweh gehabt, ohne sich aber etwas daraus zu machen. Als wir nun bei unserm Gastgeber zu Tische saßen, fielen Oeri seine roten Hände auf; da wir aber in jener Zeit wegen des häufigen chirurgischen Arbeitens im Carbolspray-Nebel oft solche roten Hände hatten, so dachte er weiter an nichts Besonderes, ließ sich auch noch in der darauffolgenden Nacht zu einem weit vom Spital entfernten Verwandten holen, dessen Kind an Gehirnentzündung darniederlag, assistierte auch noch am folgenden Morgen Herrn Prof. Bischoff bei einer größern Operation. Nun wurde ihm aber die Sache, da sich unterdessen die Rötung weithin ausgedehnt hatte, doch höchst verdächtig. Item, er wanderte an demselben Tage auf Prof. Immermanns Diagnose „Scharlach" hin ins Absonderungshaus, und die operierte Patientin bestätigte dann die Richtigkeit der Diagnose durch einen Scharlach, der nach elftägiger Incubationszeit mit aller Heftigkeit bei ihr ausbrach.

Im übrigen hatte Oeri eine vortreffliche Gesundheit und eine außergewöhnliche Körperkraft, die er u. A. durch Uebungen an den Tag legte, die dem alten Milo von Kroton Ehre gemacht hätten. Und was er als fröhlicher Student mit großer Kraft ausgeführt hatte, das kam dann in der ernsten Praxiszeit seinen Kranken zu gute; kein Patient war ihm zu schwer, sondern mit großer Geschicklichkeit trug

er ihn vom Kreisbett oder vom Operationstisch auf sein Lager zurück, oder hielt ihn längere Zeit in Schwebestellung auf seinen Armen, bis das Umbetten beendet war.

Von Tübingen nach Basel zurückgekehrt, war Oeri vom Herbst 1872 an ein Jahr lang Assistent im Kinderspital unter Prof. Hagenbach-Burckhardt und machte im Herbst 1873 ein vortreffliches Schlußexamen. Während der folgenden zwei Jahre war er auf der medizin. Abteilung des Bürgerspitals Assistenzarzt von Herrn Professor Immermann und erwarb sich am Ende dieser Zeit durch eine flotte Dissertation (Die Thorakocentese durch Hohlnadelstich und Aspiration bei seröser und eitriger Pleuritis) den Doktortitel. Einer seiner ersten Privatpatienten auf der medizinischen Abteilung war sein früherer Gewerbeschullehrer, der originelle Engländer Herr Mosley. Bei einem Gespräch mit dem rekonvaleszenten alten Herrn mahnte Oeri diesen an ein Vorkommnis aus der Schulzeit: Mosley sagte nämlich damals in einer Anwandlung von spleeniger Stimmung zu seinem Schüler: Na, Oeri, was willst du denn werden? „Arzt", war die prompte Antwort. „Na, du wirst einmal ein schöner Arzt werden, Gnade Gott deinen Patienten!" Aber der gute Herr Mosley hatte sich doch recht geirrt: aus dem Gescholtenen war doch ein Arzt geworden, und zwar ein recht guter, und dazu noch der geliebte und geachtete Arzt dessen, der ihn seinerzeit gescholten hatte.

Nach seiner Assistentenzeit bei Immermann unternahm er mit einem Freunde eine Rheinreise bis Köln, die auch zum Besuche wichtiger Badeorte, wie Ems, Kreuznach und Kissingen, benützt wurde, und von da führte die beiden der Weg nach Paris. Dessen medizinische Celebritäten, wie Péan, Verneuil und Guyon, wurden gebührend bewundert, obwohl wir jungen Leute uns mit berechtigtem Stolze sagen konnten, daß wir doch in Basel in gar mancher Beziehung bedeutend weiter voran seien, vor allem in der Chirurgie. Den Hauptgenuß bildeten aber die Kunstschätze

der französischen Hauptstadt und der Besuch von deren schöner Umgebung. Während aber der Reisegenosse nach der Rückkehr in die Vaterstadt seine eigene Praxis im Kleinbasel begann, trat Oeri noch einmal als Assistenzarzt ins Basler Bürgerspital ein, und zwar auf dessen geburtshilfl.-gynäkologische Abteilung, die der damals in voller Schaffenskraft stehende Prof. J. J. Bischoff leitete, ein Mann, dem Oeri zeitlebens dankbar geblieben ist; er hat ihm im Corr.-Blatt für Schweizerärzte (Jahr 1892) einen eingehenden pietätsvollen Nachruf geschrieben. In jener Zeit legte Oeri den Grund zu seinem großen theoretischen und praktischen Wissen auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, auf dem es ihm in der Folgezeit vergönnt war, in unermüdlicher Arbeit bei Tag und bei Nacht, bei Arm und Reich, so Hervorragendes zu leisten. Während dieser Zeit wurde er auch der gewandte Operateur, der späterhin auch in der Privatpraxis mit großem Mut und bestem Erfolg das Messer führen konnte. Als Spezialist im modernen Sinne des Wortes wollte Oeri aber nicht angesehen sein, sein Ideal lag höher: es war das des Haus- und Familienarztes, der möglichst auf allen Gebieten Tüchtiges leisten kann. Und zu dem kam's auch, als er im Jahre 1878 im Hause zum Luft an der Bäumleingasse seine eigene Praxis eröffnete. Die Leute erkannten bald sein solides Wissen und seine überaus geschickte Hand, und sein freundliches, heimeliges und schwindelfreies Wesen führte ihm bald eine große Patientenzahl zu. Es ist hier nachzutragen, daß Professor Bischoff ihn aufgefordert hatte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, zumal er sich während seiner Assistentenzeit durch die Abhaltung verschiedener Kurse für Studenten und Hebammen als guter und praktischer Lehrer ausgewiesen hatte; er konnte sich aber nicht dazu verstehen. Bald nach dem Beginn der eigenen Praxis trat er in die Ehe mit Fräulein Alice Chappuis von Morges, die als Pensionärin drei Jahre lang im elterlichen Pfarrhause

gewohnt hatte. Doch wurde ihm diese treffliche Gattin schon nach zweijähriger Ehe, nachdem sie ihm zwei Kinder geschenkt hatte, durch schwere Krankheit entrissen. Durch eine zweite Verbindung mit Fräulein Georgine Sarasin von Basel trat dann eine treubesorgte, unermüdlich tätige Mutter in das verwaiste Haus ein, und dieser zweiten Ehe entsprossen neun Kinder, unter denen unser Freund wie ein Patriarch waltete. Die spärliche freie Zeit, besonders die Sonntagnachmittagsstunden, benützte er u. A. dazu, um mit seinen Kindern geologische Ausflüge zu machen, welchem Gebiet der Naturwissenschaft er mit der Zeit einen großen Reiz abgewonnen hatte; die geologische Karte der Schweiz war sein gewöhnlicher Reisebegleiter. Er besaß auch, als ein Erbstück seiner vortrefflichen Mutter, in hohem Grade die Kunst des Erzählens und bereitete damit den Seinen gar manche frohe und interessante Stunde.

Es mag hier eingeschaltet werden, von welch großem Einfluß auf Oeris geistige Entwicklung sein Onkel und Pate Prof. Jak. Burckhardt gewesen ist. Sein Verhältnis zu ihm blieb bis zum Tode ein inniges, nie getrübtes und knüpfte sich in den letzten Jahren auch noch dadurch besonders fest, daß aus dem Neffen und Patenkind auch noch der Hausarzt wurde, der stets das volle Vertrauen Jakob Burckhardts besessen hat. Was die feine Denkweise des Elternhauses in Oeri begonnen hatte, das baute der Verkehr mit dem von ihm hochgeschätzten Manne aus, und sein ausgebildeter Sinn für Geschichte, Musik und Kunst hatte in ihm seine Hauptwurzeln. Auch die Freunde wurden häufig zu den abendlichen Samstagszusammenkünften mit Jak. Burckhardt zugezogen, die bald in einem ländlichen Gasthaus, vor allem in der Krone in Grenzach, bald auf Jakob Burckhardts einfachem Zimmer im Bäckerhaus in der Albanvorstadt stattfanden und sich nicht selten bis weit über die Mitternachtsstunde ausdehnten. Und wenn in der letzten Zeit gar häufig der furchtbare Ernst der gegenwärtigen

Weltlage das Freundesgespräch beherrschte, so mußten wir oft daran denken, wie seinerzeit Jakob Burckhardt nicht selten, wie ein Seher in die Zukunft blickend, zu uns sagte: „Es ist in der Weltgeschichte eine furchtbare Zeit im Anzuge. Ich werde sie nicht mehr erleben, aber ihr werdet noch Zeugen davon sein", und jetzt, da der Meister schon längst im Grabe ruht, stehen wir mitten in dieser Zeit drin und müssen oft an jene prophetischen Worte denken, die uns damals noch unverständlich waren. — Wenn Jakob Burckhardt von Leuten, die seine Eigenart nicht verstanden, unrichtig oder böswillig beurteilt wurde, wie dies beispielsweise in den Memoiren von Arnold Böcklins Gattin geschehen ist, so wehrte sich Oeri tapfer für den mit Unrecht Angegriffenen, so noch in seiner letzten Jahrbuch-Publikation: „Beiträge zum Verhältnis zwischen Jakob Burckhardt und Arnold Böcklin".

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Schilderung von Oeris ärztlicher Tätigkeit zurück! Er war ein Meister im Untersuchen, und zwar auf allen Gebieten, und der Verfasser erfüllt eine Dankbarkeitspflicht, wenn er es öffentlich ausspricht, daß Oeri nach dieser Richtung hin sein eigentlicher Lehrmeister gewesen ist. Da gab's keine Oberflächlichkeit, sondern es wurde alles gleichmäßig genau untersucht. Auch wenn er als Vertreter seines Spezialfaches zur Konsultation gerufen wurde, so wurde der ganze Körper untersucht und dann erst die entsprechende Diagnose gestellt. Aber auch der innern Nöte seiner Patienten nahm er sich als treuer Berater an, und gar mancher Kranke, der mit beschwertem Herzen zu ihm gekommen war, konnte auch nach dieser Richtung hin als ein Getrösteter sein Zimmer verlassen. Allem Phrasenwesen war er von Natur aus abhold; sentimentale Redensarten sind darum nie über seine Lippen gekommen. Den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft folgte er auf allen Gebieten, beschränkte sich aber grundsätzlich nicht auf das

Durchfliegen der Zeitschriften-Literatur, sondern machte es sich zur Pflicht, von Zeit zu Zeit neu erschienene Lehrbücher durchzustudieren und zu excerpieren; so hat er z. B. noch in der letzten Zeit leidlichen Wohlbefindens Lehrbücher der Nervenkrankheiten und der Psychiatrie genau durchgearbeitet.

Während des Sommers 1887 unterbrach Oeri seine praktische Tätigkeit, um die Universität Berlin zu besuchen und an der Quelle die neuen Errungenschaften der Wissenschaft sich anzueignen und um sich auch in manche neue Technik, z. B. auf dem Gebiete der Bakteriologie, hineinzuarbeiten.

In einer Ecke von Oeris Konsultationsstube stand ein großer Bücherschrank, der von unten bis oben mit Kartonbehältern angefüllt war; sie bargen seine sämtlichen Krankengeschichten; er hatte nämlich vom ersten Anfang seiner Praxis an bis zuletzt über alle seine Patienten genaue Krankengeschichten, nebst genauem Register, geschrieben, wie er es während seiner Assistenzzeit getan hatte, und viele Zeichnungen eingestreut. Infolge dieser Gepflogenheit konnte er, wenn frühere Patienten nach längerer Unterbrechung zu ihm kamen, sich an Hand dieser Aufzeichnungen rasch wieder orientieren. Es war aber für seine Freunde ein betrübliches Ereignis, als Oeri, in der Voraussicht der Unheilbarkeit seiner Leiden, den ganzen wissenschaftlich so kostbaren Inhalt dieses Schrankes in die Papierfabrik im St. Albantal hinunterführen ließ, um persönlich dabei zu sein, als seine Manuskripte daselbst eingestampft wurden. Er hat aber durch dieses sein Vorgehen dem von ihm stets befolgten Grundsatze der gewissenhaften Wahrung des ärztlichen Geheimnisses die Krone aufgesetzt.

In der Besorgung seiner Kranken war Oeri überaus gewissenhaft, mochten diese den obern Zehntausend oder unbemittelten Kreisen angehören.

Wenn man etwa aus dem Munde von Doktorsfrauen

halb spaß-, halb ernsthaft den Ausspruch hört: „Fir uns hett der Vatter nie kai Zyt, wemmer krank sind", so fand dieses Wort auf Oeri wahrlich keine Anwendung, denn der Familie ließ er in erster Linie die treueste ärztliche Sorge angedeihen. Eine in einem abgelegenen Baselbieter Dorfe wohnende schwerkranke Schwester besuchte er alle Tage, und wenn es sein mußte, zweimal täglich, obwohl er gewöhnlich den Weg über die beschneite Höhe der Sissacherfluh nehmen mußte. Ueber solcher Tätigkeit kamen aber die Basler Patienten nicht zu kurz.

Oeri wurde auch sehr häufig als Consiliarius berufen, denn er stand bei allen Kollegen im Rufe eines genauen und geschickten Untersuchers und Beraters. In Fällen aber, die ihm selber dunkle Punkte für die Diagnose boten, versäumte er es nie, die Hochschullehrer des betreffenden Faches zu konsultieren. Noch steht es dem Verfasser in lebendiger Erinnerung, wie ihm Oeri erzählte, daß, wenn er mit dem geistreichen und jovialen Prof. Bumm konsultierte, ihn dieser gewöhnlich mit den Worten empfangen habe: „Na, was haben denn Sie wieder für einen Fall? Das muß schon eine besonders harte Nuß sein, daß Sie dieselbe nicht allein knacken können."

Zwei Monate vor Oeris Tode hatte der Verfasser die letzte Konsultation mit ihm und zwar bei einer armen Baselbieterin in einem unserer Außenquartiere, die an einer bösartigen Geschwulst litt, und es ist ihm unvergeßlich, in welch teilnehmender, freundlich-humoristischer Art der damals schon recht kranke Mann mit der Patientin redete und den gesunkenen Mut der Verzagten wieder zu heben verstand. Bei Konsultationen in einfachen Familien hielten es viele Patienten für selbstverständlich, daß man den als Berater zugezogenen stattlichen Mann „Herr Professor" titulieren müsse. Oeri verwies es ihnen jedesmal, wenn sie es aber doch wieder taten, so bemerkte er ihnen: „Wenn Sie mir jetzt noch einmal „Herr Professor" sagen, so heische ich

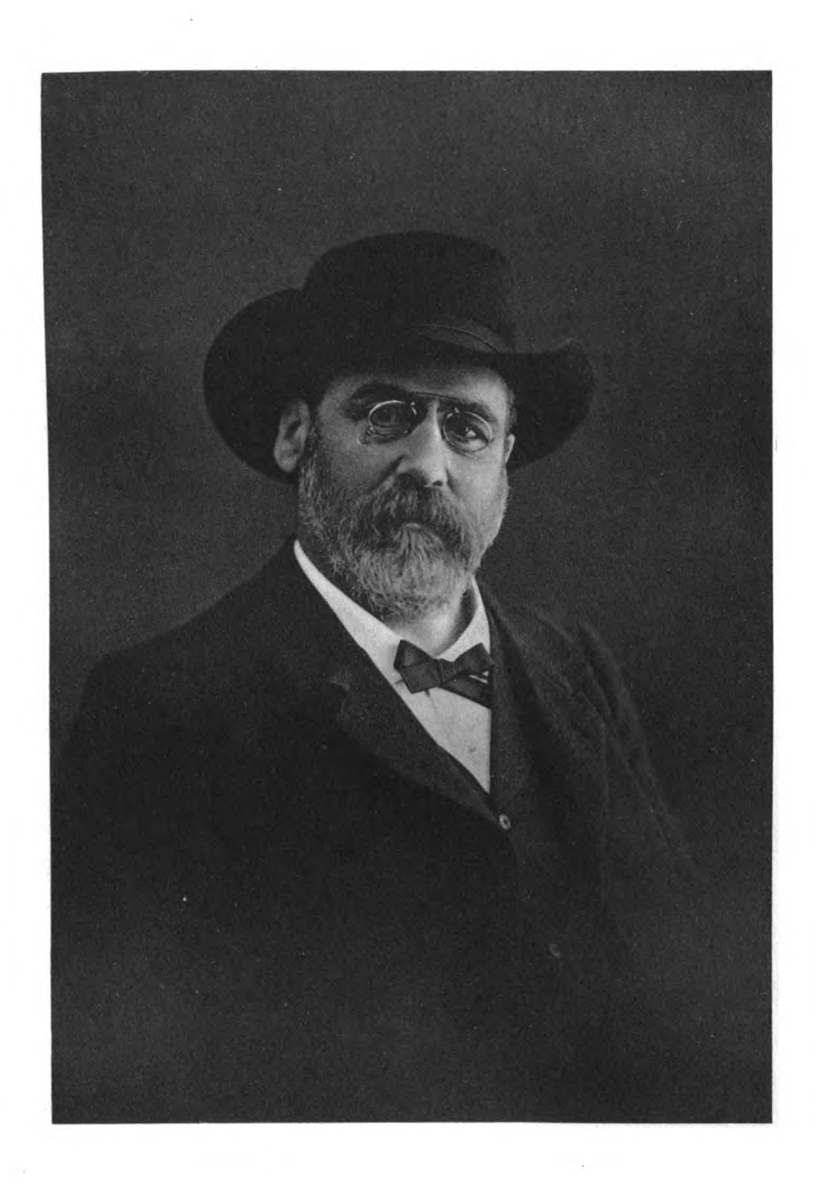
Ihnen auch so viel, wie Sie einem solchen bezahlen müssen." Das half dann.

In der Medizinischen Gesellschaft war Oeri ein angesehenes Mitglied, hat in derselben eine Anzahl gediegener Vorträge gehalten und war auch in einem Jahre deren Präsident, als Diskussionen über Gegenstände organisatorischer Art zu der Würde dieser Stellung eine namhafte Bürde hinzufügten. In aller Stille diente er auch viele Jahre dem ärztlichen Stande als Präsident der ärztlichen Sterbe- und Alterskasse und gab sich besonders auch Mühe, ihr möglichst viele neue Mitglieder zuzuführen, um dadurch die außerordentlich bescheidenen finanziellen Verhältnisse dieses alten Instituts verbessern zu können. Leider entsprach aber der Erfolg der Intensität seiner Bemühungen nicht.

Als die veränderten Zeitverhältnisse, vor allem das starke Anschwellen der Aerztezahl, die bis dahin in Basel unbekannte Einrichtung eines Ehrenrates notwendig machten, so war Oeri eine der gegebenen Persönlichkeiten, um in denselben gewählt zu werden.

So sehr sich der Verstorbene stets um das Wohl und Wehe des Vaterlandes und speziell der Vaterstadt bekümmerte und darum nie eine Abstimmung versäumte, so wenig sagte ihm das eigentliche Politisieren zu. Seine Gabe war nicht das Reden in Wahlversammlungen, desto mehr aber die praktische und gewissenhafte Betätigung in wichtigen staatlichen Kommissionen, in die er durch das Vertrauen der Behörden war berufen worden. Er war ein hochgeschätztes Mitglied der Aufsichtskommission des neugegründeten Frauenspitals und nahm in derselben bald eine führende Stellung ein (1893—1915). Viele Arbeit brachte ihm sodann die Mitgliedschaft der Universitäts-Kuratel (1908—1916). Wie oft studierte er bis tief in die Nacht hinein die umfangreichen Akten dieser Behörde, um wohlvorbereitet in der Sitzung sein gewichtiges Votum abgeben zu können!

Unter den schönen Erinnerungen an den dahingeschie-



Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

denen Freund leuchtet den beiden damaligen Reisegenossen eine in einem besonders hellen Lichte: Die Reise nach Tübingen im Februar 1913. Dem Lärm der Basler Fastnacht entfliehend, zogen wir drei Freunde, alle drei ehemalige Tübinger Studenten, ins gelobte Schwabenland und wandten nach kurzem Aufenthalt in Stuttgart unsere Schritte nach der alten Musenstadt am Neckar. Wie heimelte uns alles an, hatte sie doch im Innern noch die alte Physiognomie bewahrt, und roch es doch aus allen Häusern noch gleich gut wie zu unserer Studentenzeit! An allen Ecken wurden alte Erinnerungen wach: Bei der ehrwürdigen Stiftskirche z. B. stand plötzlich wieder der alte Küfermeister M. von Basel vor unsern Augen. Er hatte seinerzeit seinen Sohn, den Herrn Professor, nach Tübingen begleitet, als dieser wegen seines Halses den berühmten Prof. Bruns, den Aelteren, konsultieren mußte. Bei seinen Gängen durch die Tübinger Gassen verglich damals Vater M. alles, was ihm auffiel, mit den entsprechenden Basler Verhältnissen und sagte z. B., kopfschüttelnd zum Turm der Stiftskirche hinaufschauend: „Dasch bigott e scheeni Kirche, die hett jo nur ai Minschderdurn!"

Die Vormittage waren dem Besuche der verschiedenen, in neuem Gewande prangenden Kliniken geweiht. Wir drei grauen Häupter wurden von deren Vorstehern recht freundlich aufgenommen und lauschten andächtig ihren Vorträgen. Am Mittwoch Vormittag hatte Freund B. auf der neuen Bibliothek zu arbeiten; diese Zeit benützten Oeri und ich zu einem Spaziergang auf den Oesterberg; freilich war uns die Aussicht aufs Schloß und in die Stadt hinunter durch einen dichten Nebel verhüllt; dafür ertönte plötzlich vom unsichtbaren Turm der Stiftskirche her, von den Stadtzinkenisten geblasen, der gewohnte Morgenchoral in unsere Ohren und versetzte uns im Geist in längst entschwundene Tage.

Unter den neuen Einrichtungen Tübingens interessierte

uns in hohem Grade das **Deutsche Institut für ärztliche Mission**; dessen Vorsteher führte uns u. a. eine kinematographische Darstellung des Erregers der gefürchteten Schlafkrankheit vor Augen und dessen Vertilgung durch Phagocyten (Freßzellen). An einem Nachmittag statteten wir dem alten — für uns so erinnerungsreichen — ehemaligen Kloster **Bebenhausen** einen Besuch ab, und am folgenden Tage führte uns der Weg ins Waldhörnli und nach Derendingen ins „Lamm". Wenn uns aber Anfangs der 1870er Jahre jemand würde vorausgesagt haben, wir würden uns vierzig Jahre später in demselben Hause einen braven Café complet zu Gemüte führen, — wir hätten's ihm nicht geglaubt.

Das fleißige Anhören von klassischer Musik, für die Oeri, obwohl er kein Instrument spielte, ein feines Verständnis hatte, brachte ihm nach der strengen Berufsarbeit die schönste Erholung. Besonders Mozart war ihm lieb. Wie dankbar war er, wenn ihm, oft noch in später Abendstunde, einer der Freunde auf dem Klavier seine Lieblingsstücke vorspielte!

1907 nahm Oeri, um seine Beziehungen zum alten Bürgerort seiner Familie, Zürich, wieder persönlich aufzufrischen, mit seinem Bruder Dr. Jakob Oeri nebst einer Anzahl von Vertretern der jüngern Generation an einem Zunftessen in der „Meise" teil und wurde daselbst als Repräsentant einer der ältesten Zürcher Bürgerfamilien freundlich bewillkommt. Wenn Oeris Vater in seiner Selbstbiographie sagt: „Im Jahre 1849 habe ich das Bürgerrecht der Stadt Basel erworben, ohne deshalb dasjenige von Zürich aufzugeben, wie denn auch in mir selber zürcherisches und baslerisches Wesen von Haus aus in bester Harmonie mit einander leben und sich gegenseitig durchdringen", so ging auch in dieser Beziehung Dr. Rudolf Oeri ganz in den Fußstapfen seines Vaters; er kannte keinen engen Kantönligeist (wenn ich dieses altmodisch tönende Wort in

unserer Zeit noch brauchen darf), sondern hing mit derselben Treue an allem Guten und Schönen, das ihm sowohl Basel als Zürich, als auch sein liebes Baselbiet boten. Und einen andern Ausspruch aus dem Lebenslaufe des Vaters können wir ohne weiteres auch dem Sohne in den Mund legen: „Unbeständigkeit in der Freundschaft ließ ich mir nicht zuschulden kommen; mein Grundsatz war vielmehr, niemals einen Freund aufzugeben, der sich nicht von mir abwandte. Auch dem nach Verdienen von mir gewürdigten Zofinger-Verein schweizerischer Studierender, welchem in jungen Jahren beigetreten zu sein mir Gewinn war, habe ich bis ins Alter eine dankbare Anhänglichkeit bewahrt."

Während langer Jahre erfreute sich Dr. Oeri einer vorzüglichen Gesundheit. Es war eine Freude, den schönen, kraftstrotzenden, aufrechten Mann durch die Straßen der Vaterstadt schreiten zu sehen. Doch schon vor mehreren Jahren trat nach dieser Richtung hin in langsamem Fortschreiten eine Aenderung ein, und seine hohe Gestalt begann zu verfallen und sein Gang langsamer zu werden, und obwohl das Klagen Oeris Sache nie war, so machten sich auch ohne ein solches Wort besorgniserregende gesundheitliche Störungen geltend. Er wurde dadurch genötigt, sich längere Ferienzeiten zu erlauben und brachte diese zu einem großen Teil auf seinem schönen Landsitz in Beckenried zu. Aber untätig war er darum nicht: wenn die Krankenbehandlung zum größten Teil in den Hintergrund treten mußte, so rückte dafür eine andere Art der Arbeit an deren Stelle, in der Form von verschiedenen gediegenen schriftstellerischen Leistungen. Zunächst seien seine poetischen Erzeugnisse genannt, mit denen er bei den verschiedensten Anläßen den engeren Kreis der Familie erfreute. Eines derselben, das köstliche „Stickli" „Numme kai Mißverständnis" stellte er, nachdem es im eigenen Hause und mit eigenen schauspielerischen Kräften war produziert worden, in den Dienst der Gemeinnützigkeit, und zwar durch eine öffent-

liche Aufführung im oberen Kasinosaal zugunsten der Krippe von St. Alban. Es hat seither auch seinen Weg auf verschiedene Vereinsbühnen gefunden. Unser Basler Jahrbuch verdankt Oeri folgende gediegene Beiträge: 1910 das fein gezeichnete Lebensbild seines geistig ihm so nahe verwandten Freundes Physikus Dr. Theophil Lotz, 1913 die schon früher erwähnten meisterhaft geschriebenen Lazarett-Erinnerungen aus dem Kriege von 1870/71, 1915 die kulturhistorisch interessante Erzählung: Eine Baselbieter Dorfrevolte, deren Schauplatz sein geliebtes Lausen ist, und der letzte Band (1917) brachte uns die Beiträge zum Verhältnis zwischen Jakob Burckhardt und Arnold Böcklin.

Eines kürzeren Feuilletonartikels von Oeri, der im Jahre 1916 in einem unserer Basler Tagesblätter erschienen ist, soll auch noch gedacht werden. Er hat den Titel: Riedli und St. Jakob und enthält eine feine Schilderung der so malerisch an der obern Straße zwischen Buochs und Beggenried gelegenen Riedlikapelle mit der Darstellung des Rütlischwurs an der Giebelseite. Und dann läßt der Verfasser seine Gedanken nach einer andern alten Kapelle wandern, dem St. Jakobskirchlein an der Birs, um seine warnende Stimme zu erheben gegen die Durchführung der Straßenbahn zwischen Kirchlein und Wirtshaus, welche die Abschrotung der Umfassungsmauern beider Liegenschaften notwendig machen mußte. Aber sein Warnruf fand bei den kompetenten Behörden keinen Widerhall. Immerhin ist es dem künstlerisch feinfühlenden Freunde von Herzen zu gönnen, daß er die unschöne Kirchenmauerdekoration, die mit Recht so viel Kopfschütteln hervorruft, nicht mehr zu Gesicht bekommen hat.

Den Beschluß seiner schriftstellerischen Leistungen machte die Schrift „Allerlei über Grenzzeichen, Grenzfrevel und Grenzspuk in der alemannischen Schweiz“. Sie ist im Verlage von

C. F. Lendorff herausgekommen als eine Frucht fleißiger Studien. Gar manchen Sonntagnachmittag hat ihr Verfasser dazu benützt, um in der Gesellschaft einiger ihm besonders nahestehender Freunde solchen alten Grenzzeichen an Ort und Stelle nachzuspüren und dadurch zuverlässiges Material für seine Arbeit zu sammeln, und häufig wurde bei dieser Gelegenheit das alte malerisch gelegene Kirchlein von Lausen besucht, dessen Friedhof die sorgfältig gepflegten Gräber seiner Eltern birgt, zu denen es in pietätsvollem Gedenken den Sohn immer wieder hinzog.

Während seiner letzten Arbeit schrieb Oeri von Beckenried an den Verfasser: „Wäre es nicht so lustig, an einer solchen Arbeit herumzubäscheln, so würde ich's fortan bleiben lassen . . . . und den Leuten sagen, daß mein Gesundheitszustand, meine Nervenkraft und meine Verdauung solches nicht mehr gestatten, und die Sorge für mein Lebensflämmchen den ersten Anspruch auf Pflege habe. Da ich aber trotz allen guten Gründen für Schonung doch noch ein leichtfertiger Fink bin, der gelegentlich alle Lehren und Warnungen in den Wind schlägt, so verspreche ich auch in dieser Hinsicht nichts und fahre fort, wenn mich eine gute Eingebung verführt."

Aus Oeris letzter „Beckenrieder Zeit" liegt mit dem Datum vom 2. August 1916 eine Korrespondenzkarte vor mir mit einem großen Gruppenbilde: vor dem heimeligen Landhause „zur Mühlematt" erblicken wir in dessen Mitte Dr. Oeri, umgeben von einem großen Teil seiner Familie, Gattin, Kinder und Kindeskinder und um sie geschart 75 hospitalisierte deutsche Soldaten. Er hatte sie am 28. Juli zu sich eingeladen und festlich bewirtet; der Verlauf war ein überaus gelungener und bereitete auch dem Gastgeber große Freude.

Nach der Rückkehr nach Basel nahmen seine körperlichen Leiden unaufhaltsam zu, und es war eine bittere Stunde für ihn, als die immer häufiger und immer schwerer auftretenden

Bangigkeiten ihn zwangen, sein Arbeitszimmer ganz mit der Krankenstube zu vertauschen. Es war ihm eben ganz klar geworden, daß es mit seiner Herzkraft zu Ende gehe, und diese Ueberzeugung sprach er der Familie und den Freunden gegenüber offen aus. Sein Haus hatte er schon längst bestellt.

Noch auf dem Krankenbette legte er die letzte Feile an seine Schrift: „Allerlei über Grenzzeichen usw.", und besorgte noch die Versendung; dann entsank die Feder der müden Hand. Nach einer Reihe von schweren Krankheitstagen erlöste ihn am 13. Januar 1917 um die Mittagsstunde ein sanfter Tod von seinem Leiden. Wir aber rufen ihm mit den Worten des Wandsbecker Boten nach:

> Friede sei um diesen Grabstein her!
> Sanfter Friede Gottes. Ach, sie haben
> Einen guten Mann begraben,
> Und mir war er mehr.

Vom Zuwachs der Basler Bürgerschaft aus der Universität bis zur Revolutionszeit.

Von Fritz Weiß-Frey.

Durch die Gründung der Universität war in Basel im Jahre 1460 ein Staat im Staate entstanden, neben der städtischen Einwohnerschaft „eine nach eigenem Recht lebende Fremdengemeinde". Nicht zur Freude aller Bürger. „Aus einem engen gleichgesinnten Kreise", schreibt R. Wackernagel in seiner Geschichte Basels, „war der Plan der Universitätsgründung hervorgegangen und in die Behörden und an die Oeffentlichkeit gelangt. Man hatte dort die Empfindung, daß die Stadt gegenüber den Zeiten des Konzils an Leuten, Gut und gemeiner Wohlfahrt in Abgang gekommen sei, und hoffte, durch die Gründung einer Universität der Stadt neue Hilfsquellen, vermehrte Einwanderung, überhaupt eine Erfrischung jeder Art zu verschaffen." Die Wahl des der Stadt aus den Konzilsjahren her gewogenen Aeneas Silvius zum Papst bot die Gelegenheit zur Verwirklichung dieses Planes, und dem Stadtschreiber Küenlin wurde daher der Auftrag erteilt, bei der Ueberreichung des Gratulationsschreibens an Pius II. die Bitte des Rates um Verleihung einer Hochschule vorzubringen. Gern entsprach der Papst diesem Wunsch, und bald war der Rat im Besitz der päpstlichen Stiftungsurkunde. Als es aber galt, die Schenkung auszuführen, erhob sich dagegen in der Bürgerschaft eine starke Opposition, die, aus Furcht, das Unternehmen könnte viele Unannehmlichkeiten mit den Studenten nach sich ziehen und übergroße Ausgaben verursachen, auf nichts anderes ausging, als nachträglich das päpstliche Geschenk auszu-

schlagen. Da fanden im Rate stürmische Sitzungen statt, bis die ängstlichen Zweifler ihren Widerstand aufgaben. Es ist sprechend genug, daß der Rat sich damals noch, als er schon das päpstliche Privileg in Händen hatte, veranlaßt sah, von auswärtigen Gelehrten Gutachten über die Errichtung einer Universität einzuholen. Dabei wünschte er hauptsächlich auf drei Fragen Antwort, ob nämlich die päpstliche Begnadigung überhaupt vollzogen werden solle, was man sich von einer Universität an Vorteilen und Nutzungen versprechen dürfe und was von etwaigen Unannehmlichkeiten zu denken sei.

Die Gelehrten sprachen sich für die Errichtung der Universität aus, da sie etwas Hohes und nicht zu Verachtendes sein werde. Sie betonten, daß man es auswärts von der Stadt Basel nicht begreifen würde, wenn sie das erbetene Geschenk, um das sie beneidet werde, nachträglich von sich wiese. Sie machten darauf aufmerksam, daß Pius II. eine solche Verschmähung nicht nur als eine persönliche Beleidigung auffassen müßte, sondern auch als eine Beleidigung des päpstlichen Stuhles, deren Folgen nicht ausbleiben würden. Sollte das Unglaubliche aber doch geschehen, „so were der stat gar vil beßer und erlicher gesin, daß man die sache nye underſtanden hette".

Zur Frage, was Nutzen und Gutes von der Hochschule zu erwarten sei, antworteten die Gelehrten, das lasse sich einstweilen nicht übersehen. Nur so viel stehe fest, „daß die sache gott, dem almechtigen, loblich, dem heiligen glouben und der christenheit tröstlich, gemeynen umligenden landen, ouch der stifft und statt Basel, geistlichen und weltlichen personen, nutzlich sye zue der sele heile und ouch zitlich in mengen weg". Man werde Priester genug haben zur Bekämpfung der Ketzerei, gelehrte Aerzte zum Wohle des Volkes, berühmte Juristen, zu raten und zu reden, die auch von auswärtigen Fürsten und Städten zur Ehre Basels befragt werden würden. Es sei auch vorauszusehen, daß die Studenten in großer Zahl nach Basel kommen würden, von

denen ein jeder doch mindestens 20 fl. im Jahr zu seinem Unterhalt benötige, was auf 500 Personen 10 000 fl., auf 1000 Personen aber 20 000 fl. ausmachen würde, also viel Geld, das alles in der Stadt bliebe, während die Studenten nur das mit sich fortnehmen könnten, was sie hier gelernt hätten. Es sei auch nicht zu zweifeln, daß außer den Studenten noch viele andere Leute Basel der Universität wegen aufsuchen und sich hier niederlassen würden, die als der akademischen Freiheiten unteilhaftig, zu Steuern und Abgaben wie andere Einwohner zu verpflichten wären. Je zahlreicher aber die Bevölkerung werde, umso größer müsse für die gemeine Bürgerschaft der Nutzen sein; „onzwifelich seye er gar vil hoher, denn eyn stat der schule halb jerlichen kosten haben müße".

Zum dritten Punkt, die Unannehmlichkeiten betreffend, die dem Staatswesen und der Bürgerschaft durch die Studenten erwachsen könnten, bemerkten sie kurz, wenn es an anderen Orten durch Verordnungen und Satzungen gelungen sei, Uebermut und Uebergriffen ins bürgerliche Leben zu steuern, so werde das in Basel auch möglich sein.

Sie schlossen mit der Aufmunterung an die Behörde, wacker an ein solch gutes Werk zu gehen, denn mit Angst und Zagen sei noch nie etwas Großes glücklich zu Ende geführt worden. Nachdem dann noch eine städtische Kommission zur Prüfung der Universitätsfrage sich in ähnlichem Sinne wie die fremden Gelehrten geäußert und zu bedenken gegeben hatte, die Nachbarstadt Freiburg i. B. werde mit ihrer Hochschule Basel schädigen, und der Papst könnte, wenn er Kunde von den Vorgängen in der Stadt erhalte, sein Geschenk widerrufen, siegte die Einsicht, daß es in dieser Angelegenheit kein Zurück mehr gebe, und damit war die Universität für Basel gerettet.

Um nun die Hochschule auch wirklich ins Leben zu rufen, genügte der päpstliche Stiftungsbrief, der ihr nur allgemein die Freiheiten und die Selbständigkeit verlieh, wie sie die

Universität Bologna genoß, nicht. Zunächst mußte die finanzielle Frage bis zu einem gewissen Grade wenigstens gelöst werden; dann stellte der Rat der Universität am 28. Mai 1460 einen Freiheitsbrief aus, dem diese durch eine Gegenerklärung vom 21. September 1460 antwortete. Darin vermehrte der Rat die durch die päpstliche Urkunde der Universität erteilten Freiheiten und Rechte, versprach Dozenten und Studenten samt ihren Dienern und Angehörigen nicht nur freies, sicheres Geleite, Schutz und Schirm in der Stadt und auf ihrem Gebiet, sondern befreite sie auch von allen Zöllen, Steuern, Gewerfen, Tributen und Beschwerungen jeder Art für ihre Personen und ihre Habe und für den Kauf zu eigenem Bedarf. Auch die Gerichtsbarkeit fand ihre Regelung und zwar so, daß bei kleinen Vergehen und in Geldangelegenheiten Rektor und Regenz die zuständigen Richter sein, schwerere Fälle jedoch vor das städtische Gericht gezogen werden sollten. Doch behielt sich der Rat vor, in allen Punkten, sobald es nötig würde, nach Uebereinkunft mit der Universität Abänderungen zu treffen. Von der Universität dagegen verlangte man, daß sie dafür sorge, daß nicht Leute immatrikuliert würden, die hergezogen kämen, um weder zu lesen noch zu studieren, sondern bloß um die Immunitäten der Hochschule zu genießen und steuerpflichtiges Gut der Staatskasse unrechterweise zu entziehen. Man verlangte von ihr die Zusicherung, daß sie nicht dulden werde, daß ein Universitätsangehöriger Wein ausschenke, der nicht auf seinem Grundstück gewachsen sei, oder Kaufmannschaft treibe, weder mittelbar noch unmittelbar, solange er als ein Mitglied der Hochschule gelten wolle.

Es war also den Angehörigen der Universität verboten, einen bürgerlichen Beruf auszuüben, und damit wird auch zugleich der Aemterausschluß, d. h. das Recht, in bürgerlichen Angelegenheiten mitzureden, verbunden gewesen sein, wenn das schon in der Urkunde nicht ausdrücklich bemerkt ist. Später wenigstens wurde es so gehalten, daß, sobald einer einen

bürgerlichen Beruf ergreifen und in den politischen Stand treten wollte, er zuvor das Stadtbürgerrecht zu erwerben hatte, wie denn auch umgekehrt ein aus dem Bürgerkreis hervorgegangener Gelehrter von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen war.

So begann schließlich das Leben an der Hochschule, während die Bürgerschaft gespannt in die Zukunft blickte, ob sich die auf sie gesetzten Hoffnungen nun auch erfüllten.

In einer Beziehung sah man sich bald getäuscht: die Studenten strömten nicht in der großen Anzahl herbei, wie es in dem Gutachten der französischen Gelehrten angenommen worden war. Es kam nie zu 1000 und noch mehr Immatrikulationen im Jahr — bis auf den heutigen Tag ist das ja noch nie eingetroffen — und somit stimmte die aufgestellte Gewinnrechnung mit der Wirklichkeit nicht überein. Im Zeitraum von 1460 bis 1500 betrug die Durchschnittszahl der eingeschriebenen Studenten pro Jahr 93. Wenn wir nun auch mangels einer Exmatrikel nicht wissen, wie stark der jeweilige Wegzug gewesen ist, so dürfen wir doch mit Sicherheit darauf schließen, daß auch in den besten Jahren die alma mater Basiliensis keine 500 Musensöhne zugleich um sich versammelt gesehen hat. Daran trugen allerdings auch die Zeitverhältnisse bei, Basels Teilnahme am Burgunderkrieg, dann der Schwabenkrieg, nach welchem sich die Stadt zum Nachteil der Universität vom Deutschen Reiche ab- und den Eidgenossen zuwandte, endlich ansteckende Krankheiten, welche die Studenten vertrieben oder von der Stadt fern hielten. Dadurch geriet Basel in finanzielle Schwierigkeiten, die den Rat schließlich im Einverständnis mit der Universität veranlaßten, die ihr zugestandenen Immunitäten für das Mühle- und Fleischumgeld wieder zurückzunehmen.

Auch Streit und Mißhelligkeiten mancherlei Art mit den Studenten blieben der Bürgerschaft nicht erspart. Wie wäre das auch möglich gewesen? Doch scheint sich die aka-

demische Jugend in Basel damals und auch später noch von wilden Exzessen, wie sie an andern Universitäten häufig genug vorkamen, ziemlich freigehalten zu haben. So schreibt die Regenz der Universität im Jahre 1578 auf eine Anfrage um Auskunft über ältere Studenten an den Rat, das seien meist „fürnemer leuten kinder, welche umb ehr und kunst willen zu uns kommen und umb ihr gepürliche zalung allhie wonen und promovieren, und finden wir nit anders, dann das sie sich still, ersam und mit der burgerschaft freundlich halten. Wir wurden auch inen anders in khein weg gestatten. Ihnen aber begegnet zu vilen malen, das sie von beiden aus, dem gemeinen mann und handwercksgesellen ohn ihr verschuldung offt frevenlich getratzt, mit schnarch- und spottwortten gereitzt, bisweilen auch thatlicherweiß angetastet werden, daß, wo sie nit etwan mit betrachtung ihrer ehren bedächtlicher handleten, manchmal vil böses daraus entstehen möchte".

Alle Erwartungen aber wurden übertroffen durch die große Anzahl gelehrter Männer, die entweder durch die Universität angezogen oder aus ihr hervorgegangen dem Gemeinwesen nicht nur zur hohen Ehre gereicht, sondern auch zu dessen Nutz und Frommen viel beigetragen haben. Ihr Lob braucht nicht jetzt erst gesungen zu werden. Hier soll nur der Frage näher getreten werden, inwieweit von auswärts stammende Universitätsangehörige — zu solchen haben nicht nur Dozenten und Studenten, sondern auch Pfarrer, Lehrer, Scherer, Musiker, Künstler usw. gehört — oder deren Nachkommen durch die Erwerbung des städtischen Bürgerrechts zur Vermehrung der Basler Bürgerschaft beigetragen haben, und welchen Standpunkt letztere solchen gegenüber jeweilen eingenommen hat. Mit dieser Frage sollte eigentlich noch eine andere zugleich behandelt werden, die nämlich, in welchem Maße die Universität indirekt Leute nach Basel gezogen hat. Man denke nur an das durch die Gelehrten geförderte Buchdruckergewerbe mit seinen Hilfsberufen. Oder war nicht das Buchdruckergewerbe mit ein Grund, warum

im Jahre 1520 Hans Holbein sich hier eingebürgert hat? Es lassen sich hiefür aber ganz sichere Beispiele anführen, deren Zahl zu vermehren wäre, wenn nicht die Nachforschungen zu weit führten. So empfahl 1599 der Rat der Stadt Chur den Buchbinder Johannes Gantner, Sohn des dortigen Pfarrers, zur Aufnahme ins Bürgerrecht, weil dieser „in den academiis sein frommen und nutz besser zu schaffen hoffe". Im Jahre 1558 meldete sich zum Bürgerrecht „Hanns Boumgarter der messerschmyd, so zu Wyl im Thurgow erborn", indem er sagte, er sei hier erzogen worden, habe sein Handwerk und nachgehends auch die freie Kunst des Fechtens erlernt und anerbiete sich, „wann es unnsern gnedigen herren gevellig, ime die schul unnd den stand eines fechtmeysters zu vergonnen, das er dann die schul nach pruch des schwerts haltten unnd sin khunst gemeyner burgerschafft zu eeren unnd gutem mitteylen wolle", woraufhin ihm das Bürgerrecht geschenkt wurde. Ebenso hoffte 1585 „Wolf Langenmoser, der schriner und fechter von München", nicht nur Bürgerssöhnen, sondern auch Studenten mit Fechtübungen dienen zu können. 1573 kauft sich „Jacob Bathier von Sanct Simphorin" ein, der, wie er in seiner Bittschrift an den Rat sagt, „vor dryzehen jahren allhie zu Basel gestudiert, die deutsche und lateinische sprach gelernet hat" und nun wegen der schlimmen Zustände in der Heimat in Basel bleiben und in das Geschäft seines Bruders Johann Bathier eintreten will. Sein Gesuch unterstützte des Bruders Schwager Johann Bauhin mit Anerbietung „syner von gott verlychnen medicin und artznykunst, die er uber die dryßig Jahr in stadt und land Basel mit allen treuwen geübt und niemands, wie das bewußt, zu hoch ubernommen".

Bei einer Abnahme der Universität konnte natürlich auch das Gegenteil der Fall sein. So verließ im Jahre 1643 Emanuel Frobenius, der Reitlehrer, die Stadt und zog nach Genf, weil wegen des dreißigjährigen Krieges „die geborene herren und andere reisende studenten sich alhier gar

wenig aufgehalten", und er mit seinem kostspieligen Geschäft hier nicht mehr existieren könne.

Zum eigentlichen Thema nun übergehend, muß der Verfasser vorausschicken, daß die vorliegende Arbeit nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Sie fußt hauptsächlich auf den Aufzeichnungen in den Ratsbüchern,[1]) deren Wortlaut für Bürgeraufnahmen wenigstens bis Mitte des 16. Jahrhunderts oft so knapp gehalten ist, daß bei den Namen Berufsangabe oder Herkunftsort fehlen und man nur selten vernimmt, ob der Aufgenommene Familie gehabt hat oder nicht. Eine Vollständigkeit könnte nur durch eine genaue Vergleichung der Namen der neuen Bürger mit denjenigen der akademischen in der Universitätsmatrikel erzielt werden, eine Arbeit, die viel zu weit führen würde. Demnach wird hier nur von solchen fremden Personen die Rede sein, von denen es, wenn nicht direkt ausgesprochen, so doch ersichtlich ist, daß sie der Universität entweder selbst angehört oder zu ihr in irgendwelcher verwandtschaftlicher Beziehung gestanden haben.

Zunächst von der Aufnahme von Studenten. Ihre Zahl ist begreiflicherweise gering gewesen. Kamen sie doch nach Basel, um zu studieren und dann wieder weiter zu reisen und nicht in der Absicht, sich dauernd niederzulassen und ihr Auskommen zu suchen. Ein lediger Musensohn gibt auch gewiß nicht ohne zwingenden Grund die goldene akademische Freiheit auf und schmiedet sich selbst die Ketten bürgerlichen Lebens.

Aber Fälle kamen doch vor. So wurden ins Bürgerrecht aufgenommen:

1511 „Niclaus Studeler von Pfaffenhofen, ein student".

1588 „Antonius Paganin" von Puschlav, ein Refugiant. In einer Eingabe an den Rat schreibt er, er habe in seiner Jugend angefangen, das kaiserliche Recht zu studieren. Da nun in seiner Heimat heftige Religionsstreitigkeiten aus-

gebrochen seien, habe er sich entschlossen, mit seiner Frau auszuwandern, und wenn er sich „aus der unruohw an ein still unnd fridtsams ortt verfüegen möge, so wölle er das studium juris prosequieren und mittler zeit mit der hilff gottes den gradum des doctorats erlanngen".

1622 „Georg Kleindienst von Colmar". Er hatte sich 1614 immatrikulieren lassen, jedoch vor Abschluß seiner Studien mit Judith Battier, einer Tochter des Handelsmanns Johann Battier von Basel, verheiratet und in seine Heimat begeben. Im Jahre 1622 aber ließ er sich auf die Zusicherung hin, daß er in Basel zum Bürger angenommen werde, bewegen, wieder hieher zu ziehen, um seine Studien zu beendigen.

1636 „Johan Dietschi, erwöhlter schaffner bei St. Peter". Er soll, heißt es im Ratsbuch, „seinem anerbietten noch das burgrecht ebendist erkauffen und wie brüchig darumb bitten, . . . und so lang und viel er die studia continuiren und fortsetzen würdet, burgerlichen beschwerden befreyet sein; fahls aber er die studia verlassen, alßdan wie andere burger gehalten werden".

1684 „Jeremia Guarnier von Vitry le françois, ein studiosus".

Verheirateten Studenten traute der Rat nie recht, argwöhnte vielmehr, das Studium sei nicht der eigentliche Grund ihrer Anwesenheit in der Stadt. Daher gestattete er der Regenz im Jahre 1532 die Aufnahme solcher Leute nur, wenn sie sich vorher gut ausgewiesen hatten. Schließlich untersagte er deren Zulassung an die Universität vollständig.

Anders als bei den Studenten gestalteten sich die Verhältnisse bei den Universitätslehrern. Sie waren für längere Zeit Amtes halber an die Stadt gebunden, hatten Familien, und ihre Nachkommen wurden nicht immer auch Gelehrte und akademische Bürger, wie sie. So hat im Jahre 1661 der Basler Pfarrer Theodor Himmelreich zu Armsheim in der

Churpfalz den Rat für seine drei Söhne um das Bürgerrecht, „weilen er solche nicht alle zu den studien zu halten vermöglich, sonderen notwendig, ehrliche handwerckhe erlehrnen zu lassen entschlossen sei". Für die Dozenten also hatte besonders in Rücksicht auf ihre Nachkommen das Stadtbürgerrecht seinen großen Wert, und daher sind auch viel mehr Universitätslehrer oder Universitätsverwandte zum Bürgerrecht gelangt, als Studenten.

Aus der ersten Epoche der Universität, von ihrer Gründung an bis zur Reformation, werden uns genannt:

1518 „Der Licenciat Johannes Gutt. Er hat burgrecht kauft . . ., doch haben myn herrn in lossen bliben by der schul fryheit". Vielleicht gehört auch noch hieher der 1522 aufgenommene „doctor Bechtold Barter, der artzeni doctor", sicher aber „doctor Gerhard de Lupabus", von dem Ochs in seiner Geschichte Basels zum Jahre 1503 berichtet, mit ihm sei ein gar sonderbarer Bürgerrechtsfall vorgekommen. Er sagt dort, der hochgelehrte feste Herr Doctor Gerhard de Lupabus zu Bottmingen gesessen, wie auch Frau Margreth de Gwaler, seine Ehegemahlin, seien zu Bürgern angenommen worden und zwar so, daß er für seine Person allein bei den Privilegien und Hoheiten der Schule habe bleiben dürfen und ihm der Beitritt zur Hohen Stube gestattet gewesen sei. Er sei aber verpflichtet worden, im Kriegsfall auf eigene Kosten einen Reiter ins Feld zu stellen oder eine angemessene Geldsumme zu bezahlen, und mit ihm sei das Schloß Bottmingen ins ewige Bürgerrecht der Stadt Basel gekommen. Die Urkunde, der Ochs diese Angaben entnommen hat, ist nicht mehr vorhanden, wohl aber eine andere aus dem Jahre 1518, ausgestellt den Kindern des Doctor de Lupabus mit Namen „Erhart, Niclaus, Hug unnd Hanns Secundus, och Ryngold unnd Elßbeth", in der es heißt, der Vater sei vor Genuß des Bürgerrechts gestorben, woraufhin den Kindern das Bürgerrecht ohne die dem Vater auferlegte Verpflichtung geschenkt wird.

Die Durchführung der Reformation bereitete der Universität im Jahre 1529 ein jähes Ende. Viele Dozenten und fremde Studenten verließen die Stadt, und die Tore der Hochschule wurden geschlossen. Doch nicht für lange Zeit. Nachdem sich die Aufregung in der Bevölkerung gelegt hatte und Ordnung eingekehrt war, kam auch die Universitätsangelegenheit im Rate wieder zur Sprache. Man wußte von früher her, welchen Schatz man an ihr gehabt hatte, und beschloß, sie wieder ins Leben zu rufen. Daher schritt man unverzüglich an die Beratung neuer Statuten für die Universität, auf welche im September 1532 der Rektor Oswald Bär den Eid leistete.

Aber die neue Hochschule war nicht mehr die von früher. Auf den ersten Blick muß auffallen, so lesen wir bei Thommen in seiner Geschichte der Universität, daß in den neuen Statuten aller früheren Rechte und Privilegien mit keiner Silbe gedacht wird, erklärlich durch die vollständige Verschiebung der Verhältnisse zwischen Rat und Universität durch die Reformation. Vorher war die Universität eine Schöpfung des Papstes gewesen und Rat und Hochschule zwei gleichberechtigte und gleichstehende Parteien. Die Universität von 1532 war eine Schöpfung der neuen Staatsgewalt, des Rats, wonach aus Gleichordnung eine Unterordnung wurde, die sich auch äußerlich dadurch zu erkennen gab, daß die Regenz ihre Wünsche, Bitten und Beschwerden im Rate stehend und nicht sitzend vorzubringen hatte, „damit die der obrigkeitlichen Würde gebührende Ehre nicht hintangesetzt werde“. Von den Studenten und Dozenten hieß es in den Statuten unter Beibehaltung des Marktrechts nur ganz kurz: „Sie sollen des hütens, wachens und dienens frei sein wie andere gäste“. Die Einbuße früher genossener Freiheiten war beträchtlich; folglich mußte das Ziel der Universität der Wiedergewinn ihrer ehemaligen bevorrechteten Stellung als Hauptbedingung einer segensreichen Existenz sein. Im Kampfe hierum gerieten im 17.

Jahrhundert Regenz und Rat hart aneinander, was dann zu einem seltenen Bürgerrechtsstreit wegen Universitätsverwandter geführt hat.

So trat denn die Universität mit dem Jahre 1532 in eine neue Epoche ein und stand schon nach wenigen Jahrzehnten trotz der beschränkten Freiheiten auf einer Höhe, wie nie zuvor. Das hatte sie in erster Linie den ausgezeichneten Lehrkräften zu verdanken, die Basel das Glück gehabt hatte, an sich zu ziehen.

Der Einfachheit halber zählen wir nun im Folgenden die Namen derjenigen Gelehrten oder Universitätsverwandten, welche von der Reformation an zum Bürgerrecht gelangt sind, in chronologischer Anordnung auf.

1535 „Dem wolgelerten herren Sebastiano Münstero ist burgrecht geliehen". Er ließ sich am 24. Brachmonat 1536 auf der Zunft zu Hausgenossen aufnehmen und behielt sich die akademische Freiheit, die ihm vom Rat belassen worden war, vor.[2])

1557 „Petrus Pernas vonn Lucca uß Italia". Nach seinen eigenen Aussagen war er als Refugiant seit 17 Jahren in Basel, studierte zunächst an der Universität, ergriff dann das Büchergewerbe, verheiratete sich mit einer Refugiantin aus Locarno und bewarb sich schon 1547 ums Bürgerrecht. Da er aber die nötigen Ausweispapiere nicht besaß, mußte er nach Italien reisen. Dort wurde er wegen „ettlicher evangelischer unnd annderer Bücher", die er mit sich genommen hatte, ins Gefängnis geworfen und entrann nur mit knapper Not dem Tode. „Als Egypten, da (er) dann umb gut und hab und gar nach umb lyb unnd lebenn kumen, inn diß globt landt" zurückgekehrt, wurde er samt seiner Frau ins Bürgerrecht aufgenommen.

1568 Nov. 8. „Herr Marcus Peres vonn Anthorff ist uff pittlich ansuchen des durchlüchtigen hochgebornen fürsten unnd herrn, Christoff, pfaltzgraffen by Ryn, . . . zu burgern angenommen . . ., deßglichenn sinnd sine zwen sön,

Ludwig unnd Martin Peres, ouch inn das burgrecht empfangen". Marco Perez, ein hochangesehener Großhändler und Bankier, war als verfolgter Refugiant aus Antwerpen nach Basel gekommen und hatte sich, bevor er zum städtischen Bürgerrecht gelangte, jedenfalls durch seine Beziehungen zu den Gelehrten unter den Schutz der Universität begeben und mit seinen reichen Mitteln bedürftige Studenten unterstützt. In der Matrikel steht er unter dem Jahre 1568 ohne genaue Datumsangabe — es muß aber im Spätsommer gewesen sein — mit den Worten verzeichnet: „Marcus Perecius a Sigura, Antverpiensis." Von Cöln aus, wo später die Witwe mit den Söhnen lebte, ließ sich Ludwig Peres im Jahre 1600 das Bürgerrecht bestätigen und aufhalten, wobei er unter anderem auch der Verdienste seines Vaters der Universität gegenüber Erwähnung tat.

1568 „Herr Celii Secundi Curionis son, Leo Curio, ist zu burgern uffgenommen, unnd ist ime das burgrecht vonn sines vatters diensten wegen fry geschenckt unnd verert worden".

In einer Eingabe an den Rat schreibt Curio, daß er jetzt 22 Jahre an der Hohen Schule tätig sei, und fährt dann fort: „Als dem almechtigen gott in disen dry nechstverlosnen jaren schier alle mine kinder zu sich zu nemmen . . . gefallen, also das mir witer kein son dan diser verpliben ist, so hab ich in kürtzlich mit her Martins Muralten, der sich . . . gehn Zürich mit sampt andern von Luggaris gethan, ehelichen dochtern versorget. Wil also die zyt auch erforderen, das ich im um ein heimwesen, do er sin thun, loßen und blyblichen sitz haben möge, verseche." Deshalb bittet er für ihn ums Bürgerrecht, „so wirt e. w. min und miner husfrawen alter, deßen stab und uffenthalt diser son ist, sambt dem großen leid, so wir unser lieben kindern halb dise jar entpfangen, nach irer milte und gütigkeit ergetzen". Coelius Secundus Curio war Prof. der Rhetorik und Eloquenz. Seine Kinder fielen im dritten oder großen Sterben der Pest zum

Opfer. Nach dem Sterberegister wurden ihm 1564 beerdigt: Horatius, Angela, Felicilla und Coelia und 1567 Augustin im Alter von 30, 21, 16, 17 und 29 Jahren.

1572 „Herr Doctor Adam von Bodenstein sampt sinen zweyen sönen, namlich Asarias unnd Jorg Simon, ist zun burgeren angnomen unnd inen das burgrecht verert unnd geschenckt worden".

In einem Schreiben an den Rat sagt er, sein Vater sei von den beiden Basler Herren Rudolf Supper und Rudolf Frey anläßlich ihrer Gesandtschaft nach Zürich wiederholt aufgefordert worden, von dort nach Basel überzusiedeln unter dem Versprechen der Aufnahme ins Bürgerrecht. Nun wisse er nicht, ob diese wirklich erfolgt sei. Wenn nicht, so bitte er, nachdem er nun bei 24 Jahren in seinem Beruf als Arzt „ohne abbittung einiges stypendiums mit sonderem geneigtem willen aus christlicher pflicht" der Stadt gedient habe und hier zu bleiben wünsche, für sich und seine beiden Söhne ums Bürgerrecht, und um seiner Bitte mehr Nachdruck zu verleihen, legte er dem Schreiben ein Büchlein bei, „darinn höhere mittel, die weder die feder in kurtzer zeit ercleren mag, wie ewer gnaden im gsuntem leben natürlichen sich erhalten mögen, ohne schwechung der creften deß leybs, das ist ohne purgation und ausfürung durch den alvum, zuogeschriben und vürbringen, auf daß ewer gnaden mein guotz gemüet erfaren däten".

1574 „Magistro Valentino Cherlero von Geutendorff uß Sachsen, dem schulmeister zu Sant Peter, ist das burgrecht vereert unnd geschenckt worden".

1576 „Herrn Johan Brandmüller, Pfarherrn änet Ryns, deßglichen Gregorio, Jacobo, Johanni, Baruch, Maria unnd Ursula, sinen sönen unnd döchteren, ist zun burgeren angnommen (so!) unnd inen das burgrecht vereert worden". Brandmüller war Prof. theol.; er stammte aus Biberach und war in Basel 1551 immatrikuliert worden.

1576 „Johan Franciscus Castilionus vonn Luggarus

purtig". Nach seinen eigenen Aussagen war er der Sohn von Locarner Refugianten. Sein Vater, „Guarnerius Castillionus, der artznei Doctor", hatte an der Universität als civis Academicus Aufnahme gefunden. Er selbst hatte sich dem Seidengewerbe zugewandt, das in Basel „schon ein zimlichen gutten anfang hat und zu verhoffen ist, es werde nit ohne zimlichen nutz des gemeynen volcks getrieben und gehandlet werden".

1580 „Johan Kindig, kilchendiener zu Varnspurg, ist zun burgern angenomen worden".

1583 „Ist Bartlome Genatt, der provisor uff Burg, das burgrecht verert und geschenckt worden". Er stammte aus Delsberg und kam Studierens halber mit 12 Jahren nach Basel, wurde Pfarrer und versah 4 Jahre lang das Amt eines Predigers in Haltingen. Von dort mußte er aber „wegen des Schmidlins concordienbuch mit anderen weichen" und erhielt darauf die Stelle eines Lehrers auf Burg. Als solcher bat er im Interesse seiner Kinder um das Bürgerrecht.

1583 „Der würdig herr Jacob Lücht, pfarher zu Benckhen, mit sambt sinen 4 kindern ist zu burgern angenomen worden".

1583 „Scipio Balsamus von Meyland ist zum burgern angenomen. Doch ist ime anzeigt, im vall er etwas kaufmanschatz anfachen und ime was begegnen wurde, in ansechen er kein schyn, daß er nit eigen sey, fürglegt, dem er doch nochtrachten soll, das man ime nit behilfflich sein werde".

Scipio Balsamus war auf der Durchreise nach Genf als Refugiant 1577 nach Basel gekommen und hatte sich sofort an der Universität als Student einschreiben lassen. Wenige Monate nachher verheiratete er sich mit einer Baslerin und meldete sich zum Bürgerrecht, obschon er gar keine Ausweisschriften hatte, aus denen u. a. auch ersichtlich gewesen wäre, daß er ein freier Mann sei und keinen „nachjagenden Herrn" habe. Er entschuldigte sich damit, daß es

ihm als Ketzer unmöglich sei, von seiner Heimatbehörde die nötigen Schriften beizubringen und anerbot sich, falls es sich herausstellen sollte, daß seine Zeugen und er selbst Unwahres ausgesagt hätten, sich der Strafe des Rats als unehrliche Person mit Verlust von Hab und Gut willig zu unterziehen. Da nun die persönliche Freiheit eine Grundbedingung zur Erlangung des Bürgerrechts war, so erklärt sich aus dem Fehlen des sicheren Beweises hiefür das Zögern und die Resertviertheit des Rates bei seiner Aufnahme.

1588 „Hans von Ruet, doctor, von Metz pürtig, ist angenommen".

1597 „Carolus Cellarius von Reichenweiler ist zu burgern angenommen". In einer Bittschrift an den Rat führt er aus, er sei im Jahr 1550 als junger Student nach Basel gekommen, habe an der Universität studiert und sich den Grad eines Magisters erworben. Auch habe er „jederzeit vermeint, daß alle diejenigen, so unnder der universitet schutz und schirm sich hallten, nit allein sich burgerlichen freyheiten zu gebrauchen haben, sonnder auch für burger gehallten werden, wie er dann auch vonn vilen der academiae verwanndten persohnen solliches gleichfals offt gehört, die es annders auch nit vermeinen unnd dafür hallten, dann daß der universitet privilegia, so jerlichen auff den schwörtag im collegio offentlich gelesen werden, solches mit sich bringen". Nachdem er sich dann verheiratet, und jahrelang in beiden Collegien im Dienste der Stadt gestanden habe, wo er auch jetzt noch wäre, „waferr man ihm mit einer leidelichen besoldung zu hillff kommen unnd begegnet wäre", so aber seine Stellung verloren habe, sei ihm plötzlich durch den Ratsdiener angezeigt worden, daß er nicht Bürger sei. Weil er jedoch in Basel bleiben wolle, bitte er für sich und ein eben erst geborenes Töchterlein ums Bürgerrecht.

1602 „Herr Ulrich Meiger, prediger zu Waldennburg, suppliciert, inne unnd seine kinder in schirmb und burgrecht uffzenemen", worauf beschlossen wurde: „Ist er und kinder

angnomen, doch solle er fur sin person das Gellt allein erlegen, Kinder aber uß gnaden darin gerechnet sin, heißen Margreth, Ulrich, Hans Georg, Jacob und Johannes."

Er stammte von Reinach, studierte in Basel Theologie, wurde zunächst Lehrer auf Burg in Basel, dann Lehrer in Liestal und Pfarrer in Lausen und endlich Pfarrer in Waldenburg.

1603 „Friderich Geer suppliciert, unangesehen er nit in der statt, sonders zu Kilchberg erzüget, als sin vater prediger do gewesen, inne für einen burger zu erkhennen". Der Rat beschließt: „Weyl er zu Kilchberg in diensten sines vatters seligen erzüget, obglich sin vatter nit burger gsin wäre, welches eigentlich man nit weißt, solle er jedoch für ein burger geachtet werden."

Friedrich Geer war zuerst Schullehrer zu Barfüßern, dann Schreiber in den Kanzleien zu Mülhausen, Badenweiler und Liestal, schließlich Angestellter in den Schaffneien in Basel geworden. Als er der Zunft zu Weinleuten beitreten wollte, forderte man ihn auf, vorerst zu beweisen, daß er Bürger sei.

1608 „Gedeon Cherlerus der scherer, so von weilund dem ehrwürdigen, wolgelehrten magistro Paulo Cherlero seligen und frawen Marien Bauhinin alhie in Basel, aber außert dem burgrechten erzület, hat das burgrecht erlanget".

1612 „Herr Doctor Christophorus Heinicus, medicus von Camentz uß Ober-Lußnitz, hatt umbs burgrecht gebetten und solches erlangt".

1613 „Herr Fridrich Prägler, beeder rechten doctor, ist zum burger angenommen"; einige Tage darauf auch sein Sohn gleichen Namens.

1615 „Herr Martin Pfirters, pfahrherren zu Gelterkingen, ehelicher sohn Michael, so zu Langenbruckh erzylt, ist für einen burger ohne entgeltnus erkant worden".

1621 „Herr Johann Caspar Gryneus hat in schrifften umbs burgrecht angehalten". Es wird bewilligt, „und soll

man bei künfftiger glegenheit seiner eingedenk sein, damit etwan ihme ein dienstlin gegeben werde".

Seine Zugehörigkeit zur Universität steht zwar nicht fest; doch deutet das Wohlwollen des Rates ihm gegenüber auf nahe verwandtschaftliche Beziehungen zum hochverdienten Professor und Antistes Johann Jakob Grynäus. Nach der Stammtafel des Geschlechtes Grynäus von C. Roth[3]) ist er sehr wahrscheinlich der kurpfälzische Regimentssekretär Hans Kaspar zu Amberg gewesen, geboren 1577 als Sohn des Superintendenten Theophil Grynäus zu Röteln und nachherigen Pfarrers zu Sissach, eines Bruders des Antistes. Neben den zahlreichen Gelehrten Grynäus und wie sie vom gleichen Thomas Grüner aus Veringendorf in Hohenzollern abstammend existierte in Basel ein kleiner Zweig des gleichen Geschlechts, dessen Angehörige mit Philipp Gryner seit 1546 durch Einkauf das städtische Bürgerrecht besaßen und bürgerlichen Berufen, der Zinngießerei und dem Tuchgewerbe, oblagen. Johann Caspar hat aber nicht zu ihnen gehört.

1622 „Herr Hans Jacob Grieser, predigern zu Oberglatt im Thurgow, ist sambt seiner ehefrawen und vier kindern das burgrecht verehrt".

Nach seinen eigenen Aussagen hatte sein Vater über 50 Jahre in Basel gewohnt und 14 Jahre als Stadtsoldat gedient.

1632 „Beath Jacob Edlinger der goldarbeiter hadt ... gebetten, weil herr Samuel Edlinger, sein vatter, burger undt schulmeister bey St. Theodorn alhie gewesen, er glichwol in wherendem Mülhausischem kirchendienst seines vatters erzüget worden, inne, glich anderen beschehen, für ein burger zu erkhennen", was auch erfolgt ist.

1652 Herr Doktor Theodor Zwinger, Antistes und Professor, bat für seine mit dem fürstlich markgräfischen Rat Adam Faber verheiratete Tochter Margaretha und deren Kinder um das Bürgerrecht, da ihm nicht wenig daran gelegen sei, daß sie in dem von ihm ererbten Bürgerrecht erhalten werden

möchte. Der Rat beschloß: „Herr doctor Zwinger soll in seinem bittlichen begeren durchauß wilfahr erzeigt und sein tochter für ein burgerin gehalten und die von ihro und herrn Faber erzeügte kinder ebenmeßig des burgrechtens fähig geschätzt und geachtet werden."

1656 „Andres Strübin, der huettmacher von Liehstall, herr Heinrich Strübins, gewesten predigers zue Zyffen und Buebendorff enckel, hat umbs burgrecht angehalten und zwahr, daß ihme solches umb seines herrn großvatters und vatters . . . geleisteter treüwer diensten willen eintweders gar verehrt oder doch das burgergelt gnedig gemiltert werden möchte". Seiner Bitte wurde entsprochen und ihm für das Bürgerrecht, die Befreiung aus der Leibeigenschaft und Wegzugsgebühr nach Basel die Summe von 80 fl. abverlangt.

1658 „Wolff Lux Faber, der nestler", beklagte sich, daß, als er sich auf der Safranzunft angemeldet, man ihm das Bürgerrecht abgesprochen habe, während doch sein Vater Balthasar bei der Universität immatrikuliert, praepositus und civis Academicus gewesen sei. Der Rat entschied: „In ansehung er alhier erzeugt und gebohren, auch seines handtwercks kein überfluß alhier, ist ihme das burgrecht, zwar nicht aus schuldigkeit und umb des eingelegten scheins willen von lobl. universitet, daß sein vatter selig civis academicus gewesen, sondern aus sonderbahren gnaden geschenkt . . ., soll aber für sein weib und kind 50 fl. bezalen."

1660 „Michel Fattet, ein seidenferber, so alhier gebohren und getaufft, hat umbs burgerrecht underthenig gebetten mit einführung, daß sein lieber vatter, herr Jacob Fattet, pfarrherr zu Mariakirch selig, bei hiesiger universitet immatriculirt und civis academicus gewesen sei. Auß gewißen ursachen ist er zum burger angenommen und ihme erlaubt, sein handwerkh als ein meister zu treiben, soll aber in kein consequentz gezogen werden".

1670 „Herr Johann Tonjola, gebürtig von Zutz in dem

obern Engadin, italienischer prediger alhier, so nun in dem dritten ehestand lebet, . . . ist gegen abstattung 100 fl. ins burgerrecht aufgenommen, auch seine ehefraw sambt seinen kindern eingeschlossen, dabey erkant, daß die kinder geachtet werden sollen wie kinder, so im burgerrechten erzeügt, hiemit dieselben seiner zeit auch ehren und ämbtern fähig sein".

Anläßlich dieser Aufnahme wurde bekannt, daß etliche Universitätsverwandte unrechter Weise vom Bürgerrecht Gebrauch machten, und diesen Fällen wenden wir uns nun zu.

Es ist bereits bemerkt worden, daß die Universität nach Wiedererlangung der alten Freiheiten und Privilegien von 1460 trachten mußte. Diesem Bestreben trat im Jahre 1657 der Rat nach einem Konflikt mit der Regenz damit entgegen, daß er die Aufsichtsbehörde der Universität anwies, darüber zu wachen, daß die Statuten von 1532 getreulich gehalten würden, und daß der Rat „mit widrigen attentatis und Vorschützung der schon 125 Jahre abolirten alten privilegien verschont werde". Aber im Jahre 1660 hielt trotzdem, wie Ochs berichtet, der Rektor Lukas Gernler an der Jubelfeier der Hochschule eine Rede, in der er den Ursprung der Universitäten bis auf die Zeiten der Patriarchen und bis auf Noah zurückführte, wobei er neuerdings Anlaß zu Uneinigkeit mit der obersten Behörde gab. Den Höhepunkt erreichte der Streit im Jahre 1668. Damals hatten sich zwei Studenten geweigert, wegen ungebührlichen Betragens vor dem städtischen Richter zu erscheinen, in der Meinung, sie hätten sich nur vor Rektor und Regenz zu verantworten. Hierauf wurden sie wiederholt vor den Rat beschieden, gehorchten aber erst, als mit Anwendung von Gewalt gedroht wurde. In der Universität war man der Ansicht, die alten Privilegien von 1460 seien neben den Statuten von 1532 nur mit dem Vorbehalt der Religion und der obrigkeitlichen Hoheit immer noch gültig. Der Rat jedoch bestätigte seinen

früheren Beschluß: „Das alte privileg von 1460 soll zu ewigen zeiten abgetan sein und bleiben. Ein lobl. universitet soll bey höchster ungnade sich enthalten, solches den häuptern weiter zu insinuiren." Ferner beschloß er, eine Uebereinkunft wegen des akademischen Bürgerrechts zu treffen, um künftigen Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

Die Basler waren damals auf die Akademiker jedenfalls nicht gut zu sprechen; in Bürgerrechtssachen waren sie ohnehin schon längst sehr empfindlich geworden. Durch die Schrecken der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges war die Stadt von einer Flut von Fremden aus deutschen und welschen Landen überschwemmt worden. Auch nach dem Abschluß des westfälischen Friedens war die Zuwanderung immer noch beträchtlich. Durch Aufnahme einer großen Anzahl solcher Schutzsuchender in das Bürgerrecht war aber besonders der gewöhnliche Handwerker in seiner Existenz derart betroffen, daß er sich wehren mußte.

Bis zum Jahre 1692 stand das Recht der Entscheidung in Bürgerrechtssachen dem Kleinen Rate allein zu. Ihm konnten bei den Verhandlungen im 17. Jahrhundert wenigstens Bitten und Wünsche vorgebracht werden. Von diesem Mittel, vermehrte Konkurrenz von sich fern zu halten, machten die altansässigen Bürger ausgiebig Gebrauch. Ihre Eingaben an den Rat lauteten gewöhnlich auf Abweisung der Petenten, weil ihr Handwerk bereits „übersetzt" sei, oder sie schlossen mit der Bitte, sie mit Aufnahmen von Personen ihres Berufes für einige Zeit zu verschonen. In letzterer Beziehung entsprach ihnen die Behörde in der Regel, sonst aber wahrte sie sich für ihre Entschlüsse im Interesse des allgemeinen Wohls volle Handlungsfreiheit. Schuhmacher, Schneider und Küfer waren es hauptsächlich, die den Rat mit Eingaben überhäuften, aber auch die Maurer, Hafner, Balbierer, Drechsler, ja selbst die Apotheker blieben nicht aus. Interessant sind die Zahlangaben, mit denen sie zuweilen ihre Gesuche begründet haben. So sagen die Küfer

zum Jahre 1660, sie seien 60 Meister mit 26 Söhnen auf der Wanderschaft, die Schneider zum Jahre 1670, ihre Zahl betrage ohne die Söhne in der Fremde über 90 Meister, die Schuhmacher zum Jahre 1664, ihrer seien es 130 Meister und 15 Meisterssöhne. Zur gleichen Zeit arbeiteten in Basel selbständig auf ihrem Berufe 11 Buchbinder, 15 Hafner, 15 Maurer, 20 Balbierer, 8 Nagelschmiede, deren Söhne die väterlichen Geschäfte fortzuführen im Sinne hatten. Das war in Anbetracht der damals kleinen Volkszahl viel. Da nun die selbständige Ausübung eines Berufes an den Besitz des Bürgerrechts geknüpft war, suchte man den Erwerb desselben entweder ganz zu verhindern, oder doch zu erschweren. Deswegen war die Aufnahmsgebühr schon im Jahre 1648 für einen Mann von 30 fl. auf 60 fl. und im Jahre 1652 auf 100 fl. erhöht worden; Frauen bezahlten die Hälfte. Ferner war seit 1641 die Zulassung zur Bürgerrechtsbewerbung vom Besitz eines Vermögens abhängig gemacht worden, das von anfänglich 300 ℔ im Jahre 1676 auf 600 fl. und 12 Jahre darauf, 1688, auf 1000 Thaler festgesetzt wurde. Trotz alledem fanden fremde, unbemittelte Handwerksgesellen immer wieder Mittel und Wege zu ihrer Einbürgerung, nicht selten durch Eheschließungen mit Baslerinnen.

Das wenige bisher Angeführte zeigt schon deutlich genug, welchen Standpunkt in Bürgerrechtssachen die Zünfte müssen eingenommen haben. Eine Duldung eines Mitmenschen im geschäftlichen Leben ohne gesetzliche Berechtigung gab es nicht. Und dennoch stellte es sich heraus, daß gerade damals verschiedene Personen in der Stadt bürgerlichen Berufen oblagen, ja sogar Aemter bekleideten, die gar nicht Bürger waren, alles Leute, deren Vorfahren der Universität angehört hatten. Im Jahre 1670, bald nach der Erledigung des Universitätsstreits und zweifellos auch infolge desselben, kam man der Sache auf die Spur.

Unmittelbar nach der oben angeführten Eintragung der

Bürgeraufnahme des Pfarrers Tonjola vom 2. Juli 1670 steht im Ratsprotokoll die Bemerkung: „Und weilen auf etlichen zünften sich personen befinden, deren eltern zwarn der universitet zugethan, aber nicht burgere gewesen, sollen die herren, so wegen der universitet deputirt, denselben nachforschen und meinen gnädigen herren sambt ihrem bedenckhen referiren, damit der hohen obrigkeit an ihren rechten nichts vergeben werde.“ Jenes Gutachten der Deputierten wurde der Obrigkeit am 15. Oktober übergeben; doch schon bevor es behandelt werden konnte, wandten sich die beiden Brüder Johann und Johann Jakob Buxtorf in einer Eingabe vom 10. September klagend an den Rat, in der es heißt:

„Es will glaubwürdig verlauten, ob solten an einem und anderen ort ungleiche discursen von unserem und unserer in gott ruhenden ellteren und vorellteren burgerrecht geführt und dasselbe von etlichen in disputat gezogen werden, welches, weyl es uns frömbd vorkomt, auch nachtheil bringen könte, haben wir aus guotem raht für ewer gnaden . . . kehren und dero hohe vernünftige meinung und erklärung über dieser sach in underthänigkeit vernemmen wollen. Zweyfelsohn werden ewer gnaden . . . des burgerrechts halber . . . ausländische universitetsverwante betreffent, welche sich haußhäblich in dero statt niederlaßen, einen underscheid machen zwischen denen, welche durch heürahbt oder privatinformationen oder andere geringe dienst alhier ihr nahrung und glückh suchen, und denen, welche in functione honorifica et laudabili mit hindansetzung guter gelegenheiten, so sie anderstwo hätten haben können, auch keine ihme oder gemeiner statt unehr die lange Zeit bey loblicher universitet an und in dem ministerio . . . gedienet haben. Wan wir nun darfür halten, daß unser vatter undt großvatter selig, ohne ruhm zu melden, under diese letstere zu zehlen findt, tragen wir das underthänige guote vertrawen zu ewer gnaden . . ., von derselben und besagter unserer ellteren burgerrecht halber eine solche oberkeitliche declaration zu erhalten, krafft deren wir desselben

sicher stehen und pro originariis bey jederman undisputirlich gelten mögen" usw.

Hiezu ergänzt das Ratsprotokoll unter dem 10. September 1670, daß Vater und Großvater der Gebrüder Buxtorf „über die 80 Jahr hiesiger universitet nicht ohne sonderbaren großen nutzen abgewartet", und daß ihr Vater im Jahre 1645 einen ehrenvollen Ruf nach Leyden ausgeschlagen habe. Letzteres ist aber unrichtig; denn es war ihr Großvater, Johannes Buxtorf aus Camen in Westfalen, Professor der hebräischen Sprache, der jenen Ruf im Jahre 1625 erhalten hatte, und dem dann zum Dank für die Nichtannahme desselben der Gehalt aufgebessert worden war. Der Beschluß des Rates lautet: „Weilen dieser herren Buxtorfen vatter und großvatter sich umb unsere statt und universitet wohlverdienet und daher großen nutzen erwiesen, auch sie und ihre kinder von jedermäniglich für burger allezeidt und ohndisputirlich gehalten worden, als sollen auch diese zwen Buxtorfen und all die ihrigen für alte und geborne burger gehalten, dahero ihnen der . . . zugang zu allen ehren und ämbtern gleich andern gebohrnen burgern . . . gestattet werden." Von den beiden Brüdern war Johann Buxtorf Buchhändler, Johann Jakob Professor der hebräischen Sprache. Es wurde damals aber nicht nur mit ihnen eine Ausnahme in Bürgerrechtssachen gemacht, wie Ochs schreibt; es folgten noch viele andere, die in gleicher Lage waren, wie sie. Sie stehen im Ratsprotokoll unter nachfolgenden Daten verzeichnet:

1670 Sept. 28. „Herr Heinricus Kisselbach, prof. phil., so dann herr Leonhard Schrotberg, pedell, für sich und in namen seines bruders Peter Schrotberg des kupfferschmidts, herr Sigmund von Rynach als vogt herr Reinhard Schrotberg, ministerii candidati, und jungfrawen Margreth Schrotbergerin, deßgleich Coelius Dietsche als ehemann frawen Gertrut Schrotbergerin haben undertheniq gebetten, weiln er, herr Kisselbach, der schul und universitet nun über 35

jahr gedient, meine gnedigen herren wolten ihne ins burgerrecht aufnemmen, seine kinder für geborne burgere und aller beneficien umb ämbtern fähig erkhennen, nicht weniger ihr der Schrotbergischen vatter, herr Peter Schrotberg, bey 29 jahr der schul auf Burg gedient, daß dann man sie, Schrotbergische kinder, für geborne burger auch halten und sie aller beneficien und beforderung . . . fähig erkennen wolte", worauf der Rat beschloß: „Ist ihnen in ihrem begeren durchaus willfahr erzeigt, jedoch ohne anderwertige consequentz, weil meine gnädigen herren wegen andern wollen offene hand haben."

1670 Oktober 5. „Meister Hanns Georg Fritsche, der Schneider, tragt vor, daß sein großvatter schon vor langen jahren hier burger gewesen. Sein vatter sei zwar zu Muttentz erboren, habe sich aber auf die studia gelegt und sei nicht allein in dem gymnasio custos, sondern auch . . . provisor in der mindern statt und darauff schuldiener zu Mülhausen worden, allwo er auch in anno 1640 todtes verfahren. Nun seye er in anno 1619 hier erboren und getaufft, ihme auch und den seinigen bey 30 jahren hiesiges burgrecht niemahlen disputirt worden, maßen er in die zunfft . . . angenommen, zumahlen vor etlich jahren zu einem sechser erwehlet und auch vergangener tagen sich in dem großen rhat als ein anderer sechser eingefunden habe; bette dahero, unser gnädig herren wolten ihne und die seinigen nicht anderst als für einen original- und solchen burger halten, die jetz und inns künfftige zu allen ehren und ämpteren . . . gelangen können". Daraufhin beschließt der Rat: „Weilen dieser Fritsche von so langen jahren hero für einen burger gehalten, in deßen possessione gewesen und darauff auff einer ehren zunfft befürdert worden, hiemit solches recht praescribirt, als soll er sambt den seinigen für einen burger gehalten und ihnen gleich tractirt werden." Fritsche hatte sich im Jahre 1640 auf der Schneidernzunft mit 25 ℔ eingekauft und war 1666 zu einem Sechser oder Vorgesetzten gewählt worden.

Am 12. Oktober konnte dann auch das von den Deputierten wegen dieser ganzen Angelegenheit verlangte Gutachten behandelt werden. Darin wird ausgeführt und mit einzelnen bereits bekannten Beispielen bewiesen, daß sowohl vor als auch nach der Reformation fremde Universitätsangehörige das Bürgerrecht erst besaßen, wenn sie es vom Rate erlangt hatten, daß also das akademische Bürgerrecht das städtische nicht in sich schließe. „Nachdeme jedoch", heißt es weiter, „seit ohngefahr virtzig oder fünffzig jahren man auf diese sachen nicht erforderlichermaßen vigilirt, underdessen eines und des anderen der universität zugethanen kinder auf den zünfften für zunfftbrüeder angenommen und theils zu ämbteren befördert, dieselbe hiemit durch die praescription für burger gehalten, möchte vielleicht gegen solchen keine difficultät gemacht werden, sondern sie auff ihr gebührendes ansuchen ins burgerrecht wohl eingeschlossen werden." Dagegen sollen in Zukunft Dozenten und Studenten zur Erlangung des Bürgerrechts die gleichen gesetzlichen Bestimmungen zu erfüllen haben, wie andere Leute auch, „es hette dann bey irgent einer profession, praedicatur oder in dem gymnasio . . . einer vor anderen sich also kundtlich verdient gemacht, daß ewer gnaden ihne mit dem burgerrechten zu verehren oder an dem burgerrechtgelt etwas nachzulassen verursacht wurden". Ausnahmen mit Lehrern an den niederen Schulen und mit Studenten sollen aber auch in Bezug auf die Gebühren nicht gemacht werden.

Diesen Vorschlägen pflichtete der Rat bei und gebot, „es sollen die ehren zünft nachforschen, ob sie dergleichen zunftbrüeder haben, damit selbige in zeiten sich anmelden und des burgerrechten halber nicht versumet werden".

Auf diese angeordnete Enquete hin wurden folgende Bürgerrechtsbegehren eingereicht und bewilligt:

1670 Oktober 22. „Herr Magister Fridericus Seilerus, gymnasiarcha, welcher nun viel jahr an demselben ortt gedienet, zuvorn auch in dem predigambt, hiemit zusamen be-

reits über viertzig jahr, hatt für sich und seine zwey kinder, so ein sohn und eine dochter, umbs burgerrecht angehalten: Ist ihme willfahr erzeigt, allermassen und gestalten den herrn Burtorffischen auch hiebevor willfahrt worden".

Friedrich Seiler, geboren 1603, wurde 1666 Rektor am Gymnasium und starb 1676 als Pfarrer in Waldenburg. Seiner Ehe mit Rosina Stöcklin entsprossen eine Tochter Margaretha und ein Sohn Friedrich, der sich im Jahre 1672 als V. D. M. in Klein-Basel mit Elisabeth Socin verheiratet hat.

1670 Oktober 22. „Niclaus Strübin in namen herrn Joseph Strübin, seines vatters, welcher nun über etlich 30 jahr alhie gewohnet, sonsten aber ab der landschafft ist, gleichwoln von einem prediger- und alten geschlecht der Strübin erzeügt worden, hatt underthänig gebetten, weil ohne das in sein burgerrecht niemalen zweiffel gesetzt, dahero er gereits anno 1646 sechser worden, meine gnädigen herren wolten ihne und seine kindere ins burgerrecht einschliessen unnd sie für geborne bürger erkhennen: Ist ihme gebettener massen willfahr erzeigt".

Joseph Strübin 1608—1674, verheiratet mit Judith Brombach, war Kannengießer und wurde im Jahre 1646 Sechser auf der Zunft zu Hausgenossen. Seiner Ehe entsprossen 10 Kinder, von denen Niclaus, verheiratet 1672 mit Salome Beck, der älteste Sohn war. Josephs Vater, Heinrich Strübin 1559—1625, war Pfarrer in Bubendorf gewesen und hatte von 4 Frauen 11 Kinder erhalten, darunter einen Sohn Crispianus 1587—1638, der ihm als Pfarrer in Bubendorf nachfolgte.

1670 November 9. „Herr Heinrich Strübin, pfarrer zu Bubendorff für sich und in namen herr Johann Strübins, predigers zu Nürnberg, wie auch in namen ihrer dreyen schwestern hatt meinen gnädigen herren zu erkhennen gegeben, welchermassen sein vatter und grossvatter bekantermassen in dem predigambt bey der pfaar Bubendorff lange zeit ge-

dienet, dahero an der kindern burgerrecht niemalen zweiffel gewesen". Da das jetzt aber doch geschehe, so bitte er, ihn und seine Geschwister für Originalbürger und damit aller Ehren und Aemter fähig zu erklären. Seine Bitte wurde gewährt. Diese Strübin waren Kinder des oben genannten Crispianus.

1670 November 12. „Johannes Salate der schuchmacher, Ambrosi Salate der schneider, Niklaus Marbach der glaser, weiland herrn Johann Salate, gewesenen pfarrers zu Gelterkinden, hinderlassene söhn und dochtermann für sich und in namen übriger sein herrn Johann Salate selig kindern haben underthänig gebetten, mein gnädigen herren wollten sie . . ., gleich andern auch bewilligt, für geborne bürger achten: Ist ihnen willfahr erzeigt. Was die brüeder, so in der frömbde sind, für absonderliche rahtserkantnussen erhalten, dabey hat es auch sein verbleibens".

Johannes Salate hatte 1657 auf der Schuhmachern-, sein Bruder Ambrosius 1665 auf der Schneidernzunft Aufnahme gefunden. In der Schuhmachernzunft waren die Salate seit den 1630er Jahren sehr zahlreich vertreten.

1670 November 19. „Johannes Pfaff, der schulmeister in minderen Basel, von Liechstal gebürtig, so von jugendt auff allhier in der statt erzogen, den studiis obgelegen und endtlich sich mit einer burgerin (Elisabeth Zenoin) verheürathet, underdeßen jederweilen der academi beygethan gewesen und gegen 15ten jahren in underschiedtlichen schuldiensten gedienet, ersuchet unser gnädige herren, sie wolten ihme und den seinigen solche obrigkeitliche große gnad thun und sie samptlichen ins burgerrecht . . . annemmen: Aus sonderbahren großen gnaden ist dießer Pfaff sambt Weib und Kinder in das allhiesige burgerrecht auffgenommen und solches ihnen verehrt worden, doch daß dieße gnädige concession in gantz kein consequentz gezogen werden . . . solle".

Ein Verwandter dieses Johannes Pfaff mag Jacob Pfaff, „praeceptor in hiesigem gymnasio" gewesen sein, „so

von Mülhausen wegen excolirung der music hieher vocirt worden", und dessen Frau Chrischona Henric Petri und 6 Kindern im Jahre 1693 das Bürgerrecht geschenkt worden ist.

1671 Januar 4. „Herr Johannes, Hanns Martin und herr Jacob Rapp, gebrüedere, Hanns Georg Hooffmann als ehemann Magdalenae Rapp für sich und in namen ihrer schwester Elisabeth Rappin, weiland herrn Johann Rappen, gewesten predigers im Toggenburg und nachgehends pfarrers zu Lausen und schulmeisters zu Liechstal erzeügte kinder, haben underthänig gebetten, mein gnädig herren wolten sie in ansehung ihres vatters selig von meinen gnädigen herren gehabter vocation, obgleich derselbe sonsten von Bendhen gebürtig gewesen, auch in ansehung dessen viel jahr geleister getrewer diensten in das burgerrecht aufnemmen und, gleich andern auch widerfahren, für . . . geborne burger erkhennen: Ist ihnen willfahr erzeigt". Johannes Rapp von Biel-Benken wurde im Jahre 1624 an der Universität immatrikuliert.

1671 Januar 14. „Herr magister Hanns Jacob Grün", Lehrer der 4. Klasse im Gymnasium, „dessen vatter anfangs alhie für einen truckhergesellen, nachwerts für einen soldaten gedienet, hatt gebetten, weil er nun in 15 jahr meinen gnädigen herren in der kirchen und gymnasio gedienet", sie möchten ihn und sein Söhnlein als Bürger annehmen. „Ist ihme willfahr erzeigt, zum burgerrechten aufgenommen, hiemit seine kinder für originarios erkant."

1673 Feberuar 8. Niclaus Meffart und seine Mutter, die Witwe des Gymnasiallehrers Josua Meffart, bitten in Anbetracht der geleisteten treuen Dienste des Verstorbenen für sich selbst und noch drei weitere Kinder um das Bürgerrecht. Der Rat nimmt jedoch nur Niclaus Meffart an, „gegen den übrigen wollen meine gnädigen herren offene hand haben, je nachdeme sie sich werden verhalten".

1684 Juli 16. „Herr doctor Jacob Henric Petri bittet

. . ., sintemahlen er vernemmen müße, daß seit etlich wochen ihme, seiner hausfrawen und kindern das hiesige burgerrecht disputirlich wolle gemacht werden, daß derentwegen unser gnädig herren in ansechung seiner voreltern meritorum und weilen gleiche gnadt in anno 1670 (und folgenden) underschiedtlichen persohnen geschechen, auch ihme für seine lieben seinigen eine gleichmäßige declaration mitgetheilt werden möchte". Dabei anerbot er sich, nötigenfalls die Bürgerrechtsgebühr für seine Frau, Elisabetha de Thiene von welsch Neuenburg, zu bezahlen. Hierauf beschloß der Rat: „Herrn Doctor Petri ist gleiche genadt, als andern in anno 1670 . . . geschechen, mitgetheilt, seine kinder sollen pro originariis und gebornen burgerskinder aestimirt . . . werden, sein . . . hausfraw aber soll ihr burgerrecht mit 50 fl. abstatten."

Im Jahre 1691 kam es in Basel zu ernsten Unruhen. Man war mit dem alten Regiment nicht mehr zufrieden, auch wegen der Bürgeraufnahmen nicht, bei denen der Rat sich gleichgültig und leichtfertig gezeigt habe. Daher wurde verlangt, daß künftighin Bürgeraufnahmen nur noch vom Großen Rat aus zu geschehen hätten, damit das hiesige Bürgerrecht in der Wertschätzung bleibe, wie an andern eidgenössischen Orten auch; denn die Bürgerschaft habe sich „wegen newlicher annemmung eines burgers, da doch so wenig der herren rhäten gesessen, höchstens beschwäret." Der Aufruhr konnte zwar niedergeschlagen werden und endigte mit der Bestrafung der Rädelsführer und Mitschuldigen. In Bürgerrechtssachen aber hatte er die überaus wichtige Folge, daß dem Kleinen Rate das bisher alleinige Recht, Bürger aufzunehmen, entwunden und dem Großen Rate übertragen wurde. In dieser Behörde war aber das gemeine Handwerk stark vertreten und konnte in den Verhandlungen seiner Ansicht viel mehr Geltung verschaffen als vor dem Kleinen Rat. Das zeigte sich bald. Denn von nun an wurden die Bürgeraufnahmen unter dem Vorwande, die

Altansässigen vor fremdem Zuzug zu schützen, durch stetige Steigerung der Bedingungen zum Nachteil der Stadt fast verunmöglicht, zeitweise sogar ganz eingestellt.

Aus der Zeit nach den 1691er Wirren gehören hier aber doch noch einige Aufnahmen erwähnt.

Johann Ludwig Bauhin J. U. L. war einer der letzten Nachkommen des Arztes Johannes Bauhinus aus Amiens, von dem gesagt wurde, er sei 1542 Bürger von Basel geworden. Das ist aber unrichtig; denn Johannes wurde 1542 nur Mitglied des Aerztekollegiums und stand mit seiner Familie unter dem Schutze der Universität. Als nun im Jahre 1691 Johann Ludwig Bauhin als Beisitzer an das Stadtgericht gewählt wurde, stellte es sich, wie Aug. Burckhardt berichtet,[4]) heraus, daß er gar nicht Bürger war, und seine Wahl mußte ungültig erklärt werden. Man schenkte dann ihm und seinen Geschwistern um der Verdienste ihrer Vorfahren willen das Bürgerrecht.

1692 Juli 5. „Johann Heber der feilenhawer, welchem den 10. octobris des verwichenen jahrs . . . seine gelegenheit anderwerts zu suchen obrigkeitlich anbefohlen worden, hatt . . . gebetten, ihne und die seinige für burgere noch weiters . . . zu erkhennen", worauf der Beschluß lautet: „Ist sambt den seinigen aus sonderbaren gnaden für burgere erkhant, doch anderst nit, als mit meiner gnädigen herren offener hand, sofern er sich wohl und ohnklagbar verhalten und dieser gnaad künfftigs nit selbsten ohnwürdig machen wirt; er solle aber vor allen dingen sich im thurm einstellen, seinen fehler erkhennen und . . . schrifftlich abbitten."

Dieser Johann Heber, verheiratet mit Sara a Wengen, Vater von vier Kindern, war der Sohn eines Johann Heber aus Münchenstein, der, wie der Petent berichtet, in Basel akademischer Bürger geworden und 1647 als Lehrer am Gymnasium mit Hinterlassung zahlreicher Kinder gestorben sei. Er, als das jüngste von ihnen, sei erst nach dem Tode des Vaters zur Welt gekommen. Ein Bruder zu ihm war Ru-

dolf Heber, ebenfalls civis Academicus und Lehrer in Sissach, Vater eines Daniel, Siegrist zu Barfüßern, einer Elisabeth, verheiratet mit Jakob Butsch, eines Skribenten Johann Jakob und eines Schuhmachers Johannes Heber. Nun hatten sich Johannes Heber, der Feilenhauer, und sein Vetter Johann Jakob am Aufruhr des Jahres 1691 beteiligt gehabt und waren als Fremde aus der Stadt gewiesen worden, „weilen dergleichen rottierer und meutmacher wir in der stadt gar nicht vonnöthen haben". Hierauf reichten beide Begnadigungsgesuche ein, in denen sie vor allem ihr Bürgerrecht zu beweisen hatten. Dabei stützten sie sich auf die Aufnahmen von Universitätsverwandten in den 70er Jahren und verlangten gleiches Recht, wie anderen widerfahren sei. Daß man den Namen ihres Vaters in der Universitätsmatrikel nicht verzeichnet fand, war für sie mißlich; doch wand sich Johannes dadurch aus der Verlegenheit, daß er behauptete, die Matrikel sei zu Zeiten seines Vaters wegen des großen Sterbens liederlich geführt, das akademische Bürgerrecht jenem jedoch nie abgesprochen worden. Zugleich suchte er darzutun, daß sein eigenes Vergehen nicht allzu groß gewesen sei, da er doch auf Befehl des Bürgermeisters Emanuel Socin unter Gefahr „einer gewaltsamen stegenstürtzung" im Hause des Ludwig Iselin zum Hasen „für und nicht wider den hochoberkeitlichen standt die von der nachmittäglichen weinfeüchte erhützte gemüther damahls abzukühlen sein bestes und äußerstes gethan habe". Nachdem er dann noch darauf hingewiesen hatte, daß sein Bürgerrechtsbegehren im Jahre 1670 nur deshalb unterblieben sei, weil er sich damals auf der Wanderschaft befunden habe, nun aber über 20 Jahre auf der Schmiedenzunft diene, nachdem ferner seine Frau, vor allem aber die Schlosser, Büchsen-, Uhren- und Windenmacher für ihn um Begnadigung gebeten hatten, erhielt er sie schließlich, sein Vetter jedoch nicht; denn der hatte unwahre Aussagen gemacht. Noch lange nachher aber — der letzte Fall datiert aus dem Jahre 1735 — entstanden

den Geschwistern des Johann Jakob und späteren Nachkommen des Lehrers Rudolf Heber in Sissach wegen ihres Bürgerrechts Schwierigkeiten. Das zeigten, um das hier gleich anzuschließen, folgende zwei Fälle:

1696 Sept. 8. „Johann Heber der schuhmacher bittet . . ., ihne, als einen von seinem vatter und großvattern, beyden ludi magistris zu Sißach und auf dem Barfüßerplatz geweßten civibus academicis hersprießenden sohn, für einen burger, als auch wegen seines vatters bruder Johann Heber dem feylenhawer jüngst geschehen, zu erkennen und seine fraw, Magdalenam Schmitt von Bern, . . . in das hießige burgerrecht . . . anzunemmen". Seinem Begehren wurde aber nicht entsprochen, sondern er mußte mit seiner Frau auch sich selbst einkaufen und war nach gleichzeitig erlassener Verordnung als Neubürger ämterunfähig. Im Gegensatz hiezu erhielt im Jahre 1735 sein Neffe Joseph Heber, der Buchdrucker, das Bürgerrecht bestätigt.

1693 April 27. „Der richthaußknecht hatt in nammen herrn magistri Ulrich Heyden S. M. C. und dißmahligen veldtpredigers der reformirten compagnien bei dem Stouppischen regiment eydtgnossen eine supplication von ihme herrn mag. Heyden zusambt einem von etlich reformirten herren eydtgnossischen hauptleüthen . . . eingelangten recommendationsschreiben ablesen lassen und umb desselben auffnemmung in das alhiesige burgerrecht gebetten etc. Wegen seines wohlverhaltens und guthen testimonii ist ihme . . . das burgerrecht aus sonderbaren gnaden hiemit verehrt".

Heyd hatte in Basel Theologie studiert und zunächst als Lehrer „ehnet Rheins" eine Anstellung gefunden. Wegen Beteiligung an den Unruhen war er zugleich mit den beiden Heber ausgewiesen worden. Seine Aufnahme hat er wohl hauptsächlich der Empfehlung der Offiziere im Regiment zu verdanken gehabt.

1695 April 5. „Herr Vincentius Paravicinus aus Veltlin, conrector in hiesigem gymnasio, . . . ist zum burger

angenommen und ist ihme das burgerrechtgelt hiemit . . . verehrt". Wie er in einer Bittschrift sagt, stand er schon seit 28 Jahren teils als Student, teils als Lehrer unter dem Schutz der Universität und bewarb sich um das Stadtbürgerrecht erst, als er sich mit Frau Margreth Respinger, Witwe des Leonhard Barthenschlag, Diakon zu St. Leonhard, verlobt hatte, damit diese durch ihre Verheiratung nicht ihr Basler Bürgerrecht verliere.

1695 Okt. 24. „Heinrich Plaz ein beckhenknecht . . . mit beystand seiner mutter Magdalenae Lacherin" trägt vor, daß sein verstorbener Vater Leonhard Plaz in Basel Theologie studiert habe und als Lehrer im Waisenhaus im Jahre 1670 gestorben sei, also gerade zu der Zeit, wo die Aufnahmen von Universitätsangehörigen stattfanden. Daher wird auch er unentgeltlich ins Bürgerrecht angenommen.

1740 Dez. 19. In diesem Jahre erhielt Magister Johann Georg Weinbach von Säckingen, der Musiker und spätere Organist und Vorsänger zu St. Alban und St. Jakob unentgeltlich das Bürgerrecht für seine Tochter Ursula, die mit dem Lehrer Johannes Hug verheiratet war, und obschon sie kein Vermögen besaß, wurde ihrem Gatten entgegen der gesetzlichen Verordnung die Zulassung zu Diensten und Aemtern aufrecht erhalten. Drei Jahre darauf erhielt er das Bürgerrecht für seine drei übrigen aus der Ehe mit Ottilia Weiß hervorgegangenen Töchter Adriana Franziska, Susanna und Elisabeth ebenfalls geschenkt. Diese Generosität des Rates ist auffallend, erklärt sich aber aus den persönlichen Verhältnissen des Georg Weinbach. Er war früher 13 Jahre lang Benediktinermönch im Kloster St. Trudpert auf dem Schwarzwald gewesen und daraus Glaubens halber zweimal entflohen. Das erste Mal wurde er wieder eingefangen, „und da ist es mir ergangen", so berichtet er an den Rat, „wie dem apostel Paulo, indem sie mich mehr als 3 mahl mit ruthen gestrichen, mit eisen und band gefeßlet, in harte gefangenschafft geworffen, mit wasser und brodt, so

für die jagdhund gebachen worden, gespeiset, welches tractament dan 2 jahr und 10 wochen gedauert hat". Seit 1710 befand er sich als Proselyt in Basel und seit 1711 unter dem Schutz der Universität.

1747 Okt. 2. Johann Jacob Thommelin (Dömmelin) von Frauenfeld, seit vielen Jahren akademischer Bürger und Schulmeister im Waisenhaus, der zwei Baslerinnen zu Frauen gehabt hatte, erhält unentgeltlich das Bürgerrecht für seine drei Töchter Euphrosina, Susanna und Anna Barbara. Dagegen mußte 1759 Rudolf Dömmelin, der Schreib- und Rechenmeister und civis Academicus, sich selbst, seine Frau Susanna Huber und zwei Söhne Rudolf und Johannes um die Gebühr von 100 neuen französischen Talern einkaufen. Beide Söhne waren ebenfalls akademische Bürger, und die Regenz stellte dem älteren von ihnen das Zeugnis aus, er sei „ein sehr vortrefflicher musicus, der insonderheit in dem clavier wenige seines gleichen habe".

Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts verging fast kein Jahr, in dem sich nicht der Große Rat mit Bürgerrechtssachen zu beschäftigen hatte, weil der eine Teil der Bürgerschaft, jedenfalls der größere, jeden fremden Zuzug fernhalten wollte, während der andere, einsichtigere, in der allmählichen Verödung der Stadt eine große Gefahr für das Gemeinwesen erblickte und sich bemühte, einer Katastrophe vorzubeugen. Bei den daraus entstandenen Kämpfen blieb auch die Universität mit Vorwürfen nicht verschont. In einem Bericht des Ladenamts an den Großen Rat lesen wir, die Zeiten seien bös und die allgemeine Lage in Europa bedenklich, so daß man billigermaßen eine Vermehrung des Staates in Erwägung ziehen sollte. Was aber die Universität betreffe, so dürfe ihr wohl bedeutet werden, „künftigs mit annehmung ihrer civium academicorum behutsamer zu verfahren und nicht so leichterdingen einen hergeloffenen sprachmeister, fecht- oder tantzmeister oder anderen musicanten, so nur weib oder

kinder ins land setzen, bey ihnen anzunehmen". Endlich einigte man sich im Jahre 1762 auf eine neue Verordnung für Bürgeraufnahmen, von der man hoffte, sie werde der altansässigen Bürgerschaft aufhelfen, und durch die auch hervorragenden Gelehrten und Künstlern, selbst wenn sie nicht begütert wären, die Tore geöffnet wurden. Daraufhin meldeten sich

1762 Aug. 16 Friedrich Samuel Schmidt aus Bern, ein noch junger Mann, der sich aber bereits schon in der gelehrten Welt einen Namen gemacht hatte. Eben war er von einer Studienreise aus Frankreich in seine Heimat zurückgekehrt, als er von dem Großratsbeschluß in Basel hörte. Die Liebe zu den Wissenschaften und das Verlangen, mit hervorragenden Männern persönlichen Umgang zu pflegen, machten ihm unser Bürgerrecht wünschenswert. Daher fragte er von Bern aus an, ob man es ihm erteilen werde, wenn er sich in Basel niederlasse, „um seine kräfte der beförderung der wissenschaften und dem dienste der studierenden jugend zu widmen", und bat zugleich im Falle der Bejahung um Aufnahme. Die Kommission, welche sein Gesuch zu begutachten hatte, empfahl ihn zur Aufnahme, war aber geteilter Ansicht in bezug auf die Einkaufsgebühr, indem die einen der Herren meinten, man solle sie ihm schenken, „da er durch seine ausnehmende gelehrsamkeit wie durch seinen bereits in so jungen jahren erworbenen ruhm eine begünstigung wohl verdiene", die anderen glaubten, eine Schenkung könne nachteilige Folgen haben. Der Beschluß des Großen Rats in dieser Angelegenheit lautet: „Haben meine gnädigen herren . . . Fridrich Samuel Schmidt von Bern einhellig mit dem hiesigen burgerrechte beehret und zwar zu bezeugung ihrer achtung gegen desselben gelehrsamkeit und verdienste unentgeltlich."

Durch diese Aufnahme fühlten sich aber die Berner verletzt und beschwerten sich, indem sie den Baslern den Wortlaut des alten Bundesbriefes von 1501 in Erinnerung riefen, wonach kein Stand befugt sei, einem andern die Seinigen in

Schutz, Schirm, Burger- oder Landrecht anzunehmen, „es haben dan selbige bevorderst auf ihr altes burger- und land-recht renunciert", und der Erwartung Ausdruck verliehen, daß sich die Basler künftighin nach dem Bundesbrief richten werden.

Friedrich Samuel Schmidt ist aber nicht lange in Basel ansässig gewesen. Im Jahre 1778 kaufte er als „churfürstlich pfälzischer geheimder rath und verschiedener fürsten resident zu Frankfurt am Mayn" seine Frau Sophia Sybilla von Rossan geb. von Syverts, mit der er schon seit mehreren Jahren verheiratet war, samt drei mit ihr erzeügten Söhnen „Carl Ludewig Friderich, Friederich Franz Wilhelm Ludewig und Carl Stanislaus gegen der ordnungsmäßigen gebühr eines gelehrten" in das Basler Bürgerrecht ein.

1763 Nov. 21. „Herr Jeremias Schlegel, der musicalische instrumentenmacher von Mels aus der Sarganser vogtey, bittet für sich, seine ehefrau Barbara Heß von hier und seine zwey in erster ehe erzeügte kindere Abraham und Rudolf Schlegel um gnädige aufnahm in das allhiesige burgerrecht: Ist dieser . . ., seine ehefrau und kindere gegen der gebür eines künstlers . . . angenommen".

Schlegels Vater und Großvater waren Instrumentenmacher gewesen und hatten, vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten, zuerst in Zürich, seit 1708 aber in Basel gelebt. Er selbst war akademischer Bürger und hatte sich 1759 schon einmal ums Bürgerrecht beworben; doch hatte damals der Rat „den verfertiger und künstler meistens der blasenden instrumenten" kurzer Hand abgewiesen. Jetzt erst, wo ihm der Zutritt seit der 1762er Verordnung erleichtert war, konnte er sich mit 100 Talern einkaufen.

1764 „Christof Rachel, ein musicus und hiesiger civis academicus . . ., und seine drey kindere Anna Elisabeth, Christian und Peter sind gegen der gebür eines künstlers ins burgerrecht angenommen".

Christoph Rachel stammte vom Urgroßvater her aus einer

Söldnerfamilie, von Offizieren in schwedischen und kaiserlichen Diensten. Auch sein Vater war Söldner gewesen, aber 1723 nach Basel gekommen und Musiklehrer geworden.

1764 „Sr. Charles Placardi, ein italiänischer proselyt und sprachmeister, bittet für sich, seine ehefrau und kindere um gnädige aufnahm in das allhiesige burgerrecht und allenfahl seinen 3 kinderen diese gnade angedeyen zu laßen und in ansehung der gebühr ihne mit gnädigen augen anzusehen" usw., worauf der Rat beschließt: „Sind ... die drey kindere Johann Jacob, Sibilla und Agnes Placardi ... angenommen; deren vatter aber solle anstatt der gebür ... für unvermögende burgerssöhne einige jahr lang wochentlich einige lectionen in der französischen und italiänischen sprach gratis hallten, die einrichtung aber darüber zu machen einer löbl. schulcommission überlaßen seyn."

Er selbst wurde nicht aufgenommen, sondern unter dem bisherigen Schutz belassen, weil er sich über seine Herkunft nicht genügend ausweisen konnte. Seine Frau war Susanna Weinbach, Tochter des bereits angeführten Proselyten Hans Georg Weinbach. Der Sohn Johann Jacob ließ sich 1770 an der Universität immatrikulieren.

1782 „Herr Christof Friederich Jaillet ... ist mit einschluß seiner ehefrauen und beyder kinder gegen der erlegten gebühr von 150 neuen louisd'or zum burger angenommen". Sein Vater Jean Georges Jaillet, Lehrer der französischen Sprache und akademischer Bürger, stammte von Refugianten aus Frankreich ab, war in Genf erzogen worden und hatte sich 1736 mit der Baslerin Elisabeth Samson verheiratet. Drei Jahre nachher hatte er sich ums Bürgerrecht beworben, war abgewiesen und derart abgeschreckt worden, daß er sich trotz der milderen 1762er Verordnung nicht mehr getraute, neuerdings anzuklopfen. Schlegels, Rachels, Placardis und Jaillets Familien haben jedenfalls die Herren am Ladenamt im Auge gehabt, als sie, wie oben angeführt, von hergelaufenen Sprachmeistern und Musikanten schrieben.

Mit Jaillet endet vor der Revolution die Reihe der Aufnahmen fremder Universitätsangehöriger und deren Nachkommen ins Bürgerrecht. Sie ist gegenüber derjenigen der Handel und Gewerbe treibenden Neubürger verschwindend klein. Um so größer ist aber der innere Wert bei einzelnen dieser Bürgerrechtserteilungen gewesen, und daraus erklären sich auch zum Teil wenigstens die vielen Fälle von Schenkungen der Bürgerrechtsgebühr, denen wir hier begegnen. Studenten wurde die Einkaufstaxe nie erlassen. Sie mitgerechnet ergeben sich 65 Aufnahmen einzelner Personen oder ganzer Familien, von denen 34, also über die Hälfte, schenkungsweise erfolgt sind, während doch unter den sonstigen Bürgeraufnahmen die Gratiserteilungen kaum ein Prozent aller Fälle ausmachen. Eine Bevorzugung der Angehörigen der Universität vor anderen Personen durch den Rat bei Einbürgerungen vor der Revolution ist also nicht zu verkennen.

Anmerkungen.

1. Für die vorliegende Arbeit wurden hauptsächlich benützt:

An gedruckten Quellen:

P. Ochs, Geschichte der Stadt Basel.
R. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel.
W. Vischer, Geschichte der Universität Basel.
R. Thommen, Geschichte der Universität Basel.
M. Lutz, Geschichte der Universität Basel.
Urkundenbuch der Stadt Basel.
Basler Jahrbuch.

An ungedruckten Quellen:

Die Ratsbücher.
Die Bürgerrechts- und Universitätsakten.

---

2. Zunft zu Hausgenossen, Handbuch Nr. 3, pag. 4.

3. C. Roth, Basler Zeitschrift, Bd. XVI., Seite 398.

4. Aug. Burckhardt, Basler Jahrbuch 1915, Seite 98.

Die Belegstelle habe ich leider bis jetzt nicht finden können; doch ist an der Richtigkeit dieser Angabe nicht zu zweifeln.

Zum hundertsten Geburtstag Jakob Burckhardt's.

(Erinnerungen eines alten Schülers.)

Von Arnold von Salis.

Am 25. Mai 1818 ist Jakob Burckhardt geboren. Auf seinen hundertsten Geburtstag sollte eine umfassende Biographie erscheinen, mit allseitiger Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen und des weitreichenden persönlichen Einflusses des seltenen Mannes, auf welche viele mit Spannung warten. Inzwischen haben die unberechenbaren Wirren der Kriegszeit alle menschlichen Pläne so unsicher gemacht und in Frage gestellt, daß möglicherweise auch jenes angekündigte Werk bis zum 25. Mai 1918 nicht in der beabsichtigten Gestalt wird können vorgelegt werden.

Und doch möchte die Generation derer, welche Jakob Burckhardt noch persönlich gekannt und hochgeschätzt haben, an jenem Tage die charakteristische Erscheinung des verehrten Mannes sich vergegenwärtigen, wenn auch nur in einzelnen Zügen. Das mag es rechtfertigen, wenn einer, der bis zu Burckhardts Tod in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit ihm gestanden hatte, aus treuem Gedächtnis und alten Notizen in dankbarer Pietät hier ein kleines Erinnerungsbild zu zeichnen versucht. Es wird freilich nichts wesentlich Neues bieten, sondern nur ergänzen, was schon durch Publikation von Briefwechseln und Reminiszenzen anderer bekannt geworden ist. Aber es wird immerhin ergänzen, bestätigen, wohl auch Einzelnes korrigieren können. Einer großzügigen Biographie, wie sie uns in Aussicht gestellt ist, wird damit nichts vorweggenommen; denn es handelt sich in diesen Zeilen um den Verkehr Burckhardts mit einem Ein-

zelnen, für welchen in jener doch kaum eine Berücksichtigung möglich wäre.

Meine persönlichen Erinnerungen an Jakob Burckhardt reichen zurück bis ins Jahr 1864. Damals trat ich in die zweite Klasse des Basler Pädagogiums oder Ober-Gymnasiums, welches im obern Teil des Universitätsgebäudes am Rheinsprung untergebracht war. Wir wurden da, besonders in der zweiten und dritten Klasse, unterrichtet von Universitätslehrern, unter welchen Wilh. Wackernagel und Jakob Burckhardt als markanteste Charaktergestalten hervorragten. Der Unterricht an einer Gymnasialklasse war ihnen nicht weniger wichtig als ihre Tätigkeit an der Hochschule. Sie waren stets vollkommen vorbereitet für die Stunde, gaben immer ihr Bestes, mit hohem Ernst, behandelten uns nicht als unreife Jungen, sondern fast als Studenten, denen sie Interesse an der Sache zutrauten. Damit pflanzten sie denn auch solches und hoben uns unwillkürlich empor. Gerade die beiden Genannten waren jederzeit gerecht und unparteiisch, streng gegen alle „Buberei", doch nicht kleinlich pedantisch. Die Furcht vor ihnen war darum Ehrfurcht. Hörte Burckhardt z. B., daß während des Unterrichtes ein Schüler über die verkehrte Antwort eines anderen sich halblaut eine derbe Bemerkung erlaubte, so konnte er etwa sagen: „Aber N. N., welche Wohlredenheit!" Das saß und genügte, um weiterhin Aehnliches zu verhindern. Oder als einst der Primus der Klasse von einem anderen Lehrer war auf die hintere Bank verbannt worden, „bis er besser höre", weil derselbe den Anstifter eines Unfuges in der Pause und vor der Türe nicht nennen konnte, erkundigte sich Burckhardt in seiner nächsten Unterrichtsstunde nach dem Vorgang und gebot kurz: „N. N., kommen Sie hervor an Ihren alten Platz! In meinen Stunden sind Sie Primus!" — Aber von parteiischer Bevorzugung des Primus, welche Spitteler in seinen Erinnerungen an Jak. Burckhardt ihm vorwirft, werden andere kaum etwas bemerkt haben. Ebensowenig von

seiner unbilligen Ueberschätzung eines „guten Schulsacks". Er hielt allerdings sehr auf gründliche Kenntnis der alten Sprachen, aber nicht aus Pedanterie, sondern weil er darin eine Vorbedingung wahrer humanistischer Geistesbildung erkannte. Bloße Vielwisserei hat er nie überschätzt. Und die Ueberlastung der Schüler auf gewissen deutschen Gymnasien hat er stets bedauert und mißbilligt. Gesundheit und Geistesfrische erschienen ihm als unveräußerliche Grundlage aller dauernden Leistungsfähigkeit. Auch kann ich die Behauptung nicht gelten lassen, er habe mit seinem Unterricht nur auf gutes Bestehen des jährlichen Examens durch die Schüler hingearbeitet und habe auf dieses alles Gewicht gelegt. Das Gegenteil ist mir erinnerlich geblieben. Wenn einer das Examen uns nicht zu einem „hochnotpeinlichen Halsgericht" machte, so war es Burckhardt, der allzu gut wußte, wie viel Zufälligkeiten dabei mitspielen können, und der darum beim Examinieren nie einschüchterte, sondern nach dem Grundsatz verfuhr: „Man muß zu erfahren suchen, was einer weiß und nicht was er nicht weiß!" Versagte der Examinand auf einem Gebiet, so ritt er ihn nicht unbarmherzig tot auf demselben, sondern ging auf ein anderes Gebiet über und entlockte ihm hier irgend eine brauchbare Antwort.

Vollends unbegreiflich ist mir die geringschätzige Aeußerung über Burckhardts kurze Diktate, welche uns statt eines gedruckten geschichtlichen Leitfadens dienen sollten und überdies vorgeschrieben waren. Seine Darstellung beschränkte sich keineswegs auf eine Wiederholung des darin Niedergelegten, sondern war eine reiche und lebensvolle Erzählung in prächtigem freiem Vortrag, ein wahrer Hochgenuß. Wenn er die kompliziertesten Genealogien eines fürstlichen Hauses, ohne sich irgend eines Hilfsmittels zu bedienen, auf die Wandtafel schrieb, imponierte uns sein phänomenales Gedächtnis. Seine Darstellung der geschichtlichen Vorgänge und Personen war überaus plastisch und reich an Poesie.

Einzelne besonders charakteristische Züge und Worte aus Quellenschriften belebten das Ganze und blieben einem unvergeßlich. Sein Vortrag war voll innerer Bewegung, bis zu spürbarer Ergriffenheit und Feierlichkeit. Er dozierte uns die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, und schon als Schüler pflegten manche von uns auch seine öffentlichen Vorträge in der Aula des Museums vor gemischter Zuhörerschaft mit Eifer zu besuchen.

Seine ganze Erscheinung, Redeweise, Haltung und Gebärde, alles an ihm wurde einem lieb. In früheren Jahren soll er auf seine äußere Erscheinung einigermaßen Wert gelegt, das Haar länger getragen und bei öffentlichen Vorträgen sich etwas „drapiert" haben durch malerisch umgeworfenen Mantel. Ich sehe ihn nie anders vor mir, als mit ganz kurz geschnittenem Haar, einen charakteristischen Graukopf, mit kräftig gebogener Nase, grauem Schnurrbart, den Hals frei und bloß, in weitem umgelegtem Hemdkragen, mit ausgiebigem schwarzem Halstuch, dessen beide Endzipfel er gerne während der Rede zurechtstieß. Er war im Profil leicht kenntlich zu zeichnen, und wir machten uns ein Vergnügen daraus, ihn so in unsere Hefte zu skizzieren. Er trug schwarzen Filzhut, kurze Jacke, weite, bequeme Beinkleider. Den Ueberzieher warf er gewöhnlich nur über die Schultern und hielt dessen untere Enden mit der einen Hand zusammen. Brauchte er für kunsthistorische Vorträge an der Hochschule Bilder zum „Anschauungsunterricht", so mußte er sich solche selber beschaffen. Bevor es die neueren schönen Reproduktionen von Kunstdenkmälern und Bildern gab, mußte er sich behelfen mit eigenen Zeichnungen, alten Stichen und Drucken, die er sammelte und in einer Mappe, gelegentlich von größtem Format, selber unter dem Arme durch die Gassen nach dem Hörsaal trug. Alt-Rektor F. Burckhardt hat ihn in seinen späteren Jahren auf einem solchen Gange in einem köstlichen kleinen photographischen Bilde festgehalten.

In Schul- oder Hörsaal eintretend, rollte er seinen Ueberzieher zusammen, legte ihn auf den Sitz des Katheders, stellte sich diesem zur Seite, lehnte sich etwa leicht an ihn, hielt gern das zusammengeballte weiße Taschentuch in der einen Hand, wischte sich damit gelegentlich den Schnurrbart aus den Mundwinkeln, räusperte sich die Stimme klar, und dann sprach er, stehend und völlig frei, auch wohl einige Schritte gehend, im Ton zwangloser Erzählung und Unterhaltung, nie laut oder mit rednerischem Pathos. Er stieß etwa mit der Zunge leise an, konnte kein scharfes S sagen, hatte gelegentlich etwas wie ein leichtes Stottern oder Stocken, bis er nach solchem Anlauf das gewollte Wort hervorbrachte und dann durchaus fließend fortfuhr. Unwillkürlich ahmte man das nach, wenn man einander eines seiner Dikta erzählte. Aber nicht übelwollend, sondern harmlos. Das war eben „unser Köbi", wie das zärtliche Diminutiv von Jakob ihn bezeichnete.

Im Frühjahr 1866 bezog ich die Universität als stud. theol. Damals war Basel noch nicht dem „Theologischen Konkordat" unter mehreren deutschsprachigen Kantonen der Schweiz beigetreten, und bestand für uns noch nicht die Einrichtung einer ersten, propädeutischen, und einer zweiten, theologischen, Prüfung. Wir Theologen pflegten daher nicht nur theologische Vorlesungen zu hören auf ein Examen hin, sondern bis ans Ende unserer Studienzeit auch andere Kollegia zu besuchen, insbesondere bei den Professoren Steffensen, Wackernagel und Jak. Burckhardt. Was das eigentliche Fachstudium dabei etwa einbüßen mochte, kam wohl der allgemeinen geistigen Ausbildung zugute. In jedem meiner Basler Semester hörte ich selbstverständlich auch bei Jak. Burckhardt: Die Kultur des Mittelalters, Geschichte der neueren Zeit seit Ende des 15. Jahrhunderts, Geschichte des Revolutionszeitalters, Aesthetik der Architektur, Uebersicht der Malerei und noch unmittelbar vor meiner theologischen Prüfung „Ueber das Studium der Geschichte".

Das letztgenannte Kolleg, 1905 von Jak. Oeri herausgegeben unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen", las damals (1870/71) Burckhardt zum ersten Male, einstündig und publice. Und da ihm die Zeit knapp ausreichte, behandelte er das Kapitel über „Die historische Größe" in drei öffentlichen Vorträgen in der Aula des Museums. Dort war ein Nachschreiben nicht tunlich, und da mich's besonders fesselte, und ich mein Heft möglichst vollständig haben wollte, schrieb ich zu Hause unmittelbar nach dem Vortrag das Gehörte aus dem Gedächtnis nieder. Als Burckhardt das vernahm, sagte er mir: „So? Das haben Sie getan? Nun sollen Sie aber auch mein Heft haben!" und er vertraute mir dieses an in liebenswürdigster Weise. Ich konnte mich daher aufs Zuverlässigste davon überzeugen, wie er seine Kollegien auszuarbeiten pflegte.

In einer Mappe, auf losen, nur einseitig beschriebenen Folioblättern war in schöner deutscher Reinschrift das ganze sorgfältig, sozusagen druckfertig niedergeschrieben. Eine Einlage auf Oktavblättchen enthielt ein fürs Memorieren bestimmtes, vielfach unterstrichenes, andeutendes Excerpt. Seine Vorlesungen hielt er stets abends von 4 bis 5 Uhr. Den Vormittag verwendete er großenteils zum Memorieren. Nach dem Nachtessen arbeitete er grundsätzlich selten.

Sein „freier Vortrag" war demnach keineswegs ein so müheloses Erzählen aus dem Stegreif, wie es erscheinen konnte und wohl auch sollte, sondern eine mit größter Gewissenhaftigkeit erworbene und gepflegte Kunst. Er betrachtete eben nicht das Bücherschreiben als die Hauptsache und wesentliche Aufgabe des akademischen Lehrers, sondern den Vortrag, und glaubte seinen Hörern schuldig zu sein, ihnen sein Bestes zu bieten. Ich kann mir denken, daß, die ihn gehört, ihn noch weniger vergessen werden, als die nur seine Bücher gelesen haben.

Was einem Jak. Burckhardt zu der eindrucksvollen einzigartigen Persönlichkeit machte, war die starke, vielseitige

geistige Anregung, welche von ihm ausging, ob er in der Schule oder im Kolleg dozierte, in der Aula vor gemischtem Publikum Vortrag hielt, oder in persönlichem Umgang mit einem verkehrte.

Schon sein *Geschichtsunterricht* war nicht bloß eine Darstellung der urkundenmäßig-politischen Vorgänge, sondern hob alles menschlich Interessante und Bedeutende hervor mit lebensvoller Plastik und künstlerischer Gestaltung: einzelne Charaktere, dramatisch-bewegte Szenen, komische und tragische Situationen und Vorgänge, bezeichnende Zitate aus originalen Quellenschriften und Memoiren. Alles gewann fesselndes Leben. Auf jugendliche, idealgerichtete Gemüter wirkte sein deutlich-spürbarer Widerwille gegen alles Unlauter-Gewalttätige, gegen „die Macht, welche immerdar böse ist", seine Vorliebe für alle sittliche Größe und Hoheit, antiken Heroismus und Lebenshingabe, wie christliche Güte und Selbstlosigkeit. Napoleon I. war ihm darum eine „unheimliche Größe", ebenso ein Cromwell, der nach harter Bluttat im Parlament ein Gesangbuch aus der Tasche zog und anstimmte: „Herr Gott, wir loben dich." Während er dagegen mit sichtlicher Ergriffenheit reden konnte von einem französischen Edelmann, der vor seiner Guillotinierung in einem Abschiedsbrief an seine junge Gattin ihr den Wunsch ans Herz legte, sie möchte in einer zweiten Ehe wieder ein volles Glück finden. Burckhardt liebte es, mit irgend einer derartigen eindrucksvollen Wendung die einzelne Vorlesung genau mit dem Stundenschlag abzuschließen und den Hörsal zu verlassen.

Seine populären öffentlichen Vorträge in der Aula oder im Bernoullianum behandelten Themata der verschiedensten Art, geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, ästhetischen Charakters. Wer überhaupt für Geistesbildung Sinn und Empfänglichkeit hatte, drängte sich herzu. Es war ein Ereignis für Basel, wenn Jak. Burckhardt sich hören ließ. Schon inhaltlich war sein Repertoire außerordentlich viel-

seitig, unerschöpflich. Ein Blick in ein Verzeichnis seiner Vorträge wird einen Begriff davon geben. Seine Freude an allem Schönen quoll dahin als ein mächtiger Strom, riß alle mit, in einer Diktion, welche jeden seiner Vorträge selbst wieder zu einem Kunstwerk machte.

Wenn die Universität, welche damals noch selten über hundert Immatrikulierte zählte, mehr und mehr in den weitesten Schichten der Bevölkerung als ein Gut angesehen wurde, das man sich, trotz den für eine einzelne Stadt damit verbundenen großen Opfern, nicht dürfe nehmen lassen, — etwa durch Einrichtung einer zentralen „Eidgenössischen Hochschule", — so war die Ueberzeugung großenteils eine Folge der allgemeinen Hochschätzung dessen, was Professor Jak. Burckhardt eben darbot.

Sein persönlicher Umgang vollends wird allen, welche desselben gewürdigt wurden, und ihre Zahl war nicht klein, unvergeßlich bleiben; die Anspruchslosigkeit seines Junggesellenheims, und der geistige Reichtum, welchem man da begegnete in einer Unterhaltung, aus der man stets Anregung zum Nachdenken mitnahm.

Als Schüler besuchte ich ihn noch auf seinem Zimmer im jetzigen „Bernerhof" oder „Parkhotel", Ecke Elisabethenstraße und Wallstraße-Anlage, in dem damals um ein Stockwerk niedrigeren Gasthof „zum Falken", während meiner akademischen Studienjahre im zweiten Stock des Bäckerhauses Albanvorstadt 64. Sein geräumiges Studierzimmer, das man über steiler und dunkler Treppe erreichte, hatte, der Eingangstüre gegenüber, zwei vorhanglose Fenster, mit bescheidener Fernsicht über ein niedriges Dach jenseits der Straße hinweg und an einem hohen Schornsteinrohr vorbei nach dem fernen badischen Blauen und der vorgelagerten Hügelreihe des Markgrafenlandes. Zwischen den beiden Fenstern stand eine Kommode und darüber ein Bücherschaft, welcher enthielt, was er gerade zur Hand haben wollte. Neben dem Fenster rechts, an der Seitenwand, sein Schreib-

tisch, darauf in der Regel ein mit leichten Zigarren gefüllter Becher. Ueber dem Schreibtisch hingen zwei Kupferstiche, Stadtbilder Roms. Auf dem Strohsessel vor dem Schreibtisch lag ein grüner Flanellappen als „Hosenschoner“. Zwischen Schreibtisch und Türwand ein Lehnstuhl. An der Türwand über einem Klavier ein ovales kleines Oelbild, Früchtestück, und eine Photographie von Burckhardts Vater, Antistes Jak. Burckhardt. In der Ecke zur zweiten Seitenwand ein weißer Kachelofen. Neben dem Fenster links ein kleines Sopha oder, richtiger gesagt, eine Kiste mit Sitz-, Rücken- und Kopfkissen. Davor ein kleiner tannener braunlackierter rechteckiger Tisch.

Das war die ganze Ausstattung des Raumes, welchen der Mann bewohnte, der so feines Verständnis besaß auch für die Schönheit stilvoller Räumlichkeiten!

Ein hinteres Zimmer enthielt seine Bibliothek, ein anderes, als Schlafgemach, seine tannene, grüngestrichene Schlafstatt; eine nicht mehr benützte Küche diente ihm als Flaschenkeller für seinen Vorrat eines ehrlichen Rotweines „Château-Neuf du Pape“. — „Wenn man anfängt, in Wein und Zigarren verschleckt zu werden, so hört es nimmer auf!“ pflegte er zu sagen, zur Begründung seiner bescheidenen Bedürfnisse. Fernerstehende könnten aus den zahlreichen Stellen in gedruckten Briefen an Bekannte, in denen er einen „guten Tropfen“ rühmt, ganz falsche Schlüsse ziehen. Wer ihn kannte, weiß, daß er durchaus mäßig war; doch wußte er mit seinem geliebten Hebel „e fraidig Stündli“ zu schätzen.

Erst in seinen späteren Jahren, als gewisse Altersbeschwerden sich ankündigten, verstand er sich dazu, auf Drängen seiner Geschwister etwas bequemer zu wohnen und sich einzurichten in Nr. 6 am Aeschengraben.

Zu kurzem Besuch empfing er einen am liebsten nach Mittag, etwa um halb zwei Uhr. Das auf ein Tischchen vor seiner Zimmertür gestellte leere Kaffeegeschirr war das Merk-

mal, daß er zu sprechen sei. Er pflegte nach Tisch auf jenem „Sopha“ in der Fensterecke ein Viertelstündchen zu schlummern und dann zu seiner Erquickung etwas zu lesen, etwa Jahns Mozart, Mörikes Gedichte, Memoiren usw. Er empfing einen mit natürlichster Freundlichkeit, meist in seiner leichten Zwilchbluse; wenn die Temperatur es irgendwie erlaubte, bei offenem Fenster. Kam man ihm ungelegen, so sagte er es offen. Hieß er einen willkommen, so war man es tatsächlich und fühlte sich bei ihm wohl. Beim Abschied geleitete er jüngere Leute bis zur Zimmertür, ältere und „ehrwürdigere“ bis zur Treppe oder gar bis zur Haustüre. Zu wichtigeren Besprechungen wurde man von ihm etwa auf den späteren Abend bestellt; da er nach dem Nachtessen in der Regel nicht mehr arbeitete, sondern sich gern frei hielt, zum Besuch des Theaters, oder einer Wein- oder Bierstube und nachher wohl noch zu einem Stündchen an seinem Klavier.

Bei solchen zwanglosen Zusammenkünften mit ihm sprühten dann seine geistvollen Bemerkungen, über Tagesereignisse wie über Fragen allgemeiner Natur, über Vorgänge und Personen, welche der Vergangenheit angehörten, über Kunst und Künstler, über ältere Schriften und neuere literarische Erscheinungen; ein buntes Feuerwerk.

Oft Eingebungen momentaner Stimmung und Erregung, aus denen man nicht immer Schlüsse ziehen durfte auf sein definitives Urteil über eine Sache, denn er konnte sich zu anderer Zeit sehr wohl in ganz abweichendem Sinne äußern. Lebhafte und impulsive Naturen bestehen ja nicht aus lauter Konsequenz. Auch bediente er sich im Gespräch des Dialektes und darum gelegentlich anschaulicher, aber derber Ausdrücke, welche er nicht gebraucht hätte, wenn er hätte denken müssen, daß sie weitergetragen würden. Darum wird man bei wirklicher Pietät gegen ihn vorsichtig und zurückhaltend sein müssen in Reproduktion seiner Aeußerungen, so sehr, daß man zuweilen sich sogar wird besinnen müssen,

so seine Aufforderung: „Sagen Sie das nur jedermann, der es wissen will!" nicht ungefähr bedeutete: „Sagen Sie's ja niemandem!" Denn er war stets bemüht, nirgends anzustoßen, und darum so vorsichtig, daß wir Studenten etwa seine „Erasmische Aengstlichkeit" bedauerten.

Seine Scheu vor Kritik ließ ihn nur wenig Eigenes veröffentlichen. Und wenn er in vertraulichen Gesprächen oder Briefen sich rückhaltlos äußerte, so zählte er eben darauf, daß es im Verborgenen bleibe; wie er selber zu zerstören pflegte, was etwa von fremdem Nachlaß in seinem Besitze sich vorfand. Er konnte mit Ingrimm und Hohn sich auslassen über Literaten, welche allen unbedeutenden Quark, jedes intime Zettelchen eines berühmten Mannes edieren und kommentieren, mit geringer Mühe ganze Bände zusammenschmieren zu einer Dissertation oder sogenannten „wissenschaftlichen Arbeit", während ihnen zu einer respektabeln eigenen Leistung das Zeug fehle.

Danach läßt sich denken, daß er auch diejenigen, welchen er gewogen war, vor wehtuender Kritik zu schützen sich bemühte und daß er, was sie ihm etwa von eigenen literarischen Arbeiten vorlegten, streng und unnachsichtlich beurteilte. Er konnte zwar auch Einzelnes loben und etwa sagen: „Das ist gut und wird Ihnen eigen bleiben!" Wo er dagegen meinte, auch nur eine entfernte Reminiszenz zu finden an etwas schon Dagewesenes, Fremdes, bemerkte er kurz: „Das muß weg! Es darf etwas ewig schön sein, nur nicht zweimal schön!"

Wohl brachte er den dramatischen Versuchen, die mich damals beschäftigten, allezeit ein freundliches Interesse entgegen; waren sie doch zum guten Teil unter dem frischen Eindruck seiner kraftvollen Geschichtsdarstellung entstanden. Auch ließ er es sich nicht verdrießen, die Sachen nach Form und Inhalt bis ins Einzelne mit mir durchzusprechen. Doch dringend mahnte er, nichts drucken zu lassen, was nicht allen Anforderungen an ein Kunstwerk genüge. Dilettantismus möge überall berechtigt sein, nur nicht in der Kunst. „Hören

Sie nicht auf die, welche Sie lieb haben! Ich muß Ihnen gegenüber das kälteste Publikum vertreten!"

Für die meist negative Kritik Burckhardts, welche von Einzelnen als tyrannische Vergewaltigung empfunden und gedeutet wurde, gibt es m. E. eine viel harmlosere Erklärung. Er selber war eben im Grunde eine produktive Künstlernatur, gestaltete daher einen künstlerischen Vorwurf, der ihm aus der Arbeit eines andern entgegentrat, unwillkürlich sofort in seiner Phantasie zu einer selbständigen eigenen Schöpfung und mutete dem Beurteilten nun zu, seine Arbeit darnach abzuändern, in lauterster Wohlmeinenheit. Der Kritisierte aber konnte das ihm Vorgeschlagene sich nicht wohl aneignen, weil es ihm als etwas Neues und Fremdes erschien, nicht mehr als sein Eigenes. Er verzichtete dann lieber auf die ihm empfohlene Verbesserung seines Projektes, um nicht sich selber aufzugeben. So wirkte Burckhardt etwa durch seine zweifellos immer geistvolle Kritik in der Tat wider Willen nicht befruchtend, sondern lähmend auf unselbständigere, verärgernd oder kränkend auf selbständigere produktive Naturen. Er selber mochte das wohl einsehen, doch nicht bedauern, noch unterlassen. Nicht aus Herrschsucht und Rechthaberei, sondern weil er auch wußte und gelegentlich selber sagte, daß wirkliche Kraft sich durchsetze, selbst aller Kritik entgegen. Geschah solches, der seinigen zum Trotz, so war es ihm auch recht; kleinliche Empfindlichkeit lag ihm dann fern.

Von der Fülle der geistigen Anregung, welche man im persönlichen Umgang mit Jak. Burckhardt empfing, lassen sich nur einzelne, andeutende und unvollständige Beispiele nennen.

„Sie bleiben scheint's noch immer am Drama hangen, wie mir Ihre vorliegende Arbeit zeigt und Ihr häufiger Schauspielbesuch in Berlin?" bemerkte er, als ich im Frühling 1869 ihm das Manuskript eines Trauerspiels „Eudoxia" zur Durchsicht übergab. „Ich will Ihnen nicht da-

wider sein. Aber Sie werden später selbst einsehen lernen, wie wenig man damit erreicht, und wie selbst die Besten eigentlich unbeachtet und ohne Einfluß bleiben. Wie muß z. B. Paul Heyse, der zu den geistreichsten Menschen gehört, alles, alles Mögliche anwenden, um sich auf der Bühne zu halten!" — Ungefähr ein Jahr später wiederholte er: „Das historische Drama ist jetzt deshalb so schwer zu halten, weil schwer zu produzieren. Es muß unabhängig sein von Kulturgeschichte und Politik; der Dramatiker müßte, wie Shakespeare, die historischen Ereignisse auf die Leidenschaft zurückführen dürfen, statt auf die Politik. Jetzt hat man aber nicht mehr jene göttliche Naivetät; da kommt jeder Schulbube und korrigiert den Dramatiker: so und so sei es in Wahrheit gewesen; er wisse es besser. Schiller verstand, eine glückliche Mitte zu halten. Sein Wallenstein ist ein wahres Wunder. Und der Plan zum „Warbeck", vollends aber der zum „Demetrius"! Der letztere wäre der Gipfel von allem Dramatischen geworden. Es ist ein Unglück, daß Schiller so früh gestorben; er hätte ein eigentliches deutsches Drama geschaffen. Ihm macht's keiner nach. Aber wie hat er gearbeitet und studiert! Ich habe ordentlich Ehrfurcht vor ihm und Goethe bekommen aus ihrem Briefwechsel; wie die beiden sich oben zu erhalten und gegenseitig zu fördern suchten." — Als Dramatiker stellte Burckhardt Schiller entschieden über Goethe, stritt diesem das Heroische ab. „Goethes Helden sind nie Heroen, sondern durch Beschaffung aller möglichen Bildungselemente werden sie alle intellektuelle Größen, werden alle — Goethe. Wie ist doch Faust eine schwache Gestalt! Und erst noch unpsychologisch, daß ein Gretchen einen Mann, der so, wie Faust, mit allen Dämonen gekämpft, also aus dem Geleise heben sollte! — Die „Campagne in Frankreich" ist viel wichtiger und höher, als Goethes Dramen und Romane." — Unter den deutschen Dramatikern stellte Burckhardt obenan Schiller, dann Grillparzer, dann erst Goethe.

Bei Anlaß unserer Gespräche über das Drama machte mich Burckhardt besonders aufmerksam auf Calderon, der uns wenig bekannt war. Ich warf mich mit Eifer auf dessen Studium, excerpierte ihn sogar zum Teil, wie auch Shakespeare, um mich genauer zu unterrichten über ihr Kompositions- und Dispositionsverfahren. Das gab uns öfters Stoff zur Unterhaltung, und Burckhardt zu manchen kostbaren Bemerkungen:

„Shakespeare zu excerpieren nützt nicht viel. Man kann da zwar lernen für die Behandlung der Charaktere, auch für die Anlage und die Verwicklung der Handlung; aber nicht so für das eigentlich Theatralische. Er ist zu frei im Wechsel der Szene. Calderon wahrt dagegen mehr eine gewisse Einheit des Ortes." Meine Frage, ob die große Aehnlichkeit beider in Erfindung der Situationen, in der Diktion des Dialoges u. dgl. nicht darauf hindeute, daß einer den andern gekannt habe, verneinte Burckhardt entschieden. Das alles erkläre sich aus der Aehnlichkeit des spanischen und des englischen Publikums, für welche die beiden schrieben; das höhere, gebildete Publikum befriedigten sie mit den feinen, schönen Szenen, den Pöbel mit den komischen Intermezzi, welche uns nun allerdings oft kritisch-bedenklich erscheinen, weil zuweilen beinahe trivial, unmittelbar auf glänzende und ergreifende Szenen folgend. Aber ob die naive Zeit, der sie gefielen, oder unsere, der sie bedenklich vorkommen, Recht habe, sei eine andere Frage. „Tatsache ist, daß wir in eine andere Anschauung und Stimmungs-Athmosphäre hineingeboren werden." „Shakespeare ist viel feiner und tiefer in der Charakterdarstellung; bei Calderon, besonders in seiner „Andacht zum Kreuz", sind die Charaktere oberflächlicher und gleichmäßiger, gleich vehement. Ueberhaupt tragen die Calderonschen Stücke mehr eine gewisse Grundstimmung und Grundfärbung an sich, der dann alle Gestalten eingefügt und untergeordnet werden. Bei der „Andacht zum Kreuz" ist die Grundstimmung die einer Be-

leuchtung von scharf-rothem Gewölk einerseits und wieder von dunkelschwarzen Wolkenhaufen. Dagegen macht mir „Der standhafte Prinz" immer den Eindruck einer prächtigen untergehenden Sonne. Bei Calderon ist mehr Totalstimmung; bei Shakespeare mehr Einzelzeichnung." Den standhaften Prinzen hielt Burckhardt für die glänzendste Schöpfung Calderons: „Es ist, als wenn er da sein Bestes und Heiligstes konzentriert hätte. Der Charakter des Helden verklärt sich immer mehr vor den Augen des Zuschauers, und aus seinem Sarge strömt zuletzt ein allbewältigender Duft aus." — Ein besonderes Lob wurde auch der Kerkerszene im „Wundertätigen Magus": „Sie ist nicht lang, ohne große Reden und viele Worte; aber die Situation selber ist so gewaltig, wie deren unsere neueren Dramatiker keine mehr hinstellen. Dieses Kaliber wird nicht mehr gegossen. Schiller streifte bisweilen an Aehnliches an."

Als einst die Rede war von Calderons Freiheit von Lascivitäten, im Unterschied von Shakespeare, bemerkte Burckhardt: „Das liegt in der Natur des Spaniers, eine gewisse Noblesse. Und das ist wohl zum Teil von der Inquisition herzuleiten, welche diesem Volk einen ernsten Charakter aufprägte, demgemäß es sich immer, trotz allen herben Schlägen, als die erste Nation fühlte. Denn die Dinge sind nicht zu taxieren nach dem, was sie wirklich sind, sondern wofür man sie hält. Calderon selber war Familiaris der Inquisition und ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie Menschen von höchstem Genie in eine falsche Richtung durchaus können mit ganzer Ueberzeugung hineingekeilt sein. Ich zweifle nicht daran, daß Don Pedro Calderon della Barca, wenn er unter uns lebte, manch harten Strauß mit uns hätte und uns oft sehr unlieb wäre. Die noble Reinheit der Spanier fällt ganz besonders auf beim Vergleich mit den Italienern, wo das Unglaublichste geleistet wird in Zoten und Rebellionen gegen Staat, Religion und Sitte."

Aus der Fülle von Burckhardts gelegentlichen Be-

merkungen über Dichter und Dichtungen ist mir besonders eindrücklich geblieben, mit welcher Wärme er von Ed. Mörike sprach. Es war an einem köstlichen Abend auf seinem Zimmer, nachdem ich auf seine Einladung mit ihm gespeist hatte, am 1. Dezember 1870, als er, zum Teil wohl unter dem Eindruck des Krieges und veranlaßt durch meine Tübinger Erinnerungen, Mörike zitierte. Er wunderte sich darüber, daß derselbe bei uns nicht besser bekannt sei, obgleich er entschieden einer der bedeutendsten, wenn nicht geradezu der erste Dichter der Neuzeit sei. Dann las er einige seiner schönsten und bezeichnendsten Dichtungen vor, u. a. „Das Märlein vom sichern Mann", und flocht seine Bemerkungen ein: „So etwas wird nun in Deutschland unmöglich werden. Man kann nicht ein kulturell bedeutendes Volk sein wollen und zugleich politisch bedeutend. Deutschland hat jetzt die Politik zu seinem Prinzip gemacht, es wird's nun tragen müssen. O wie werden den gelehrten Herren, die jetzt diesem Preußentum zujubeln, wie werden ihnen einst die Augen aufgehen, wenn sie sehen müssen, welche Geistesverödung Deutschlands vom Jahr 1870 an datiert! An den Universitäten wird ein Gejage werden, schnell fertig zu werden, dann ein Jahr Dienstzeit abzutun, und weiter — nichts mehr. Die Athmosphäre verschwindet durchaus, in welcher allein noch solche Geistesprodukte entstehen können, solche Gemüter gedeihen, wie Mörike, urschwäbisch! Aber man schraubt den armen Schwaben ihr Herz aus dem Leibe durch den Beitritt zum Nordbund. Wo wird noch die köstliche Muße bleiben, welche notwendig ist, um etwas hervorzubringen, wie diesen „sichern Mann", der doch so vielen Freude machen muß? — Es ist der schönste, lieblichste Unsinn. Jeden Augenblick hat der Verfasser aber die Fähigkeit, in großartigen Ernst überzugehen; so z. B. beim Schildern der Heldenschatten in der Unterwelt. — Und jene Lieder: „Abschied", — „Wo bleibt der vierte Reisende?", — oder: „Ach, nur einmal noch im Leben"; — oder Worte wie die: „Drum, das ist der wahr-

haftige Kukuk!“ usw. Dergleichen ist der besten Zeit eines Goethe würdig. Sehen Sie, das ist Kunst, die aus dem kleinsten Motiv, aus Nichts etwas Herrliches macht. O, wie müht sich dagegen ein Gottschall ab mit allem Pathos und bringt nichts derartiges zustande. — Aber, daß der Mörike nicht bekannter ist! Freilich, ich sollte mich eigentlich nicht darüber wundern, er ist zu gut, zu tüchtig, um bekannt zu werden. Gewöhnliche Philister können ihn nicht genießen; um etwas von ihm zu haben“, — und dabei wurden Burckhardt die Augen feucht, — „muß man schon vieles erfahren und gelitten haben. Der Aesthetiker Vischer wollte einst Mörike zur Politik hinüberziehen; als wenn er dazu nicht tausendmal zu gut wäre!“

An dieser Stelle mag auch erwähnt sein, was ihm, der Gluck, Haydn, Beethoven, Mozart liebte, Rich. Wagner ungenießbar machte. „Da“, sagte er, indem er auf Jahns „Mozart“ deutete, den er eben durchblätterte, „es ist doch recht, daß wir von Mozart selbst einen Ausdruck haben, wonach er bezeugt: Die Melodie ist das Wesen der Musik; wonach er einen, der Melodien erfindet, vergleicht mit einem edlen Rassepferd, die elenden Kontrapunktisten dagegen mit elenden Mietsgäulen. Und Wagner ist nicht einmal ein Kontrapunktist. Denn diese wollen Melodien; doch ohne Rücksicht auf ihre Schönheit bauen sie dieselben auf theoretischen Gesetzen auf. Wagner aber arbeitet willkürlich aus seinem eigenen verwirrten Gehirn heraus. Und was ihn charakterisiert, ist, daß er über die, welche er am meisten benützt, nachher schimpft und loszieht, z. B. über Weber. So ein Mensch ist er; gar kein Genie; die schöpferische Kraft geht ihm vollkommen ab; was er macht, ist überall zusammengerafft. Mit neuer Instrumentation, eingelegten Akkorden, harmonischen Verbindungen und dergl. blendet er, macht einem was Farbiges vor, fährt einem plötzlich mit einem Licht an den Augen vorbei, und dann — wird's wieder Nacht. Das ist aber keine Kunst; das sind Kniffe.“

Einer ähnlichen Auffassung von „Kunst“ entsprang auch Burckhardts Urteil über Kaulbach: „Er ist ein Mensch von großartigem Schönheitssinn und hoher Begabung; aber er malt nicht aus innerem Drang, sondern nur, weil er darauf rechnet, daß es gefallen müsse. So ist er eigentlich bloß Illustrator. Das ist nicht Kunst, hat keinen Anspruch auf ewiges Bestehen; der Gegenstand des öffentlichen Wohlgefallens ist den Veränderungen des Zeitgeistes unterworfen; was dagegen aus innerem Drange hervorgegangen, ist ewig.“

Darum stand ihm A. Böcklin so hoch. Trotz der Spannung, welche damals zwischen den beiden war, so daß er nur selten und mit Zurückhaltung von jenem sprach, hörte ich von Burckhardt nur anerkennende kurze Aeußerungen, wie: „Alles, was lebhaft und lebenswarm ist, mahnt einen an Rubens“, oder: „Die Kraft ist es, die sich Bahn schafft, und der Artikel ist heutzutage selten.“

Als ich aber einst bei Goethe („Für junge Dichter“) als Kriterium für wirkliche Poesie den Ausspruch fand: „Daß alles innerlich Erlebtes sein müsse, und daß dieses Erlebte einen müsse gefördert haben“, gab mir Burckhardt zu, die letztere Forderung sei unbillig, weil man in der Regel erst viel später, oft erst am Ende des Lebens, und vielleicht dann noch nicht, beurteilen könne, was einen wirklich gefördert habe.

„Sie bleiben also bei der Theologie?“ — fragte er mich, als ich ihn, nach meinem sechsten Semester von Berlin heimkehrend, im März 1869 besuchte. „Ich hätte gedacht, Sie würden's machen wie ich seinerzeit und würden sonst was ergreifen.“ Und als ich ihm sagte, ich würde mich vielleicht, nach Absolvierung des Kandidatenexamens, speziell der Kirchengeschichte zuwenden, war er sehr damit einverstanden: „Ja, werfen Sie sich darauf! Das ist ein sehr schönes Feld, wo noch viel zu bearbeiten ist. Denn alle, — Hase nehme ich aus, seine Kirchengeschichte, sowie seinen

heiligen Franz und seine Katharina von Siena, — alle sind pedantische Gelehrte und ungenießbar in ihrem Stil. Sie häufen Zitate und Schutt zusammen und haben nichts Elegantes in ihrer Darstellung. Darin könnten ihnen die Franzosen Muster sein. Schon Hagenbach hat das verbessert, doch freilich ist seine Kirchengeschichte sehr populär gehalten, was nicht zu sein brauchte. Aber man hätte doch von ihm lernen sollen, wie eine Kirchengeschichte will behandelt sein. Oft kann man ja nur Sachliches, Trockenes geben, z. B. in der Missionsgeschichte; aber man soll es so elegant als möglich geben, das ist man dem Publikum schuldig. Vor allem ist freilich nötig, daß man in der Dogmengeschichte recht beschlagen sei. Doch kann eine Kirchengeschichte richtig geschrieben werden nur vom Standpunkt der Welt aus; sonst sieht man die Kirche nicht als ein Objektives vor sich und kann ihre Geschichte auch nicht richtig objektiv beurteilen und darstellen. Eine Kirchengeschichte soll so gegeben werden, daß man aus ihr nicht ersieht, ob ihr Autor eine Praedestinatio simplex oder duplex glaubt. So wäre z. B. sehr interessant, die Zeit des Augustinus zu behandeln, mit Zuziehung aller und jeder Profangeschichte jener Zeitläufte, und zu zeigen, wie viel an der Sache eigentlich ist. Zum Teil sagt es Augustin selbst in seinen Konfessionen. O, da wäre noch vieles zu leisten; „Kirchengeschichte eines Weltkindes!" Aber man müßte etwas schreiben bloß in einem Bande, elegant, und allen Schutt nur in Zitaten unten anfügen."

Auf meine Bedenken, ob mein Gedächtnis mich speziell zum Geschichtsstudium befähige, erwiderte er tröstend: „Was Sie vergessen, ist gewiß nur der Schutt; die geistigen Phasen der Geschichte behalten sie sicherlich. Das ist die Hauptsache; das andere läßt sich machen. Da schreiben Sie sich in ein Büchlein, vielleicht alphabetisch geordnet, was Sie wissen wollen, und darüber: „Das ist mein Schutt". Denn es gibt immer nur gewisse Dinge, die man in dieser Weise stets zu wissen wünscht; die muß man sich so einlernen.

Jedenfalls halten Sie sich recht ans Latein und Griechisch; machen Sie also ihren „Kandidat", und lernen Sie bis dahin Ihr „Katal" oder „Mizrajim", und dann gehörig ans Latein und Griechisch! Und vielleicht machen Sie nachher noch den Dr. phil."

Was er über den „Schutt" und die „geistigen Phasen" gesagt, bezog Burckhardt nicht bloß auf die Behandlung der Kirchengeschichte, sondern der Geschichte überhaupt. Er wiederholte derartige Aeußerungen gern und oft. Ungefähr ein Jahr nach der eben erwähnten sprach er einmal, als ich bei ihm eintrat: „Wissen Sie, welchen alten Heiden ich jetzt zum erstenmal ganz durchlese, mit genauen Excerpten? — Herodot! Da gibt's viel Amüsantes; da gibt's vieles, was für jene Zeiten durchaus charakteristisch ist, und vieles, was der menschlichen Natur überhaupt eignete und ewig eignet. Ich habe jetzt genug Facta gesammelt, habe jetzt lange genug an diesem Schubkarren gezogen. Jetzt suche ich nach g e i s t i g e n Fakten, die mich etwas nützen. Die Geschichtsforscher, welche nur äußere Tatsachen sammeln, sind gleich Leuten, welche einen Berg abgraben wollen. Sie fangen an, graben ein tiefes Loch hinein, das aber im Vergleich zum Berg nichts ist. Inzwischen kommt der Tod; und was lassen sie uns? — Den Schutt, der vor dem Loche liegt, das sie gegraben."

Und als wir wieder auf A u g u s t i n zu sprechen kamen, dessen Confessionen ich las, sagte er: „Ja, da haben Sie den Augustin und seine ganze Zeit. Erinnern Sie sich der Stelle vom Birnbaum zu Tagaste (— dessen Plünderung sich Augustin als schwere Sünde anrechnete, und worin er einen Beweis sah für die angeborene Freude am Bösen —)? Damit schließt das Altertum ab. Diese pedantische Verdammung des kindlichen Mutwillens ist der Abschluß des Altertums. Was ist denn der Mutwille anderes bei talentvollen Kindern, als das Sichregen der Lust, etwas zu schaffen, selber etwas zu vollbringen? Das ist der Charakter des

Altertums, daß jeder etwas schaffen, etwas bedeuten, etwas sein will. Das ganze Altertum ist beinahe ein solcher jugendlicher Mutwille, ein solches Drängen nach eigener Leistung. Wenn man das verdammt, dann geht's die schiefe Halde hinab. Es ist schade, daß uns aus jener verkommenen Zeit nicht noch mehr Werke erhalten sind, die uns ermöglichten, sie noch besser kennen zu lernen. Aber jene Menschen waren nichts mehr nütze; es war Zeit, daß der Teufel sie holte. Ich frage Sie, was kann für Einen, der Augustins Weltanschauung hat, die Welt überhaupt noch für eine Bedeutung haben? Er kann nichts mehr wünschen, als daß sie so bald als möglich aufhöre. Dieser Gipfel des Humors findet sich denn auch bei Luther, der von Haus aus eine so tatkräftige Natur war, recht zum Wirken in der Welt geschaffen. Wenn man ihm prophezeite, in dreißig Jahren werde es so und so aussehen, da konnte er unwillig herausfahren: „Ach was! Solange steht die Welt nicht mehr!" — Sie steht aber noch und hat noch nicht Lust, unterzugehen. Was aber Augustin betrifft, so war er oft niederträchtig. Man braucht nur seine Schrift „De civitate Dei" lesen zu müssen; wie er da die Vandalen und Gothen eigentlich jubelnd herbeiwünscht. Ein so schlechter Bürger darf man aber in keinem Falle sein. Aber so war er. Ich will Ihnen etwas sagen, was ich auf dem Katheder nicht sagen möchte: Menschen, die man nicht ändern kann, muß man sich begnügen zu studieren. Wir Historiker können überhaupt nur konstatieren. Darum bin ich nicht Theologe geworden, weil die nicht nur konstatieren dürfen." Meinen Einwurf, Augustins Pedanterie sei philosophische Konsequenzmacherei, wollte Burckhardt nicht annehmen: Augustin sei nicht Philosoph; dazu sei er viel zu wenig frei. Er sage nur, was Paulus im Römerbrief, und übertreibe es noch. Die Erwartung der nahen Parusie habe eben auf vieles in falscher Weise eingewirkt . . . . „Es gibt eigentlich nichts, was bleibt. Auf jeder Altersstufe denken wir anders; je nach den Umständen, Gesundheitszustand usw.

genießen wir anders. Nichts bleibt." Und als ich entgegnete: Eines bleibe doch wohl immer, die unwillkürliche Ehrfurcht vor der wirklichen Selbstverleugnung, wollte er auch das nicht unwidersprochen lassen: „Selbstverleugnung ist nur dann ehrwürdig, wenn sie zum Nutzen anderer gereicht. Ist sie aber bloß ein Sichzurückziehen vom Wirken in der Welt und vom Leben in einer Welt, welche durch Pestilenz, Krieg u. dgl. verderbt und einem verleidet ist, so daß sie eigentlich keinen Genuß mehr bietet, so ist sie, wie das Mönchstum, durchaus nicht ehrwürdig; im Gegenteil!" Ein andermal konnte er beifügen: „Mit dem Sichzurückziehen ist überdies nichts getan. Es ist sogar unmöglich; denn die Wogen des öffentlichen Lebens schwellen bis an die Existenz des Einzelnen heran und beeinflussen dieselbe, teils unmittelbar, indem seine eigene persönliche Stellung angefochten wird; teils mittelbar, indem diejenigen, die wir lieben, in den Strudel der allgemeinen Bewegung hineingezogen werden."

So konnte Burckhardt selber sich gelegentlich sehr pessimistisch äußern, und dann doch wieder Abneigung empfinden gegen konsequent pessimistische Naturen. Und ähnliche Widersprüche, je nach seiner momentanen Gesamtstimmung, traten zutage auch in seiner Kritik und in seinen Ratschlägen, so daß, wer gern auf ihn hören wollte, nicht selten in peinliche Unsicherheit geriet und darunter litt.

Hätte er mich einmal gerne bewogen, mich der Geschichte zuzuwenden, so riet er mir ein andermal wieder ebenso energisch ab von einer akademischen Laufbahn: „Sie werden sich dabei glücklicher fühlen. Die eigentliche Erudition ist Ihre Sache nicht, so wie ich Sie kenne; dagegen die Erkenntnis. Wahren Sie sich die Empfänglichkeit für das Geistige aller Zeiten, und halten Sie sich stets in Rapport mit dem Griechischen und Lateinischen. Ein Seelsorger und Landpfarrer kann oft viel glücklicher sein, als ein akademischer Dozent. Jener hat ein bestimmtes Feld vor sich und kann

sein Wirken eher überblicken, wird auch eher anerkannt. Bei der akademischen Laufbahn tritt dagegen sogleich die Konkurrenz ein, was einen unter Umständen gar nicht angenehm berührt. Ein Landpfarrer, der wie Mörike den „Turmhahn" schreiben kann, muß ein glücklicher Mensch sein." — Er riet dann wohl zu weiterer Pflege der Dichtung, zu literarischen Studien, zur Beteiligung an populären Vorträgen. „Das wäre etwas für Sie aus der jüngeren Generation. Ich hätte gedacht, Sie gerade würden uns nach ihrem „Candidatus" nun in dergleichen helfen." Und als ich an das erinnerte, was er in seiner letzten Vorlesung über den Dilettantismus gesprochen, sagte er: „So? Ich dachte doch, es werde einen oder den andern freuen. . . Ich will Ihnen etwas gestehen; aber verraten Sie mich nicht! Ich liebe das Wissenschaftliche; aber nicht das Streng-Wissenschaftliche! Aber verraten Sie mich nicht! Sehen Sie, man wird ruhig, sobald man sein tägliches Pensum zu lösen hat, ohne Examina und dergleichen vor sich zu haben . . . Die Aufgabe unseres Daseins ist, möglichst allseitig zu werden. Allseitig sein heißt aber nicht vieles wissen, sondern vieles lieben."

Spaß machte ihm ein Ausspruch von Prof. J. T. Beck, den einer von uns ihm aus Tübingen mitgebracht. Da rief er entzückt aus: „Voyons! sagen Sie mir das nochmals; das ist gar zu schön!" und er sprach es Wort für Wort nach, um sich's einzuprägen: „Seitdem man angefangen hat, aus den falschen Meinungen großer Männer eine Wissenschaft zu machen, ist das Leben zu kurz geworden." — Die Kürze des Lebens entlockte ihm übrigens hie und da einen Seufzer: „Sie haben's gut; Sie haben noch Vieles vor sich; Sie sind wahrhaftig volle dreißig Jahre jünger als ich. Jesses, Jesses, volle dreißig Jahre!"

Seine pessimistische Grundstimmung und Weltanschauung führte er gerne zurück auf ein frühes Erlebnis: es wurde ihm einst ein Fisch gezeigt, an dessen Kiemen sich ein Schmarotzertier festgesetzt hatte, gegen das jener sich

also gar nicht wehren konnte. Das habe ihm tiefen Eindruck gemacht: „Die Erde ist ein Jammertal; alles Tun und Treiben der Animantia lauter Angst und Kampf ums Dasein. Ueber Zwecke hievon wissen und erfahren wir nichts. Oder was wissen die Theologen denn eigentlich? — Wir müssen einfach immer auf andere wirken, einen guten Eindruck auf sie machen wollen. Das ist das Einzige, was uns möglich ist." Oder: „Mit der Teleologie bei der Weltbetrachtung kommen sie nicht aus. Da will ich mir noch lieber die christliche Lehre vom Jammertal gefallen lassen. — Es gibt keine angeborenen Ideen; nur angeborene Bedürfnisse. Doch ist das wohl zu unterscheiden. Ein angeborenes Gottesbewußtsein gibt es nicht; nur ein angeborenes Abhängigkeitsbedürfnis."

Bestärkt wurde er in seiner pessimistischen Weltauffassung durch die geschichtlichen Vorgänge in Staat und Kirche, auswärts und im Vaterland. Es war ihm durchaus antipathisch, daß das öffentliche Leben, die Achtung vor Regierung und Verfassung, leichtfertig untergraben werde. Wenn man einige Einzelne, die einem nicht behagen, loswerden wolle, so greife man die Verfassung an, um die wenigen Mißbeliebigen auf diesem gleichsam legalen Wege fortzuräumen. „Es ist wirklich schrecklich und trostlos, wenn einige Broschüren eines „Lausbuben" gelegentlich ein ganzes Volk aufbringen und leiten können." Auch auf kirchlichem Gebiet greift man mit unrechten Mitteln an, und sucht wieder eine falsche Orthodoxie Unmögliches zu halten. So z. B. in Preußen, wo man festlegen will, was eigentlich kein Gebildeter mehr annehmen kann. Man arbeitet gegen die eigene Natur; und da kann es nicht anders sein, als daß es einmal einen großen Krach gibt. Was aber die Bewegungen in unsrer Schweiz angeht, so fürchte ich, es möchte einst über sie kommen, was sie nicht erwarten, die Gewalt. Das hätte ihnen unsereiner gleich sagen können. Aber die Herren wollen nicht hören. Es kommt aber doch!"

Während des deutsch-französischen Krieges war er oft tief deprimiert. Besonders als im Mai 1871 das Gerücht ging, der Louvre mit seinen vielen reichen Kunstschätzen sei niedergebrannt, konnte er kaum und nur unter Tränen hervorbringen: „Es ist ein Stück von mir zugrunde gegangen mit dem Louvre. Man stirbt allmählich, man stirbt stückweise. Es ist gut, daß man sich's oft wieder sage und zu Herzen nehme: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Solche Ereignisse zeigen wiederholentlich, auf welch unterhöhltem Boden wir stehen. Die Gründe aber liegen tiefer, als man meint: sie hängen zusammen mit dem Freiheitsschwindel, mit den Rousseau'schen Ideen von der angebornen Güte des Menschen. Das Christentum hat zwar seine Lehre von der Verderbtheit des Menschenherzens mit allerlei Beiwerk unschmackhaft gemacht, aber es beruht allerdings auf einem viel tieferen Einblick in die menschliche Natur." — „Kommen Sie", fügte er dann bei, „kommen Sie bald wieder. Wir wollen dann viel miteinander reden. Wissen Sie, ich habe nicht mehr viele, mit denen ich über dergleichen reden kann. Entweder sehen sie die Dinge von einem bestimmten politischen Standpunkt aus an und beurteilen sie nach ihrem Einfluß auf die Politik, oder sie werden bestimmt durch andere persönliche Interessen."

Die Zukunft Deutschlands sah er düster vor sich. Er konnte sagen: „Die Hohenzollern graben sich ihr Grab. Die ungeheure Bewegung, die sie aufgeregt haben, wird über ihren Leib hinweggehen. Ich erlebe es nicht mehr; aber Sie. Sie untergraben das Fürstentum überhaupt. Denn wenn die Fürsten selbst das Fürstentum nicht mehr respektieren, wer soll es denn überhaupt noch achten? — Wenn die Hohenzollern 1866 Fürsten absetzten, bei denen man so und so oftmals zu Mittag gegessen hatte, wer soll dann noch Fürstentümer achten? — Die noble Behandlung Napoleons auf Wilhelmshöhe ist nach meiner Ansicht der Ausdruck der Reue darüber; aber zu spät!"

Wie Burckhardt für das staatliche und öffentliche Leben überhaupt von der Zukunft nichts Gutes und Erfreuliches erwartete, so auch für das kirchliche nicht, vor allem nicht für den Protestantismus, infolge der damals mit Erbitterung einsetzenden „Richtungskämpfe". Man hatte ihn aufgefordert, sich dem sogenannten „Reformverein" anzuschließen. Er lehnte es ab. „Ich hab's den Herren gesagt, ich könne durchaus nicht mit ihnen übereinstimmen. Sie wollen ja nicht eine offene, redliche Trennung von Kirche und Staat, sondern nur eine andere Form von Staatskirche! Ihr ganzes Tun ist so unpolitisch als möglich. Sie haben den Gegnern nur in die Hände gearbeitet; denn auf seiten der letzteren zeigte sich die größere Opferfähigkeit und Opferwilligkeit, so daß jene Opposition diesen in die Hände arbeitet. Ich bin kein Kirchgänger, gebe mich mit diesen Dingen überhaupt nicht ab. Aber unser Zeitalter ist für solche Reformbestrebungen noch viel zu religiös. Das hängt zusammen mit der Familie u. a. m. Ich wüßte einen hübschen Predigttext aus dem zweiten Psalm: Warum toben die Heiden?" . . . .

Alles Gewalttätige war ihm zuwider. „Es gibt Leute, die eben etwas bedeuten wollen, eine unüberwindliche Lust haben zum Parvenieren, und dabei alles andere mit den Ellenbogen beiseite schieben. Man will jetzt nicht etwas sein, um etwas zu bedeuten, sondern etwas bedeuten, bloß weil man ist." Er warf den kirchlichen Neuerern hauptsächlich eine gewisse Illoyalität vor, wonach sie beanspruchten, die Kirche ersetzen zu können, wozu sie niemals das Zeug hätten. Er konnte etwa sagen: „Ich bin gewiß so ungläubig, als der Herr Pfarrer X.; aber ich bin doch wenigstens loyal!" Mir riet er etwa: „Man halte sich ans Neue Testament, welches immer die beste vorhandene Lösung des Daseinsrätsels gibt; man nehme daraus, was man brauchen und bei sich selbst verantworten kann, und kümmere sich nicht um rechts und links! Sie können Ihrer Lebtage nie in

eine falsche Position kommen. Nur vermeide man den verdammten Optimismus, diese einzige Waffe des Fortschrittes! Ans Leiden der Menschheit halten Sie sich!" — Noch im April 1897, als ich ihn recht leidend und zerfallen fand, brach er in den grimmigen Ruf aus: „Ja, dieser Fortschritt! Das Unerträglichste macht er den Menschen annehmbar. Wenn ich den einmal abends an einem Hag hätte!" — „Der Optimismus ist unheilbar", war eine seiner beliebtesten Bemerkungen.

Zuweilen siegte, wo er etwas auszusetzen hatte, über den Ingrimm ein köstlicher Humor. Ende Oktober 1869 erzählte er mir, er sei vier Wochen in Frankreich gewesen, habe lange Zeit täglich vier Stunden im Louvre zugebracht, einige Zeit auch in Orléans. Dort hätte er so gerne in der Loire gebadet; aber es war verboten. Der Badewirt sagte, nur sechs Wochen im Jahr dürfe überhaupt in der Loire gebadet werden. Wer vorher oder nachher dennoch baden wollte, ziehe sich einen schlimmen Ausschlag zu. „Aberglauben natürlich! Aber gegen den Aberglauben zu predigen hilft nichts! Nun, Ihnen will ich's nicht verwehren. Bei Ihnen, als Pfarrer, gehört es einst zum Beruf; da müssen Sie's tun. Ich aber habe mich von dieser Wahrheit besonders 1846 in Rom überzeugt, als mir meine alte Wirtin, die böse, stets von mehreren Hunden begleitete Lisabetta, den Papst Gregor zeigte, der sich eben vorbeitragen ließ, und mir sagte: „Vedete, vedete, Ser Giacomo, nessuno esce di casa, per veder il Santo Padre; nessuno gli dice: La Vostra benedizione, Santo Padre! Dateci la Vostra benedizione! È perchè ha mischiato veneno al popolo nel 37, che venne il colera." Und als ich ihr das dumme Zeug (daß der Papst dem Volke die Brunnen vergiftet habe, woraus die Cholera entstanden) ausreden wollte, rief sie ihrem Manne Luigi, der unter dem Schuhwerk litt, das man Pantoffel nennt, und schrie: „Gigi, Gigi! Ser Giacomo non vuol credere, che il Papa ha dato al popolo veneno da bere. Ei ci

vuol dire ciò che si passò al 37!“ — Und sie lachten, und der Blamierte bei der ganzen Affäre war ich!“

In seinen elegischen Stimmungen geriet Burckhardt gern in den Ton düsterer Weissagung. Er wußte zwar als Historiker zur Genüge, daß sehr oft das Unerwartete und Ungeahnte eintritt, und warnte deshalb immer wieder vor allem Prophezeien. Aber er selber prophezeite trotzdem fröhlich drauflos, und dann meistens unrichtig. Was er z. B. von dem baldigen Aufhören von Richard Wagners musikalischem Einfluß weissagte, ist nicht eingetroffen. Ebensowenig was er von Bismarcks Politik erwartete zum Schaden Deutschlands u. a. m. Und wenn er einst, nach dem Wahlsieg einer radikalen Größe auf kantonalem Gebiet, sich tröstete: „Die strengen Herrscher sind's, die kurz regieren“, so hat sich auch diese Hoffnung nicht erfüllt.

Ich hatte etwa den Eindruck, auf Jakob Burckhardt selber passe eigentlich, was er in einem prächtigen Vortrag über Homer von den Griechen sagte :„Bei diesen ist die Reflexion pessimistisch, das Temperament optimistisch. In der Kunst ward dadurch ein abgeschmackter, übel angebrachter Jubel, der ihr auch nicht wohl ansteht, vermieden. Die griechische Religion ist minim, nur die μοῖρα. Auf die Moralität übt sie eigentlich keinen sonderlichen Einfluß aus; die griechische Moralität geht so mitten durch die gemäßigten Leidenschaften hindurch und hielt noch erstaunlich lange. Sie beruhte sozusagen nur in σωφροσύνη, in einem Zug der Mäßigung.“

Was Jak. Burckhardt, trotz vorherrschend pessimistischer Reflexion, bei guter Laune hielt, war auch wohl vor allem sein Temperament, ein angeborener guter Humor. Dann aber die gewissenhafte fleißige Arbeit, die Berufstätigkeit, an die er selber die höchsten Ansprüche stellte. Er hätte wohl auch von sich sagen können, was seinerzeit Bismarck gegen Moltke äußerte, nach dem Abscheiden Kaiser Wilhelms I.: „Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält uns im Gange.“

Seine stete Beschäftigung mit dem Schönen und Hohen, wie es in Werken der Kunst und in ethisch reinen Persönlichkeiten der Geschichte erquickende Tatsache wird, erhob seine Seele immer wieder in eine „höhere Welt“, welche für ihn mehr war als bloß stilistische Redewendung. Der Besuch des Theaters, wo er im Stehparkett öfters wenigstens auf einige Zeit erschien, besonders gern in seinen geliebten Opern von Gluck, Mozart u. a.; eigenes nächtliches Klavierspiel und Gesang in seinem stillen Junggesellenheim; wöchentliche, oft ausgiebige Spaziergänge in der freundlichen, malerisch schönen Umgebung unserer Rheinstadt, mit Einkehr in ländlichem Wirtshaus bei einem „guten Tropfen“; Verkehr mit jugendlichen Freunden, deren idealistische Lebensauffassung noch echt war, nicht durch praktische oder politische Ambitionen verfälscht: Das alles mochte für ihn ein Gegengewicht bilden gegen die pessimistischen Anwandlungen seines Geistes. So erklärt es sich wohl, daß er auf brieflichen und persönlichen Umgang mit einer zahlreichen Schar jüngerer Leute aus den verschiedensten Studien- und Berufskreisen viele Stunden seiner kostbaren Zeit verwendete und mit unermüdlicher Geduld und Treue, anhörend und ratend, auf alle ihre hundert Fragen und Bedürfnisse einging. Die nach und nach kundwerdenden Erinnerungen an ihn und Briefwechsel mit ihm müssen ein wachsendes Staunen erregen über den Reichtum seines Geistes, wie seines gütigen und treuen Gemütes. Es war ihm daran gelegen, nach seinem eigenen Ausdruck und poetischen Geständnis (in seinen „Ferien“, 1849): „Daß ein Geist, der nach der Schönheit pilgert, den treuen Gefährten finde.“

Einzelne Beispiele der reizenden Art seines gewinnenden Umganges mögen von diesem eher eine Vorstellung geben, als alles Reden darüber.

Ein Fest war es jeweils für uns Zofinger, wenn es uns gelang, Jak. Burckhardt von seinem Stammtisch im „Löwenfels“ an der Steinenvorstadt in unser dortiges

Vereinslokal im ersten Stockwerk auf ein halbes Stündchen hinaufzubitten. So am 22. Dezember 1870, nach einem seiner öffentlichen Vorträge über Alexander den Großen. Da wünschte er uns, angesichts der Zeitereignisse, daß wir tüchtig lernen sollten, bald unsere vorbereitenden Studien abschließen, eine gehörige Erkenntnis uns erwerben, daß wir ohne Sorgen sagen könnten: Omnia mea mecum porto. Im übrigen sollten wir uns keine bangen Gedanken machen, sondern unser Los der Zukunft anheimstellen und „den lieben Gott einen guten Mann sein lassen", recht lernen, schnell „fertig werden", weil ein bestimmtes tägliches Berufspensum am ehesten beruhige, und ja nicht glauben, daß der frühere sorglos-friedliche Rausch wiederkehre. — Dann konnte er fröhlich lachen über eine „Füchse-Produktion" und daran einen köstlichen Exkurs schließen über den wahren Sinn des Unsinns. Es würde ganz lohnend sein, eine philosophische Preisaufgabe zu stellen über den „Sens" des „Nonsens": „Quaeratur et exponatur nonsensus, quibus conditionibus oriatur, quibusque facultatibus sit ac constet, etc. Wer weiß, wenn das recht gründlich erforscht würde, es wäre vielleicht der Welt aus dem Fundament geholfen."

Zuweilen bestellte er mich auf eine spätere Abendstunde zur Besprechung eines Manuskriptes auf sein Zimmer, hie und da sogar zur Teilnahme an seinem höchst einfachen Nachtessen. Da war er der liebenswürdigste Wirt: „Trinken Sie, trinken Sie! Der Château Neuf du Pape tut keinem was zu Leide. Ein guter Schluck ist auch eine Gabe Gottes; wenn man nur nicht von einem sagen kann: Er trinkt!" Und dann sprühten seine Geistesfunken nach allen Richtungen hin, über Zeitgenössisches und Geschichtliches und Literarisches.

„Hören Sie," sagte er ein andermal zu mir, „kommen Sie Samstag etwa um vier Uhr zu einem Spaziergang; aber bringen Sie Ihren schönen Hund mit!" — Mein Kandidatenexamen lag hinter mir. Wir wanderten durch die Hardt-

waldung der Rheinfähre zu. Er liebte diese Landschaft besonders, die Durchblicke zwischen den Baumstämmen auf das sonnige Gelände, die Biegung des Stromes, die waldigen Ufer und welligen Hügel, die runden Formen des Schwarzwaldes, die freundlichen Dörfer, die große Stille. Keine heroische Landschaft, aber eine malerisch entzückende, an seinen geliebten Claude Lorrain erinnernd, dem er in seinen „Ferien" so schöne Verse gewidmet hat. Unterwegs sprach er viel über Calderon, Goethe, über die Rätsel des Daseins, über den bösen Optimismus. Einmal erfreute er mich durch die Bemerkung: „Das kommt daher, daß man nur ein Diesseits kennt!"

Wir saßen allein im Fährenkahn. Mein großer Hund lag vor dem Professor und lauschte verwundert seiner Anrede: „O Hund, du hast wohl das beste Leben, das ein Hund haben kann! Nun mußt du aber auch deinerseits dein Möglichstes tun, dich dankbar zu erzeigen! Merke dir darum die sittlichen Grundsätze: Neminem laedere; omnibus aeque bene velle; veritatem sequi!" usw. Auf dem Feldweg nach Wyhlen, unter prächtigen Nußbäumen, sagte er plötzlich: „Sehen Sie, das nenne ich den Kapuzinerweg; weil mir hier immer ist, als sollte ich einem Kapuziner begegnen, der Kindern Helglein austeile." Wahrscheinlich tauchte irgend eine Erinnerung an Italien bei ihm auf. Er kam denn auch zu reden auf Träume und Ahnungen. „Schopenhauer nennt die letzteren summarische Ueberreste von vergessenen Ahnungsträumen. Möglich!" — Im „Ochsen" zu Wyhlen, bei einem guten Roten und einem bescheidenen Imbiß, erzählte er manches von seinen Schwierigkeiten mit Verlegern, wegen seines Cicerone u. a. m. Nach dem Imbiß hoffte ich bereits, er werde, wie er's nicht selten tat, die Guitarre von der Wand nehmen und singen. Leider traten Gäste ein und vertrieben uns wider ihren Willen.

Auf dem abendlichen Heimweg war er unerschöpflich im Ausstreuen guter und reicher Gedanken. „Ans Leiden

der Menschheit halten Sie sich!" sagte er unter anderem. Da kamen auf der Landstraße ein älterer Mann und seine Tochter uns entgegen, die auf einem Handkarren einen leeren Sarg dem Dorfe zu fuhren. Burckhardt redete sie teilnehmend an. Dem Mann war seine Frau gestorben, eine frühere Dienerin im Elternhause Burckhardts. Und nun lud der Professor den Alten freundlichst ein, sich gelegentlich bei ihm eine schwarze Hose abzuholen und anderes, was er für ihn bereitlegen werde.

Dem Rhein entlang wanderten wir stadtwärts. Aus dem Abendgold ragte die ewig schöne dunkle Silhouette des Münsters, und auf der Flut blitzten die silbernen Lichter der Wellen und mahnten: „Unsere Jahre fahren dahin wie ein Strom."

Meine Studienzeit war abgeschlossen; meine pfarramtliche Laufbahn führte mich vom Herbst 1871 bis 1886 nach auswärts; der bisherige persönliche Verkehr mit Jak. Burckhardt hörte auf. Bei jedem zeitweiligen Aufenthalt in Basel besuchte ich ihn womöglich. Sonst aber beschränkten sich unsere Beziehungen auf spärliche schriftliche Korrespondenz. Ich verdanke ihr einige Briefe Burckhardts, welche sich freilich nicht zur Mitteilung eignen, da sie wesentlich auf meine fortgesetzten dichterischen Versuche sich beschränkten. Einzelnes, was allgemeines Interesse bietet, mag immerhin hier wiedergegeben werden.

Basel, 21. April 1872.

Lieber Herr Pfarrer!

Dieser Tage besuchte mich Herr B., dem ich Grüße an Sie mitgab; ehe er zu Ihnen kommt, möge noch dieser Brief Sie erreichen, damit ich mich nicht gar zu sehr wegen Saumseligkeit entschuldigen müsse.

Den Calderon hätten Sie einfach behalten können; überhaupt brauche ich diesen ganzen Sommer über weder den Band Schlegel, noch die vier Bände Gries, und es bedarf nur einer Zeile von Ihnen, so sende ich alle fünf. Ich habe

ganz andere Sorgen, wie die Franzosen sagen: „J'ai d'autres chiens à fouetter". Unglücklicherweise erwartet man von meinem neuen Kolleg mehr als ich werde leisten können, und mein ganzer Trost ist der: es wird auch anno 1872 einmal Ende September werden. Mit Ausnahme der allernotwendigsten Erholungsstunden sitze ich emsig am Amboß und sehe nur immer eins: wie unförmlich dilettantisch der ganze Kurs sich anläßt, während ich doch alle mögliche gelehrte Mühe darauf wende. — — — — — —

Ueber Nietzsches Vorträge (betr. das Studium an unseren Universitäten) wird Ihnen Herr B. das Genauste mitteilen; den letzten, von welchem wir einige Lösung der so keck und groß aufgeworfenen Fragen und Klagen erwarten, ist er uns noch schuldig, hat sich aber einstweilen zur Erholung auf zehn Tage ins Waadtland begeben. Sie hätten die Sachen hören sollen! Es war stellenweise ganz entzückend, aber dann hörte man wieder eine tiefe Trauer heraus, und wie sich die auditores humanissimi die Sache eigentlich tröstlich zurechte legen sollen, sehe ich noch nicht. Eins hatte man sicher: den Menschen von hoher Anlage, der alles aus erster Hand hat und weitergibt.

Was Sie von der Uebergangsperiode sagen, empfinden alle Denkenden, und nach allen Richtungen. Auf etwas Spezielles will ich Sie aber hinweisen: auf die Mühe und Klemme, in welche das Geistige überhaupt binnen weniger Jahre geraten wird durch das in heftiger Progression zunehmende materielle Treiben, durch die allgemeine irdische Veränderung, welche mit der bevorstehenden Verteuerung des Lebens auf das 1½fache eintreten muß, durch die Reihe von Kriegen, an deren Anfang wir stehen usw. Es ist schon jetzt an dem, daß Intelligenzen von Rang, welche noch vor zehn Jahren dem gelehrten, dem geistlichen, dem Beamtenstande usw. zugefallen wären, sichtbarlich zur Partei der Geschäfte übergegangen sind. Wie und bis zu welchem Grade den größten Universitäten, wenn

sie Lücken ersetzen sollen, jetzt schon das Holz fehlt (nämlich die genugsam geachteten jungen Gelehrten, die nicht in irgend einer Spezialforschung sich blind und taub gelesen haben), davon habe ich ganz unglaubliche Geständnisse von eingeweihter Seite gehört.

Wenn ich nicht irre, so habe ich Ihnen schon während des letzten Krieges meine Grundansicht mitgeteilt: das Neue, Große, Befreiende muß kommen aus dem deutschen Geist, und zwar im Gegensatz zu Macht, Reichtum und Geschäften; es wird seine Märtyrer haben müssen; seiner Natur nach muß es ein Etwas sein, das bei allen politischen, ökonomischen und andern Katastrophen über dem Wasser schwimmt. Aber was? Da überfragen Sie mich. Es könnte sein, daß auch wir es verkennten, wenn es in die Welt tritt.

Einstweilen wollen wir fleißig aufhorchen und für uns lernen und lernen was das Zeug hält.

Kommen Sie bald wieder uns zu besuchen.

Sie werden herzlich erfreuen

Ihren getreu ergebenen

J. Burckhardt.

Burckhardts letzter Brief an mich, nachdem ich ihm zu seinem 50jährigen Dozenten-Jubiläum am 19. Mai 1893 geschrieben hatte, lautet:

Basel, Pfingstmontag 1893.

Hochverehrter Herr Antistes!

In diesen Tagen sind mir manche Beweise unerwarteter Anhänglichkeit von Schülern und Zuhörern verschiedener Generationen zuteil geworden; Ihre Zeilen aber haben mich ganz besonders gefreut und ergriffen. Zwar muß ich mir sagen, daß Sie meine Tätigkeit mehr so beschreiben, wie sie hätte sein sollen und wollen, als wie sie wirklich war; aber Sie gedenken ja so freundlich auch des persönlichen Verkehrs, der uns etwa gegönnt gewesen ist, und nun erinnere ich mich wieder einiger jener wahrhaft guten Abende, da wir zu-

sammen waren. Jetzt, da alles vorüber ist, empfinde ich überhaupt, daß ich manchen Schülern auch außerhalb des Hörsaales noch etwas hätte sein sollen; aber es war von jeher schwer zu machen, wie Sie wohl ahnen können. Und so ist nun das Leben vorbei gegangen, bis mir auf einmal die Beschwerden sagen ließen, daß ich ins hohe Alter eingetreten sei.

Herzlichen Dank für Ihre Güte und Freundschaft
von Ihrem getreu ergebenen

J. Burckhardt
Prof. emer.

Es mag wohl im Jahre 1895 gewesen sein, daß ich bei einem kurzen Besuche ihm eine kleine Freude zu bereiten meinte, indem ich ihm die kürzlich erschienenen Gedichte der Ada Negri zur Lektüre brachte. Ich wußte, daß er besonders gerne Italienisches las. Hatte er mich doch einst hingewiesen auf Giacomo Leopardi. Schön und formvollendet waren diese Gedichte «Fatalità» der Negri, und reichlich pessimistisch ebenfalls. Doch auch von revolutionär-sozialistischer Stimmung. Da nahm Burckhardt das Büchlein zur Hand, durchblätterte einige Seiten, und sprach: „Nehmen Sie es lieber wieder mit! Ich mag dergleichen nicht mehr lesen in der kurzen Zeit, die mir noch übrig bleibt!"

Am 26. April 1897 fand ich ihn abgemagert und verfallen. Er klagte über verschleiertes Bewußtsein und Dummsein; da gehöre man aus der Welt. Immerhin sei er ohne Schmerzen und ohne arge Bangigkeiten. Als ich mich verabschiedete, sagte er ernst und weich: „Denken Sie auch sonst an mich! Sie wissen, w i e ich's meine. — Nur nicht davon reden! Aber — ich bin nicht ohne Hoffnung." Ich erinnerte ihn an jenes Wort, das mir einst in der Hardt aus seinem Munde auffällig gewesen und unvergeßlich geblieben war: „Das kommt davon, wenn man nur ein Diesseits kennt!" Er erwiderte: „Das jedenfalls darf ich sagen, und das werden Sie mir bezeugen können, daß ich nie frivol gewesen bin in

meinen Aeußerungen. Zwar das habe ich nicht anzunehmen vermocht, daß Christus sagt: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Eine solche ausschließliche Hingebung an ihn hatte ich nicht; das erfordert so viel! — Es ist freilich eine Anmaßung fast von uns Menschen, eine Unvergänglichkeit zu begehren. Aber es ist doch so in unsere Natur gelegt. Ich glaube an eine Unvergänglichkeit; obgleich ich wohl spüre, Ansprüche gibt es hier nicht, gar keine; aber Erbarmen gibt es vielleicht, auch für mich. Die Anforderungen an uns Menschen sind sonst zu groß; die gewaltigen Naturströmungen, in die wir hineingestellt sind, zu stark, oder wir zu schwach, — wie man will. Und doch — Unvergänglichkeit! obgleich sie uns im Anfang vielleicht schwer werden mag .... Kurz, denken Sie an mich!"

Am 17. Mai 1897 fühlte er sich bedeutend erleichtert und frischer. Als ich bei ihm eintrat, las er eben in einer alten italienischen „Storia degli Scultori e Pittori". „Die Katze läßt das Mausen nicht." — Die schöne Sterbensbereitschaft seines Schwagers Oeri beschäftigte ihn, und er kam wieder auf „die letzten Dinge" zu sprechen: „Ich habe die Ewigkeit nie aus den Augen verloren. Aber die im Neuen Testament geforderte Askese ist für unser Natur-, bezw. Kulturleben zu streng, — zu viel verlangt." Abermals wandte er seine Gedanken der Unvergänglichkeit zu. Als einen Beweis dafür ließ er auch den bekannten Goethe'schen, der aus unserer Tätigkeit bis ans Ende eine Verpflichtung der Natur fordert, uns eine Fortsetzung der Tätigkeit nach dem Leibestode zu ermöglichen, nicht gelten; denn — „erstens ist man nicht tätig bis ans Ende; und zweitens — quo jure dürfte man verlängerte Tätigkeit beanspruchen?" — Dagegen stimmte Burckhardt eher dem Gedanken zu, daß Gottes Wesen verlange, sein Werk dürfe nicht im Nichts enden. Aber für uns bleibe alles Wie unvorstellbar.

Bei seiner schönen geistigen Frische jener Stunde wollte ich nicht versäumen, einmal die Ansicht dieses

Historikers zu erfahren über den *Wert der Evangelien* als Geschichtsquellen. Seine Antwort lautete: „Die vier Evangelien, Johannes inbegriffen, sind so echte und ehrliche Bestrebungen, Geschichte zu geben, als nur möglich; quasi vier Bureaux am Wohnort von vier Aposteln, wo man alles zu erfahren und aufzuzeichnen sich bemühte. — Auch Paulus ist evident echt, ob aber ein Glück für das Christentum? Er ist viel zu schwer und verlangt viel zu viel Studium."

Wieder bat er, als ich ihn verließ: „Denken Sie an mich!" Und, fast ängstlich gegenüber einer Metempsychose (Seelenwanderung), die ihm etwa einmal als Möglichkeit erschienen war, sprach er aus vollem Herzen: „Nur nicht noch ein Erdenleben! Die geringste Wohnung im Vaterhause, und wäre es am äußersten Rande, ist doch ein Stück Unvergänglichkeit!"

Am 9. August 1897 rief mich ein Telegramm vom Vierwaldstättersee nach Basel zu seiner Beerdigung. Tags zuvor, an einem stillen Sonntag mitten in den Sommerferien, war er sanft verschieden. Dienstag, 10. August, abends 5 Uhr, durfte ich ihm den letzten Liebesdienst erweisen. Wie leicht und wie schwer es mir wurde, mag aus meinen Erinnerungen an den verehrten Lehrer und Freund wohl zu spüren sein.

Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. November 1916 bis 31. Oktober 1917.

Ein Rückblick auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von Hans Brenner, E. Th. Markees, Wilhelm Barth und Max Alioth.

A. Theater.

Zum ersten Male seit Beginn des Weltkrieges konnte unser Stadttheater für die Saison 1916/17 mit eigenen Kräften wieder einen vollen Betrieb mit Großer Oper, Spieloper, Operette, Schau- und Lustspiel durchführen. Die Darbietungen bewegten sich im allgemeinen auf einer sehr erfreulichen künstlerischen Höhe. Es kamen in der Zeit vom 1. Oktober 1916 bis 30. April 1917 28 Opern, 9 Operetten, 1 Pantomime, 13 Schauspiele, 1 Märchen, 12 Lustspiele, 9 französische Stücke und 7 Einzelwerke, zusammen 80 Stücke in 207 Vorstellungen zur Aufführung.

Die Oper brachte an Erstaufführungen „Mona Lisa" von Schillings, „Elektra" und „Ariadne auf Naxos" (in der Neubearbeitung) von Strauß, „Kain und Abel" von Weingartner, „Flauto solo" von d'Albert, sowie das Singspiel „Das Dreimäderlhaus" von Willner und Reichert mit Musik nach F. Schubert von H. Berté.

Im Schauspiel sah man zum erstenmal Sophokles' „König Oedipus" (Bearbeitung von Hofmannsthal), Euripides' „Troerinnen" (Bearbeitung von Werfel), Strindbergs „Totentanz" und Björnsons „Ueber die Kraft", 2. Teil.

Erstaufführungen von Lustspielen waren „Der

Gatte des Fräuleins" von Dregély, „Die Hausdame" von Hostrup, „Durch" von dem in Basel lebenden Otto Hinnerk und „Der siebente Tag" von Schanzer und Welisch.

Außerdem brachte die Oper 6 Werke von Wagner, je 3 von Mozart und Verdi, ferner u. a. Beethovens „Fidelio", Bizets „Carmen", Lortzings „Zar und Zimmermann", Flotows „Martha", Leoncavallos „Bajazzo" und Mascagnis „Cavalleria rusticana", die Operette u. a. Offenbachs „Pariser Leben" und „Hoffmanns Erzählungen", Suppés „Donna Juanita" und „Flotte Bursche".

An Schauspielen sahen wir 4 Werke von Shakespeare, je 2 von Goethe und Björnson, ferner je eines von Grillparzer, Tolstoi, Ibsen und Shaw. Die lange andauernde Erkrankung des vorzüglichen Charakterspielers ließ in der zweiten Hälfte des Winters die Pflege des klassischen Dramas etwas zu kurz kommen, doch wurde dieser Mangel durch verschiedene Gastspiele einigermaßen ausgeglichen.

Die Spielzeit 1916/17 erhielt ihr besonderes Gepräge nicht nur durch eine Reihe bedeutender Einzelgastspiele, sondern namentlich auch durch Gesamtgastspiele ausländischer Künstlervereinigungen. Wenn man sich auch nicht verhehlte, daß diese häufigen Schweizerreisen ganzer Theater einer Art Propaganda dienten und zum Teil gar noch menschlicheren Beweggründen entsprungen sein mochten, so nahm man doch die gebotenen unvergeßlichen Kunstgenüsse als eine wesentliche Bereicherung des geistigen Lebens unserer Stadt mit Dank entgegen. Es gastierten bei uns das Deutsche Theater unter Max Reinhardts Leitung mit Shakespeares „Was ihr wollt" und Strindbergs „Totentanz", das Richard Strauß-Ensemble mit „Elektra" und „Ariadne auf Naxos", das Darmstädter Hoftheater unter Felix Weingartner und Klemens von Frankenstein mit Weingartners „Kain und Abel" und Grete Wiesenthals „Biene", das Arthur Nikisch-Ensemble mit „Tristan und Isolde" und endlich das Wiener Hofburgtheater mit Grillparzers „Medea".

Als Einzelgast verdient vor allem der in der Schweiz internierte Alexander Moissi Erwähnung. Am Schluß der letztjährigen Chronik war sein Auftreten in „Hamlet“ und im „Lebenden Leichnam“ von Tolstoi bereits erwähnt. Wir sahen ihn ferner als Tasso und König Oedipus, in „Romeo und Julia“ und Ibsens „Gespenstern“ mit Johanna Terwin als Partnerin, sowie im Verbande des Deutschen Theaters. Es traten ferner als Gäste auf Bernardo Bernardi in „Jüdin“, „Troubadour“, „Zigeunerbaron“, „Tosca“, „Aïda“ und „Carmen“, John Forsell in „Mona Lisa“, Margr. Sylva in „Carmen“, Gertrud Lindemann in „Figaros Hochzeit“, Paul Bender in „Die Walküre“ und „Hoffmanns Erzählungen“, Ed. Grunert in „Othello“, Heinrich Hensel in „Lohengrin“ und „Fra Diavolo“ und Fritz Feinhals in den „Meistersingern“. Es fanden sodann 8 französische Vorstellungen statt. Der Theaterverein veranstaltete wiederum eine Reihe von Vorträgen, die sich regen Besuches erfreuten.

Um das Personal nach Möglichkeit für den kommenden Winter beieinander zu behalten, entschloß sich die Theaterkommission, einen Sommerbetrieb durchzuführen, der bis zum 30. August dauerte. Das Repertoire wies meist Stücke leichteren Genres auf, doch kamen u. a. auch Webers „Freischütz“, Marschners „Hans Heiling“, Schönherrs „Glaube und Heimat“ und Lortzings „Wildschütz“ zur Aufführung. Im Mai gastierte nochmals Richard Strauß mit „Zauberflöte“ und „Don Juan“, im Juni das Deutsche Theater unter Max Reinhardt mit Hauptmanns „Rose Bernd“, Strindbergs „Gespenstersonate“, Büchners „Dantons Tod“ und Kotzebues „Die deutschen Kleinstädter“. Die Leitung des Stadttheaters lag wie bisher in den Händen von Direktor Leo Melitz. Küchlins Sommertheater stand unter der Leitung von Michael Isailovits.

Die neue Spielzeit des Stadttheaters begann am 17. September 1917.

B. Konzerte.

Das Konzertleben pulsierte während der Saison 1916/17 lebhafter als jemals zuvor, hauptsächlich infolge der „Ausländischen Kunstpropaganda", die es mit sich brachte, daß ganze Vereine und Orchester aus unseren Nachbarstaaten die Schweiz besuchten und sich in unseren Städten hören ließen. An kleineren Vereinigungen, die in Basel auftraten, nennen wir u. a. das Klingler-Quartett aus Berlin, sowie die Pariser Société des instruments anciens; sodann spielten die folgenden Orchester in Basel: das Leipziger Gewandhaus, Orchester unter Nikisch, das Pariser Conservatoire-Orchester unter Messager, das Darmstädter Orchester unter Weingartner, der später mit dem Wiener Philharmonischen Orchester ein zweites Mal nach Basel kam. Auch die Leipziger wiederholten ihren Besuch, indem sie am 19. März zusammen mit dem Leipziger Bachverein im Münster das „Deutsche Requiem" von Brahms unter Nikisch zur Aufführung brachten. Ebenso war der Zudrang von teils bekannten, teils unbekannten Künstlern zu der Veranstaltung von Solistenkonzerten ein sehr starker. So gaben u. a. Elly Ney und Busoni je vier Abende. Diese Konzerte der organisierten „Ausländischen Kunstpropaganda" nahmen an Zahl in der ganzen Schweiz so überhand, daß sich die schweizerischen Konzertinstitute und die Theater veranlaßt sahen, ihrerseits Stellung zu nehmen und auf eine Einschränkung zu dringen.

Unsere einheimischen Institute waren dem gegenüber auch nicht müßig, sondern auch sie entfalteten eine rege Tätigkeit innerhalb des gewohnten Rahmens unserer öffentlichen Musikpflege. So gab die „Allgemeine Musikgesellschaft" ihre zehn Symphoniekonzerte und wie gewöhnlich sechs Kammermusikabende, in denen solistisch u. a.

mitwirkten Edwin Fischer, Frau Landowska, Busoni, Adolf Busch, Szigeti, Mientje Lauprecht van Lammen. Bei Anlage der Programme wurde dafür gesorgt, daß neben den bewährten alten Meistern auch neuere und zeitgenössische Komponisten regelmäßig zu Worte kamen.

Der Basler Gesangverein brachte am 8. und 9. Dezember das „Deutsche Requiem" von Brahms und am 9. und 10. März die „Matthäuspassion" von J. S. Bach zur Aufführung.

Vom Bachchor hörten wir am 19. Dezember drei Kantaten aus dem „Weihnachtsoratorium" von J. S. Bach, am 3. April die Kantate „Gottes Zeit" von demselben Meister und das „Requiem" von Mozart. Ferner gab der Verein mit Frau Noordewier am 23. und am 30. Mai zwei Konzerte.

Die Liedertafel ließ sich am 29. Januar in einem Orchesterkonzert hören. Sie hatte Chöre aus Werken von Mozart, Beethoven und Wagner auf ihr Programm gesetzt. Das Frühjahrs-Liederkonzert fiel auf den 4. und 5. Mai.

Der Basler Männerchor veranstaltete zwei Liederkonzerte, das erste am 11. und 12. November, das zweite am 19. April.

Gesangverein, Liedertafel und Allgemeine Musikgesellschaft hatten die Konzerte übernommen, die bei Anlaß der Tagung des Schweizerischen Tonkünstlervereins in unserer Stadt abgehalten wurden. In den drei Tagen vom 9. bis 11. Juni fanden vier Aufführungen statt, deren erste Orchesterkompositionen brachte, während für Chorkompositionen zwei Konzerte, für Kammermusik aber eines vorgesehen waren. Die Werke waren alle sorgfältig unter der Leitung von Dr. Hermann Suter vorbereitet worden, und die Aufführungen

erfreuten sich starken Interesses nicht nur von Seiten unserer Basler Musikfreunde, sondern ebenso auch solcher aus allen Teilen des Landes. Auch die romanische Schweiz war stark vertreten, und die ganze Tagung verlief völlig harmonisch; sie darf als ein schöner Erfolg im schweizerischen wie auch im baslerischen Musikleben verzeichnet werden.

C. Malerei und Plastik.

Durch die schwere Zeit und die Nähe des Kriegsschauplatzes ist unser Kunstleben in der Zeitspanne, über die hier zu berichten ist, wohl stark behindert worden, hat aber doch mehr als ein erfreuliches Ereignis aufzuweisen.

Im Ausstellungswesen sei die Kunsthalle vorangestellt. Im November waren in ihren Räumen ein paar große dekorative Arbeiten vereinigt, die sehr verschiedenartige Lösungen der Aufgabe des Wandbildes boten: das „Waldkonzert" des Baslers J. J. Lüscher, für das Treppenhaus einer hiesigen Villa bestimmt, mit seinem festlich farbenfrohen, um heutige Stiltendenzen wenig bekümmerten Realismus; die «Travaux et Jours» (nach Hesiod) des Genfers Georges de Traz, gleichfalls für ein Basler Interieur geschaffene vielfigurige Kompositionen, in Formen und Farben den modernen Forderungen für Flächenschmuck gemäß umgebildet, von gobelinartiger Wirkung; ferner der eine Freskoentwurf für die Kirche von St. Jakob von A. H. Pellegrini (Basel). Es sei hier gleich ein Wort über das Schicksal dieses Werkes beigefügt. Die beiden Wandbilder Pellegrinis für St. Jakob, den Steinwurf gegen Burkhard Münch und das Ende des Kampfes vor dem brennenden Siechenhaus darstellend, sind im Auftrag der drei künstlerischen Vereinigungen Basels während des vergangenen Sommers ausgeführt und im Herbst enthüllt worden. Diese Wandgemälde mit ihrem für Basel neuartigen Stil haben erst Widerspruch erregt, werden aber bei der Klarheit und Eindrücklichkeit des dar-

gestellten historischen Vorgangs gerade im Volke, zu dem ein Kunstwerk an öffentlichem Platze vor allem sprechen soll, trotz der ihm ungewohnten Formensprache immer mehr Anhänger gewinnen.

Die zahlreichen in der November-Ausstellung vorhandenen Arbeiten von Fritz Baumann (Basel) boten Gelegenheit, sich mit den Intentionen des Kubismus und ihrer Berechtigung innerhalb der künstlerischen Zeitströmungen auseinanderzusetzen.

Die alljährlich vom Kunstverein an alle Basler Künstler ergehende Einladung für Dezember, zur sogenanten Weihnachtsausstellung, hat von jeher viele Enttäuschungen mit sich gebracht. Es war dies in den letzten Jahren in steigendem Maße der Fall, wo das Recht der Jury immer strenger gehandhabt wurde und die Tendenz, einmal im Jahre auch gegenüber ungenügenderen Leistungen Milde walten zu lassen, an Boden verlor. Auch im Berichtsjahre wurde nach dem strengeren Maßstabe verfahren. Doch mag auch der lange dauernde Grenzdienst der Basler es mit veranlaßt haben, daß die Zahl der teilnehmenden Künstler sich auf 80 und die Zahl der Kunstwerke auf weniger als 300 gegenüber den viel höheren Zahlen früherer Jahre verminderte.

Die Möglichkeit, ausländische Kunst in unsern Mauern zu zeigen, ist einesteils durch die Zeitereignisse erschwert. Doch bringt andrerseits gerade der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen wertvollstes fremdes Kunstgut in unsern Bereich, das uns in Friedenszeiten nur schwer oder gar nicht zugänglich gewesen wäre. So beherbergte die Kunsthalle im Januar eine größere französische Ausstellung, die von einer Pariser Künstlervereinigung «Fraternité des Artistes de Paris» zu wohltätigen Zwecken zusammengestellt und nach der Schweiz gebracht worden war. Von dem, was man gewöhnlich von Wohltätigkeitsausstellungen erwartet, unterschied sie sich durch die hohe Qualität. Glanz verliehen ihr schon einige große Namen der ältern Generation wie Pissarro

und Renoir. Die Mehrzahl der Bilder hatte aber der heutige Nachwuchs jener Meister geliefert, das junge Frankreich, das sich auch wieder in eine ältere Schicht teilt, der die Maurice Denis, Bonnard, Vuillard, Roussel, J. Flandrin angehören, und in eine jüngere, deren einflußreichster Führer, Henri Matisse, zum erstenmal bei uns mit einer Gruppe von Bildern erschien. Ihm war die erste Nummer einer kleinen vom Kunstverein gegründeten Zeitschrift „Beiträge zur zeitgenössischen Kunst" gewidmet. Auch der Katalog enthielt eine französische Einleitung von einem der Veranstalter, René-Jean.

Der Januar brachte außerdem eine Kollektivausstellung des Basler Bildhauers Otto Roos, die neben seinen letzten Schöpfungen auch frühere Arbeiten enthielt. Ein Auftrag für das Museum schloß sich an diese Ausstellung.

Ein Hauptereignis des neuen Jahres bedeutete die während der beiden Monate Februar und März dauernde große Hodler-Ausstellung im Oberlichtsaal. Während der Künstler bei früheren Gelegenheiten auf eine Beteiligung an unseren Ausstellungen keinen Wert zu legen schien, hatte er sich jetzt bereit finden lassen, etwa 50 von seinen Werken nach Basel zu senden und erschien selbst bei der Eröffnungsfeier. Außer ein paar frühen Bildern, in denen noch dunkle Töne und eine eingehende Modellierung vorherrschten, entstammten sämtliche ausgestellten Werke der letzten Zeit, von 1909 an. Am zahlreichsten waren die Bildnisse und Landschaften aus den Jahren 1914 bis 1916, darunter einige männliche Porträts von einer auch bei Hodler seltenen psychologischen und formellen Durcharbeitung und von seinen schönsten Gebirgslandschaften, wie „Mönch" und „Dent du Midi". Den großen Saal beherrschten aber in ihren gewaltigen Dimensionen die beiden Wandgemälde «Unanimité» und „Blick ins Unendliche", ersteres eine wenig veränderte zweite Fassung des Rathausbildes von Hannover, letzteres das Original aus dem Treppenhause des Zürcher

Kunsthauses, an dessen Stelle der Künstler eine verkleinerte Version auszuarbeiten übernommen hatte.

Leider gingen die wenigen Verkäufe aus der Ausstellung sämtlich nach auswärts. Den „Blick ins Unendliche" hat aber die Kommission des Kunstvereins sich nachträglich entschlossen anzukaufen, in der Ueberzeugung, daß dieses großartige Alterswerk Hodlers für Basel gesichert werden müsse, um eine längst fühlbare Lücke in unserm Kunstbesitz auszufüllen, in welchem der Meister bisher ganz unzulänglich vertreten war. Die Ankaufssumme wird zum Teil durch eine öffentliche Sammlung aufgebracht.

Im Februar waren neben Hodlers Werken drei weitere Kollektionen ausgestellt, von Martha Stettler (Bern-Paris), von Carl Montag (Winterthur-Paris) und von E. Hornung (Genf). An ihre Stelle traten im März eine Gruppe schweizerischer Kleinmaler und Vertreter der Phantasiekunst wie Albert Welti Sohn, Karl Itschner, Ernst Kreidolf u. a. Diese schwer zu besammelnden, abseits von der großen Heerstraße ihre eigenen Pfade wandelnden schweizerischen Malerpoeten in einem reicheren Gesamtbilde vorzuführen, ist wohl eines zweiten Versuches wert, der später unternommen werden soll.

Im April füllte sämtliche Räume der Kunsthalle die VII. Ausstellung der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Frühere Veranstaltungen dieser bedeutendsten Künstlergenossenschaft der Schweiz, die in allen Gauen unsres Landes zahlreiche Mitglieder zählt, waren vielleicht eher geeignet, von der Höhe des einheimischen Kunstschaffens einen richtigen Begriff zu geben, als gerade die diesmalige, auf Basel als Ausstellungsort entfallende. Ihre Zusammensetzung litt, trotz zahlreicher Beteiligung von 200 Schweizer Künstlern aus den verschiedenen Landesteilen, unter der zeitlichen Nähe des eidgenössischen Salons, dessen Eröffnung für Mitte Mai bevorstand. Der Gesamteindruck der Ausstellung war sehr

bunt, da jeder Einsender nur mit einem oder höchstens zwei Werken vertreten war. Doch wäre sie vorübergegangen, ohne großes Aufsehen zu erregen, wenn nicht an das von einem jungen Solothurner, Werner Koch aus Dornach, verfertigte Plakat sich eine Polemik angeknüpft hätte, die auch unsre kantonalen Behörden ausnahmsweise mit der lebenden Kunst in Kontakt brachte.

Das zweite Kunstereignis des Jahres, dem wiederum glücklicherweise eine Dauer von zwei Monaten beschieden war, war die Arnold Böcklin-Ausstellung im Mai und Juni. Sie bestand aus dem von Florenz nach der Schweiz verbrachten Nachlaß, aus dem Basler Privatbesitz und aus den vom Museum hergeliehenen Frühwerken, die ein Bild von Böcklins Kunst vervollständigen halfen, sehr verschieden von dem, das man vom großen Jubiläum in Erinnerung hat. Es war nicht der Böcklin der lauten Farbenklänge, der romantischen Szenerien, der Fabelwesen des Waldes und Meeres. An den Wiedererwecker der antiken Gestaltenwelt erinnerten bloß das zarte Frühwerk der „Römischen Weinschenke", der Kopf der „Sappho" und das späte Meerbild mit dem homerischen Märchen vom Polyphem. Dafür sah man Böcklins Werden von den Zeichnungen des Knaben an, konnte spüren, wie der Genius langsam seine Schwingen regt, wie er in der römischen Natur sich von der Landschafterkonvention seiner Zeit frei macht, um dann in der „Jagd der Diana" eine Meisterleistung zu vollbringen, die in der ganzen deutschen Kunst jener Jahre ihresgleichen nicht hat. Ueberraschend war es sodann, dieser Ausstellung zu entnehmen, daß Böcklin im Basler Privatbesitz sehr wesentlich als Bildnismaler weiterlebt, zumal in einer Reihe von Frauenbildern, die über das Porträtmäßige hinaus schon in der ganzen Bildhaltung und dann im Wesen der Dargestellten, das unter der Hand des Meisters eine stille Größe empfängt, den klassischen Geist ihres Schöpfers verraten. Unter diesen Porträtschöpfungen erschien auch das in H. A.

Schmids Böcklin-Werk als verschollen aufgeführte Bildnis der Frau Angela als Braut.

Vor den monumentalen Eigenschaften des unvollendeten Spätwerks der „Melpomene“ endlich mußte das Bedauern darüber erwachen, daß Böcklin so selten dazu berufen wurde, im Großen zu schaffen, und zugleich die Genugtuung, daß wenigstens zwei derartige Aufträge ihm aus Basel geworden sind. Der eine derselben war die Bemalung des Sarasinschen Gartensaales. Die dortigen Fresken waren durch Entgegenkommen der Besitzerin während der Dauer der Ausstellung öffentlich zugänglich.

Neben Böcklin hatte die raffinierte, dekadente Kunst Max Oppenheimers (Zürich), der als Maler, Zeichner und Radierer vertreten war, einen schweren Stand.

Im September fand das inzwischen als Eigentum des Kunstvereins nach Basel zurückgekehrte Monumentalbild Ferdinand Hodlers, der „Blick ins Unendliche“, im großen, während des Sommers renovierten Oberlichtsaal der Kunsthalle nochmals seine Aufstellung. Zwei Nummern der „Beiträge“ sind ihm gewidmet worden. Außerdem hielt der Genfer Maler Alexandre Mairet, ein Freund Hodlers, auf Einladung des Kunstvereins einen Vortrag mit Lichtbildern über des Meisters Lebenswerk.

Den neben Hodlers Wandbild freibleibenden Raum im großen Saale nahmen Plastiken von Wilhelm Lehmbruck (Berlin) ein, einem der bekanntesten deutschen Vertreter des in Anlehnung an die Gotik wie an ägyptische und altgriechische Vorbilder entwickelten neuen plastischen Stils. Unter den übrigen Ausstellern ist vor allem der junge Basler Niklaus Stöcklin zu nennen, der durch originelle Bildvorwürfe, durch eine minutiöse Wiedergabe des Einzelnen in Nachahmung der italienischen und deutschen Primitiven, sowie durch eine Frühreife der kompositionellen und koloristischen Begabung überraschte.

Der Oktober brachte nach Basel eine hochbedeutende Veranstaltung, die wir den außerordentlichen Zeitverhältnissen zu verdanken haben. Eine Reihe deutscher Museen und deutscher Sammler hatten ihre Schätze hergegeben, um die Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts im Glanze ihrer besten Namen in der Schweiz zu zeigen, in der Aufeinanderfolge der Generationen von Ludwig Richter bis zu Liebermann und seinen Nachfolgern. Außer Feuerbach und Thoma, die hervorragend vertreten waren, traten durch den Reichtum an Werken besonders hervor einerseits der Münchner Kreis, die Leibl, Trübner, Schuch, denen wir den nach Basel verzogenen Genossen Schider beifügen konnten, und dann die Berliner Gruppe des deutschen Impressionismus. Zu einigen frühen Bildern des großen Deutschrömers Marées, dessen Lebenswerk für die Zukunft der deutschen Kunst die größte Bedeutung haben wird, trat als willkommene Ergänzung eine Fülle von Zeichnungen dieses Meisters, die ein Winterthurer Sammler zur Verfügung stellte. Vereinzelte Bereicherung erfuhr die Ausstellung aus hiesigem Privatbesitz. Eröffnet wurde dieselbe durch einen Vortrag von Prof. F. Rintelen, einen zweiten Vortrag hielt später der Konservator der Kunsthalle. Als Vorwort zum reich illustrierten Katalog gab Dr. R. Riggenbach einen historischen Ueberblick über die Kunstentwicklung in Deutschland des 19. Jahrhunderts.

Wenn schon die Kunsthalle bei ihren teilweise hervorragenden Darbietungen sich mitunter über Teilnahmlosigkeit des Publikums zu beklagen hatte — sogar die Böcklinausstellung war, weil sie nicht den populären Böcklin vorführte, eher schwach besucht —, so machten in dieser Beziehung noch schlimmere Erfahrungen die beiden zu Ende des letzten Jahres neu eröffneten Kunstsalons. Die kleinen qualitätvollen Veranstaltungen bei Wepf, Schwabe & Co. wurden, nachdem im November der Basler Rudolf Urech als letzter Aussteller Zeichnungen und Lithographien dort

gezeigt hatte, abgebrochen. Ungefähr gleichzeitig begannen dafür J. E. Wolfensberger in der Gerbergasse und die Galerie Corray an der Schifflände ihre Tätigkeit. Beide Institute waren bemüht, sich auf einem hohen Niveau zu halten. So bot Wolfensberger in seiner Eröffnungsausstellung neben einem kostbaren Gauguin aus seinem Zürcher Besitz eine Vereinigung der besten Schweizer Namen. Das Programm, das dann im folgenden Jahre durchgeführt wurde, brachte u. a. Kollektionen des belgischen Modernen Verhoeven, F. Hodlers, der Zürcher Sektion der Schweizer Maler, Bildhauer und Architekten, des Genfers Ed. Vallet, dazwischen zahlreiche graphische Serien. Das Weiterbestehen der Wolfensbergerschen Filiale in Basel soll aber nunmehr in Frage gestellt sein.

Die Galerie Corray begann ihre kurze Laufbahn damit, daß sie ihren Besuchern zeigte, wie die Werke unserer jungen Basler sich in kleineren intimen Räumen ausnehmen. Sie gewährte in der Folge noch wiederholt der Kunst unserer engeren Landsleute Obdach, brachte moderne französische und russische Gemälde, außerdem ältere Kunst, Proben unseres einheimischen Kunstgewerbes, und als Clou ihrer Darbietungen eine Ausstellung der extremen modernen Berliner „Sturm"-Vereinigung, mit führenden Namen wie Kokoschka, Kandinsky, Kubin, Paul Klee. Doch vermochte sich dieser Kunstsalon nicht zu halten und hat seine Tore bereits wieder geschlossen.

Es sei am Schlusse dieser kurzen Uebersicht der Wunsch ausgesprochen, daß unser Kunstleben durch regere Beteiligung des gesamten Publikums einen neuen Aufschwung nehmen möge. Bei den Ausstellungen müssen die Besucherzahlen wie auch die Anzahl der Verkäufe sich heben. Sonst werden wir auf diesem ganzen Gebiet von anderen Schweizerstädten endgültig überflügelt.

D. Architektur.

Was über die Verminderung der Bautätigkeit seit dem Krieg letztes Jahr schon gesagt worden ist, gilt für die Periode 1916—1917 noch in erhöhtem Maß. Außer einigen Industrien, welche durch die Verhältnisse zu oft ganz beträchtlichen Vergrößerungen ihrer Betriebe gezwungen sind, haben Private und Staat außerordentlich wenig gebaut. Die Gründe dieser Einschränkung sind wohl nicht nur in der Unsicherheit der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zu suchen, sondern vielleicht mehr noch in der Schwierigkeit der Beschaffung und in der Verteuerung vieler Baumaterialien und in der stets zunehmenden Erhöhung der Arbeitslöhne.

Wohl der bedeutendste Bau, der dieses Jahr zu nennen ist, ist die Erweiterung des Museums. Es galt, für die Unterbringung der ethnographischen Sammlung ein mit dem alten Museum verbundenes, für sich aber sonst selbständiges Gebäude zu errichten. Für die Architekten Vischer und Söhne war die Arbeit keine leichte in Anbetracht des verwinkelten und unebenen Bauplatzes. Außerdem mußte der alte Rollerhof vorläufig geschont und dennoch darauf Bedacht genommen werden, daß eine eventuelle spätere Vergrößerung, welche die ganze Ecke Münsterplatz-Augustinergasse ausfüllen würde, sich gut angliedern ließe. Dem auf der Straße Wandelnden zeigt sich von den Neubauten nichts, als das schon 1916 vollendete Eckhaus am Schlüsselberg; das andere bleibt hinter den alten Häusern am Münsterplatz verborgen. Dementsprechend sind die Fassaden sehr einfach gehalten, auch im Innern ist außer im Treppenhaus und Vestibul keinerlei architektonische Wirkung gesucht; hier sollen allein die ausgestellten Objekte zur Geltung kommen. Im Erdgeschoß und in drei Stockwerken mit hell beleuchteten Räumen ist die ganze umfangreiche Sammlung übersichtlich aufgestellt, die früher in wenigen Lokalitäten oder wegen Raummangels meistens in den Depots des alten Museums zusammengedrängt war.

Angesichts solcher Schätze, die diese Depots geborgen haben, fragt man sich, wann wohl einmal die dort schlummernden Reichtümer der Kunstsammlung ihre Wiedergeburt erleben? Doch können wir auch dieses Jahr den Beginn der Bauarbeiten des neuen Kunstmuseums leider noch nicht vermelden.

Sonst ist in der innern Stadt wenig Neues entstanden, nur einige Umbauten sind zu nennen. Zum erstenmal seit längerer Zeit haben die Münstertürme ihr Aeußeres zum Teil in Gerüste verhüllt; denn die feinen spätgothischen Steinhauerarbeiten wurden eben immer und immer wieder von Wind und Wetter angegriffen und müssen ergänzt und geflickt werden.

In der Rittergasse 25 ist das Haus zum Tiger durch die Basler Baugesellschaft einer gründlichen Renovation unterzogen worden, die das Aeußere indes nur wenig geändert hat.

Ebenso gegen außen unmerkbar sind die Renovationsarbeiten im Haus zum Paradies, Aeschenvorstadt 13, die durch die Architekten Suter und Burckhardt vorgenommen wurden.

Die an der Spitalstraße liegende Haut- und Ohrenklinik des Bürgerspitals ist durch einen Stockwerkaufbau mit einem neuen Dach in ihrer äußerer Erscheinung ganz bedeutend verbessert worden. Die Architekten sind Burckhardt, Wenk u. Cie.

Bevor wir die innere Stadt verlassen, bleibt uns noch übrig, einen Blick in den großen Tee- und Erfrischungsraum des Singerhauses zu werfen. Er besteht in der Hauptsache aus einem durch zwei Stockwerke durchgehenden Saal, der mit einer flachen Kuppel überwölbt ist, und dessen besonderen Reiz eine oben im Kreis rund herumlaufende Gallerie bildet. Die Formen sind durchaus modern, dem Zweck des Raumes gut angepaßt. Die übrigen Teile des von den Architekten Eckenstein und Bercher erbauten

Hauses sind schon im letztjährigen Bericht einer Besprechung gewürdigt worden.

Wenden wir uns im weiteren den Außenquartieren des Ost-Plateaus zu, übergehen wir den noch unfertigen, erst der nächstjährigen Betrachtung zufallenden Umbau des Hauses Gartenstraße 22, so finden wir inmitten grüner Bäume im alten Garten der Liegenschaft St. Jakobsstraße 110 eine neue Wäsche-Fabrik in einfachem Putzbau; auch das an der Straße liegende alte Wohnhaus hat einige bauliche Umänderungen erfahren. Auf dem gleichen Areal sind an der Groß-Peterstraße zwei einfache Reihenhäuser entstanden. Alle diese Arbeiten stammen von Architekt Ernst Mutschler.

Von der gleichen Hand ist auch das kleine Einfamilienhaus in der Ecke zwischen der Münchensteinerstraße und dem Eingangsweg zum Wolfgottesacker.

Das Kirchlein in St. Jakob hat durch die Architekten Vischer und Söhne einen neuen Dachreiter erhalten, der zum übrigen vorzüglich paßt. Auch das Dach ist renoviert und das ganze Gebäude frisch verputzt worden. Ein breites Vordach zieht sich über die Vorderfassade und schützt das neue Eingangstor und die beiden von Kunstmaler Pellegrini angefertigten Mauergemälde.

Im Gundeldingerquartier sind vor allem zwei Fabrikneubauten anzuführen, nämlich die durch ihre Gesamtform und ihre Fassadengliederung sehr anmutig wirkende Spinnerei in der Zwingenstraße 12 von Architekt Lenzinger aus St. Gallen und die Glühstrumpffabrik an der Güterstraße 84 von Architekt Ernst Mutschler. Letztere ist leider von der Straße aus schlecht zu sehen, weil andere Häuser davor stehen; es ist ein großer, architektonisch gut und einfach gegliederter Bau.

Unzweifelhaft eine der besten künstlerischen Leistungen des verflossenen Jahres ist der Polizeiposten an der Bruderholzstraße, erbaut vom Baudepartement unter

Leitung von Hochbauinspektor Leisinger. Der althergebrachte Charakter des Polizeipostens wird durch die Halbsäulenstellung im Erdgeschoß markiert. Darüber liegt auf massivem Gesims ein Stockwerk mit breiten Fenstern und grünen Läden.

Auf dem Bruderholz ist das einzige größere Privathaus, das wir zu nennen haben, im Entstehen begriffen. Der von Architekt E. Heman ausgeführte, vornehm aussehende Bau ist teilweise noch von Gerüsten umgeben, weshalb wir eine nähere Besprechung auf später verschieben müssen.

Auf dem Westplateau sind zwei Häuser an der Rütimeyerstraße zu erwähnen; das eine Nr. 16, ein eingebautes Reihenhaus von Architekt Rudolf Flügel, das andere an der Ecke gegen die Oberwilerstraße von Architekten Gebrüder Stamm, ist auch im Rohbau fertig.

An der Gotthelfstraße ist auf großer offener Fläche der homöopatische Spital von den Architekten Burckhardt, Wenk u. Cie. erstellt worden. Das symetrisch angelegte Gebäude teilt sich in den hohen Mittelbau, auf dessen Dach ein Sonnenbad geschickt eingefügt ist, und in die beiden Seitenflügel mit den schweren Mansardendächern und den vorgebauten Liegeterrassen. Alle Mauerflächen sind weiß verputzt, als einzige Zierform steht darin das große Hauptportal.

Unsere Rundreise durch Großbasel müssen wir wieder bei einigen Industriebauten abschließen, nämlich bei den Lagerhallen und andern Neubauten der Chemischen Fabrik vormals Sandoz an der Fabrikstraße. Der Architekt Ernst Eckenstein hat diese Gebäude, wo es anging, in architektonisch gute Außenformen gegossen; die meisten sind mit Kunststeinverkleidung in strenger Pilaster-Architektur durchgeführt.

Im Kleinbasel spielen einzig wieder die industriellen Bauten eine Rolle, und auch hier sind die Bestrebungen der

Architekten hervorzuheben, aus diesen Nutzanlagen, deren Dimensionen und Umrisse durch die eingebauten Maschinen und Apparate meist genau bestimmt sind, eine architektonisch befriedigende Form zu geben.

Wohl das imposanteste und größte Bauwerk dieser Art scheint den Architekten Vischer und Söhne in dem neuen Vergrößerungstrakt der chemischen Fabrik Joh. Rud. Geigy u. Cie. an der Sandgrubenstraße gelingen zu wollen. Der größte Teil davon befindet sich noch unter dem Gerüst, doch läßt sich die Gesamtgruppierung gut erkennen. Fertig sind das Kesselhaus mit dem Kamin und einige neue Hallen im Innern des Komplexes.

Bei den verschiedenen Neubauten der Gesellschaft für chemische Industrie war Architekt Fritz Stehlin genötigt, lauter kleinere, einzelstehende Hallen zu errichten, was natürlich weniger günstig wirken muß, als ein großer, zusammenhängender Bau. Für die einzelnen Pavillons, die oft ganz verschiedene Dimensionen aufweisen, wurden gute Lösungen gefunden; besonders hervorzuheben ist das langgezogene Gebäude am Rhein, an der Uferstraße. Es interessiert vielleicht zu wissen, daß auf dem Areal zwischen Klybeck- und Mauerstraße der höchste Kamin Basels und der ganzen Schweiz aufgeführt worden ist. Anders gestaltet, als die Fabrikhallen und mehr einem Privathaus ähnlich, ist der abseits gelegene Bau der physiologischen Versuchsanstalt an der Dreirosenstraße.

Die beiden noch im Bau begriffenen Färbereien am Wiesendamm und an der Hochbergerstraße seien hier einstweilen bloß vorerwähnt und mögen als günstiges Zeichen für die Entwicklung der Basler Industrie angesehen werden.

Wenn wir uns in üblicher Weise zum Schluß nach den im verflossenen Jahr ausgeschriebenen Plan-Konkurrenzen umsehen, so ist nur der unter Basler Architekten ausgeschriebene Wettbewerb für eine protestantische Kirche mit Ge-

meindesaal und Pfarrhaus an der Gundeldingerstraße zu nennen. Trotzdem die Arbeit infolge des ziemlich engen und ungünstig gelegenen Bauplatzes keine leichte war, ist eine große Anzahl guter Projekte eingelaufen. Mit einem ersten Preis bedacht wurde der Entwurf der Basler Baugesellschaft mit Architekt Hans Bernoulli, einen zweiten, dritten und vierten Preis erhielten die Architekten Albert Gyßler, Paul Studer und Willy Kehlstadt.

Basler Chronik

vom 1. November 1916 bis zum 31. Oktober 1917.

Von Dr. Fritz Baur.

Während des dritten Kriegsjahres bekam Basel die Wirkungen des Krieges auf allen Lebensgebieten noch empfindlicher zu spüren als im ersten und im zweiten. In dem Zeitraum, über den sich diese Chronik erstreckt, vom 1. November 1916 bis zum 31. Oktober 1917 machte sich das Kämpfen jenseits unserer Grenze mit einer oft erschreckenden Deutlichkeit sichtbar und hörbar. Wozu hier mit genauen Angaben von Zeit und Ort jeden einzelnen Fall erwähnen? Wiederholt überflogen auswärtige Flugzeuge unser Gebiet, nicht zum Behagen unserer Bevölkerung, denn bei La Chaux-de-Fonds und bei Pruntrut waren von solchen Fliegern schon Bomben abgeworfen worden, und selbst wenn der Fremdling in den Lüften sah, daß er über Schweizer Boden schwebte, und seine Bomben für sich behielt, so konnten die Geschosse unseres eigenen Abwehrfeuers die Bevölkerung gefährden.[1]) Das Donnern der schweren Artillerie von der Grenze her verstummte nie auf längere Zeit. Man glaubte beobachten zu können, daß es immer dann zu besonderer Stärke anschwoll, wenn auf irgend einem Gebiete des Kriegsschauplatzes, etwa in Flandern oder in der Champagne, größere Kampfhandlungen in Vorbereitung oder im Gange waren. Am nächtlichen Horizont kam es manchmal zu eigentlichen Feuerwerken, wenn in klaren Nächten die Strahlen

---

[1]) Am 2. November überflog ein schweizerischer Fesselballon unsere Stadt. In den Freibergen hatte er sich bei heftigem Sturm losgerissen und landete in der Nähe von Schönau im Wiesental. Seine beiden Insaßen wurden bald wieder ausgeliefert.

der Scheinwerfer sich kreuzten, die bunten Leuchtkugeln auf- und niederstiegen und das Aufblitzen der Geschütze an den Abhängen der Vogesen von der Stadt aus sichtbar wurde. Zu Hunderten versammelten sich an solchen Abenden die Schaulustigen auf der Margaretenterrasse und auf der Bruderholzhöhe. Aber einen tiefern Eindruck machten weder die ungebetenen Luftbesuche, noch das kriegerische Konzert, noch dies unheimliche Schauspiel mehr auf die Bevölkerung. Man ist in dreijähriger Gewöhnung abgestumpft worden.

Auch dem Leben in den Gassen der Stadt drückte der Krieg immer noch seine Zeichen auf. Schweizer Wehrmänner aller Waffengattungen und verschiedener Landesteile lernten auf Grenzwacht die Stadt Basel kennen. Der Vorbeimarsch größerer oder kleinerer Abteilungen, der vor dem Kriege einen Volksauflauf würde erregt haben, vermochte jetzt kaum mehr die Aufmerksamkeit der Gassenjugend zu fesseln.

Unsere eigene baselstädtische Mannschaft wurde wiederholt unter die Fahnen gerufen. Infanterieregiment 22 war am 19. Dezember 1916 nach 16wöchigem Grenzdienst zurückgekehrt. Schon am 24. Januar 1917 wurde es unerwarteterweise neuerdings aufgeboten. Der Bundesrat erklärte zwar beruhigend, es handle sich nicht um eine unmittelbar drohende Gefahr. Bloß schließe die Lage nicht aus, daß es plötzlich nahe an unsern Grenzen zu heftigen Zusammenstößen kommen könnte. Für solche Fälle sei ein starker Grenzschutz wünschenswert. Aber dennoch bot das unvermutete Aufgebot ängstlichen Gemütern Anlaß zu Gerüchten über in unserer unmittelbaren Nähe bevorstehende Völkerschlachten.

Auch sonst gab die Verfügung den Anlaß zu allerlei Gerede. Denn das Aufgebot traf viele, und nicht bloß die eben erst aus strengem Dienste zurückkehrenden Wehrmänner sehr hart. Es wirkte auf das geschäftliche Leben Basels empfindlicher als die früheren Mobilisationen, weil das

Personal sämtlicher Geschäfte bei der längern Dauer des Krieges immer ausschließlicher sich aus einheimischen Kräften zusammensetzt und darum auch schweizerischer Militärdienst umso klaffendere Lücken reißt. Es wurden große Geschäfte genannt, die bis zu 80 Angestellte mußten ziehen lassen. Kleinere sahen sich vor die Frage gestellt, ob sie ihren Betrieb mit dem eingeschränkten Personal überhaupt aufrecht erhalten könnten. Die Beamten des Postdienstes z. B. wurden in so großer Zahl in Mitleidenschaft gezogen, daß eine Reihe städtischer Postfilialen mußte geschlossen werden. Wohl dröhnten gerade damals durch die kalten Winternächte besonders vernehmbar die Kanonen herein. Türen und Fenster schienen mit ihrem Erzittern den unwillkommenen Schritt des Bundesrats zu rechtfertigen. Aber die in das bürgerliche Leben tief einschneidenden Folgen der Mobilisation wurden darum nicht erträglicher. Am 25. März wurde das Regiment entlassen.

Es stellte sich nach Entlassung des Infanterieregiments 22 besonders empfindlich heraus, daß viele baselstädtische Wehrpflichtige unter dem Verdienstausfall, den die wiederholten Aufgebote mit sich brachten, schwer litten. Manche waren arbeitslos, ihre Familien brotlos geworden. Da bildete sich aus Angehörigen des Regiments ein Ausschuß, der durch Veranstaltung eines Regimentstages die Unterstützungskasse der Einheit zu speisen unternahm. Am auserwählten Tag, Sonntag, 22. April, verkauften in allen Straßen der Stadt junge Mädchen und Pfadfinder Blumen, ein Regimentalbum, humoristische Soldatenzeitungen, Plaketten u. dergl. Auf dem Markt fand ein Vormittagskonzert am Abend im Gundeldinger Kasino eine Abendunterhaltung statt. Es kam der Veranstaltung zu gut, daß verhältnismäßig günstige Witterung herrschte und daß der Tag als Haupttag der Mustermesse eine riesige Menschenmenge nach Basel gelockt hatte. Das Nettoergebnis belief sich auf 26 000 Fr. Davon wurden 3000 Fr. dem Spezialfonds des Landwehr-

bataillons 144 zugewiesen, 23 000 blieben dem Unterstützungsfonds des Infanterieregiments 22.

Allein nicht alle Notleidenden des Regiments konnten sich an die Unterstützungskasse wenden, weil sie nicht unmittelbar von Not bedroht oder eigentlicher Arbeitslosigkeit preisgegeben waren. In dieser Lage befanden sich die selbständigen Kleingewerbetreibenden und Handwerker. Sie beklagten sich, daß während ihrer langen, oft wiederholten Dienstzeit ihre Kunden sich verlaufen, daß selbst Behörden sich der Konkurrenz zuwenden, und daß sie diesen Ausfall an Verdienst schwer zu spüren bekommen, ganz abgesehen von dem bittern Gefühl, das eine derartige Belohnung der dem Vaterland geleisteten Dienstpflicht bei ihnen wecken muß. Am 23. Mai fand eine Versammlung dieser Wehrmänner statt, an der die Sache lange besprochen und in deren Folge das Publikum ermahnt wurde, diese Umstände bei der Vergebung von Arbeiten zu berücksichtigen.

Außer dem Auszug hatte auch Landwehrbataillon 144 wieder Dienst zu leisten, und zwar vom 26. März bis zum 5. Juni. Die Landwehrmänner wurden dabei zu ihrer Genugtuung auch zur Grenzbesetzung, nicht bloß zum Dienst im Innern des Landes verwendet. Dagegen lag ausschließlich Wachtdienst dem baselstädtischen Landsturmbataillon 51 ob. In zwei Abteilungen stand es während des Sommers in der Urschweiz, teils im Kanton Uri, teils in Schwyz. Auch diese ältesten unter unsern Dienstpflichtigen bewiesen gelegentlich auf strammen Ausmärschen ihre Leistungfähigkeit.

Nicht bloß schweizerische Uniformen verliehen unserm Stadtbild einen ungewohnten Anstrich. Basel beherbergt längst eine bescheidene Zahl deutscher Internierter, die zum Teil unsere höhern Lehranstalten besuchen, zum Teil in unsern Krankenhäusern verpflegt werden. Zu Anfang Dezember 1916 stellten deutsche Internierte im Stadtkasino ihre Arbeiten aus. Damit in Verbindung brachten die

nächsten Nachmittage und Abende eine Folge musikalischer und deklamatorischen Darbietungen, deren Kosten teils von Internierten (u. a. Alexander Moissi), teils von hiesigen Deutschen (z. B. Mitgliedern des Stadttheaters) bestritten wurden und sich außerordentlich starken Zuspruches der hiesigen Bevölkerung erfreuten. Prinz Max von Baden nahm an den Veranstaltungen vom 4. Dezember teil. Gegen Ende des Monats Mai wurde im Stadtkasino eine große Ausstellung von Arbeiten Internierter der Entente veranstaltet. In Verbindung damit gab es ein Konzert des Orchestre symphonique des Internés alliés, eine Abendunterhaltung mit Nationaltänzen der schottischen Highlanders u. dgl. Da auch das ganze Arrangement und der Dienst der Ausstellung von Internierten der alliierten Mächte besorgt wurde, so sah in diesen Tagen die Umgebung des Stadtkasinos recht international aus. Mit den grauen schweizerischen und den deutschen Uniformen mischten sich die horizontblauen der französischen und die khakifarbenen der englischen Truppen, und mit Erstaunen bewunderte groß und klein die buntgewürfelten Stoffe und die fremdartigen Trachten der Hochländer.

Mit der langen Dauer des Krieges mehren sich trotz allen Absperrungsmaßregeln die Fälle von Desertionen über die Schweizer Grenze, die in unserer Gegend naturgemäß nur deutsche Soldaten betreffen, sowie solche des Entweichens von Gefangenen, die einer der alliierten Mächte angehören, über die Grenze von Deutschland. Zu diesen stellen die Russen ein ansehnliches Kontingent. Sie werden, wie man erfährt, in Süddeutschland neben gefangenen Rumänen häufig als landwirtschaftliche Hilfsarbeiter verwendet. Einzelne Dörfer des badischen Oberlandes sollen ihrer Hunderte beschäftigen. Mancher, dem es gelingt, den Rhein zu überschwimmen, wird da dem Platzkommando Basel zugeführt und von diesem weiter nach Bern geliefert. Daß der Versuch oft auch fehlschlägt, das

beweisen die Aussagen derer, die bis auf den gastlichen Boden der Schweiz gelangten, und gelegentlich aus dem Rhein geländete Leichen von Unbekannten . . .

Nicht alle Gäste, die die kriegführenden Länder uns zusandten, traten in Uniform vor uns. Im Sommer häuften sich wie in der ganzen Schweiz, so auch in Basel die Darbietungen auswärtiger Künstler. Diese Besuche gehören, genau genommen, ins Kapitel der Kunstchronik. Sie müssen aber auch hier erwähnt werden, weil alle diese Gastspiele des Orchestre du Conservatoire und des Théâtre Français in Paris, des Gewandhausorchesters in Leipzig und des Reinhardtschen Deutschen Theaters in Berlin neben den künstlerischen Zielen, ja vielleicht über ihnen, politische Propagandazwecke verfolgten. Alle diese Darbietungen erzielten trotz den zum Teil sehr hohen Preisen großen Erfolg, ein Beweis, daß wenigstens in künstlerisch interessierten Kreisen keine Not herrscht. Freilich hatte das künstlerische Ueberangebot auch die Folge, daß bescheidenere einheimische Veranstaltungen ähnlicher Art unter mangelndem Zuspruch litten. So erzielte ein vom Spiel des Landwehr-Infanterriegiment 44 (dem auch das baselstädtische Bataillon 144 angehört) am 2. Juni im Musiksaal veranstaltetes Wohltätigkeitskonzert wegen geringen Besuches ein klägliches Ergebnis. Es wurde deshalb unmittelbar nachher eine freiwillige Sammlung für die notleidenden und stellenlosen Angehörigen des Regiment an die Hand genommen.

All die auf Auge und Ohr unmittelbar wirkenden Aeußerungen des Krieges aber empfanden wir nur gleichsam nebenbei. Nicht bloß hatte sich deren Wirkung durch lange Gewöhnung abgebraucht. Sie kamen gar nicht auf neben den in alle Lebensgebiete immer tiefer einschneidenden mittelbaren Kriegsfolgen. Alle Schichten der Bevölkerung ohne Ausnahme sahen sich in ihrer wirtschaftlichen Existenz aufs schwerste bedroht. Lebensgewohnheiten, die

uns durch jahrzehntelange Uebung zur zweiten Natur geworden waren, Bedürfnisse, auf die wir geglaubt hatten, gar nicht mehr verzichten zu können, wurden uns durch den bittern Zwang der Verhältnisse ohne weiteres abgeschnitten. Namentlich seit Deutschland den uneingeschränkten Unterseebootkrieg eröffnet und dadurch den überseeischen Verkehr aufs äußerste erschwert hatte, und seit Amerika in den Krieg eingetreten war, sah sich die Schweiz auf ihre eigene Bodenerzeugung als die einzige zuverlässige Quelle ihrer Versorgung angewiesen. Denn auch die mit Amerika verbündeten Nachbarländer wurden durch den Unterseebootkrieg in ihrer überseeischen Verpflegung aufs höchste beeinträchtigt und verschlossen ihre Grenzen immer dichter jeglicher Ausfuhr.

Die nächste Folge dieser Verhältnisse war ein unerwarteter Aufschwung der Kleingartenbewegung. Schon im zweiten Kriegssommer hatten die Kleingärten rings um die Stadt mächtig zugenommen. Aber es schien noch bei weitem nicht in genügender Weise für die Bedürfnisse der Einwohnerschaft gesorgt. Zu Beginn des Winters, im November 1916 sah sich unter dem Einfluß der Mißernte die staatliche Lebensmittelversorgung zeitweise außerstande, den weitgehenden Begehren der Bevölkerung um Kartoffeln zu entsprechen. Es mußte bei ihrer Verkaufsstelle auf dem Markt, um den Andrang in Schranken zu halten, Polizei in Anspruch genommen werden. Der Mangel an einheimischen Kartoffeln und die Unmöglichkeit, aus dem Ausland genügende Mengen rasch flüssig zu machen, lastete schwer auf der Bevölkerung. Die Erinnerung daran wirkte mit, um weiten Kreisen die Kleingartenbewegung nahe zu legen. Die Behörden taten zur Förderung das Ihrige. Große, dem Staat gehörige Grundstücke, wie der Schützenmattpark und die Festwiese, wurde gänzlich in Kleingärten aufgelöst und dem Gemüsebau überantwortet. In der Person von Dr. Ad. David wurde ein besonderer staatlicher Komissär für diese Pflanzungen bestellt. Um die ganze

Stadt legte sich ein Gürtel dieser kleinen Gärten. Es sollen ihrer rund 4000 gewesen sein. An den Orten, wo sie große Gebiete bedeckten, wie z. B. beim Isaak Iselin-Schulhaus, auf der Festwiese, beim Thiersteinerrain, am Dreispitz im östlichen Gundeldinger-Viertel, auf dem Gellertfeld, am Birskopf oder an der Schwarzwaldallee boten diese Felder mit den fleißig sie bearbeitenden Familien zu jeder Jahreszeit ein neues, immer ein hocherfreuliches Bild. Es konnte der größte Teil der Begehren nach Pflanzland berücksichtigt werden. Da das Jahr 1917 reichen Segen brachte, so dürften die Pächter in der Mehrzahl den erwünschten Lohn ihrer Mühen gefunden haben. Es sind Veranstaltungen getroffen, daß im kommenden Sommer, auch wenn die Nachfrage sich noch wesentlich steigern sollte, alle Wünsche können befriedigt werden.

Zu den bezeichnenden Erscheinungen des Krieges gehört das lebhafte Interesse, das allenthalben den Fragen der Landwirtschaft, dem Wachstum der Nahrungs- und Futterpflanzen entgegengebracht wird, auch in Kreisen, die sich darum sonst herzlich wenig kümmerten. Die Witterungsverhältnisse z. B. wurden fast ausschließlich von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt. Das hat uns die Schwierigkeit der Nahrungsmittelversorgung, die Sperrung der Grenzen, das Zurückhalten der überseeischen Zufuhr gelehrt. Die vielen Gärtchen öffneten manchen, die sich bis dahin nicht Rechenschaft darüber gegeben hatten, woher ihre tägliche Nahrung stammte, den Blick für die zahlreichen Schwierigkeiten, gegen die der Landwirt zu kämpfen hat, und für die Bedeutsamkeit der Witterungsverhältnisse in unserm Lebenshaushalt.

Vielleicht ist die Einsicht in die Wichtigkeit der einheimischen Erzeugung einer der namhaftesten Gewinne, die uns der Krieg gebracht hat. Wenn bloß das Gemüse und Obst aus dem Sundgau und aus dem Markgrafenland ausgeblieben wären, das wäre das schlimmste noch lange nicht. Aber auch die Brotfrucht drohte der Schweiz entzogen zu

werden. Die Steinkohle, auf die unsere Industrie zum Leben unbedingt angewiesen ist, rollte knapp und knapper herein, an wichtigen Rohstoffen, wie Eisen und Seide herrschte Mangel, alles Dinge, die die Schweiz entweder gar nicht oder nur in durchaus ungenügenden Mengen selber hervorbringt.

Was die Brotversorgung anbetrifft, so haben wir seit Ausbruch des Krieges das Getreidemonopol des Bundes. Es untersteht dem eidgenössischen Militärdepartement. Schon in der ersten Hälfte unserer Berichtsperiode erging für die ganze Schweiz das Verbot, frisch gebackenes Brot zu genießen und wurde in Basel strenge innegehalten. Die Brotkarte, die die kriegführenden Völker längst kennen, hielt bei uns am 1. Oktober 1917 ihren Einzug. Es fehlte nicht an Stimmen, die es tadelten, daß mit deren Einführung so lange gezögert worden ist. Uns steht kein Urteil darüber zu, ob dieser Tadel berechtigt war. Die Zukunft wird darüber zu entscheiden haben. Nach den bisherigen allerdings recht kurzen Erfahrungen ist mit der dem Einzelnen zugeteilten Tagesration von 250, für Schwerarbeiter 350 Gr. Brot auszukommen.

Am 7. März erließ die Regierung in Ausführung eines Bundesratsbeschlusses scharfe Bestimmungen über Einschränkung der Lebenshaltung. Sie bezogen sich vor allem auf den Fleischgenuß und gestatteten Ausnahmen auch nicht für festliche Anlässe. Besondere Bestimmungen für Kranke wurden vorbehalten. Doch unterlagen auch ärztliche Anordnungen mit diesem Inhalt einer Ueberprüfung durch Sachverständige. Seitdem ist die Verordnung wieder aufgehoben worden, da die Voraussetzungen, auf die sie sich gründete, nicht mehr vorliegen. Die Regierungen von Baselland und Solothurn beantworteten in zustimmendem Sinn eine Anregung von Baselstadt, Hand zu bieten zu einheitlicher strenger Anwendung der Vorschriften über Einschränkung der Lebenshaltung bei Vereins- und

Festanlässen. Auf behördliche Verfügung hin unterblieb die Fastnacht 1917. Aehnliche Bestrebungen ließen sich auch in der Bevölkerung beobachten. So beschloß am 31. März der Bürgerturnverein in Anbetracht der schweren Zeiten den ihm vom Kantonalturnverband übertragenen Auftrag betr. Veranstaltung eines baselstädtischen Turntages im Sommer 1917 wieder in die Hände des Kantonalturnverbandes zurückzulegen. Auch ist das St. Jakobsfest nicht mit Festzug u. dgl. gefeiert worden.

Tief greift in alle Lebensverhältnisse der Kohlenmangel ein. Es ist hier nicht der Ort, über die Maßregeln zu berichten, die die Bundesbehörden ergriffen, um dem Land ein wenn auch bescheidenes Quantum dieses Stoffes zu sichern, und die zu verschiedenen kurzfristigen Abmachungen mit Deutschland, dem einzigen für uns in Betracht fallenden Kohlenlieferanten führten. Die Gegenleistungen der Schweiz bestehen zum Teil in Lieferung von Landeserzeugnissen wie Käse, zum Teil in Geldvorschüssen, die sich hoch in die Millionen belaufen. Von der Einführung eines Bundesmonopols für Kohle glaubte man absehen zu sollen. Dagegen wurde mit Sitz in Basel unter der Leitung von Ständerat Dr. Paul Scherrer eine Kohlenzentrale eingerichtet. Von ihr aus soll unter Oberaufsicht des Bundes die Verteilung der Kohle an die einzelnen Kantone erfolgen, und dabei bleibt diesen ausdrücklich vorbehalten, nach ihrem Gutfinden kantonale Monopole einzuführen.

Auch im besten Falle wird die Schweiz bei weitem nicht die Kohlenmengen hereinbringen, deren Verbrauch sie in den guten Jahren für selbstverständlich gehalten hatte. Die kümmerlichen Kohlenlager des eigenen Landes, die man in der Not auszubeuten beginnt, der Torf und die Brennholzvorräte genügen von ferne nicht, um den Ausfall auszugleichen. Auch die Ersparnisse, die durch Verwendung von Kochkisten und ähnlichen Apparaten zur Wärmeausnützung

erzielt werden — die Haushaltungsgeschäfte wurden in diesen Artikeln ausverkauft — sowie weitere derartige Maßnahmen konnten keinen großen Erfolg zeitigen. Es gelang der Regierung Anfang März, von den deutschen Behörden die Einwilligung zur Wiederaufnahme der Rheinschiffahrt zu erwirken. Allein die Hoffnung erwies sich als trügerisch, daß die Wiedereröffnung dieses Verkehrsweges wesentlich zur Hebung der Kohlennot beitragen werde. Denn in Deutschland selber herrscht unter den gegenwärtigen Verhältnissen Mangel an Brennmaterial.

Die Frage der Einschränkung des Kohlenverbrauchs im Großen wurde daher während des ganzen Jahres allenthalben auf das eifrigste erörtert. Zuerst kam der mächtigste Kohlenfresser an die Reihe, die Eisenbahnen. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Entwicklung der Angelegenheit ins Einzelne zu verfolgen. Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß am 20. Februar 1917 eine erste Einschränkung des Fahrplanes erfolgte. Mit dem 22. Oktober desselben Jahres trat sodann ein noch weiter eingeschränkter Fahrplan in Kraft, und es wurden, um die Einnahmen der Bahnen zu steigern, auf den gleichen Zeitpunkt u. a. die Retourbillette abgeschafft, nachdem schon seit geraumer Zeit Zuschläge zu den gewöhnlichen Fahrpreisen erhoben worden sind. Eine erfreuliche Folge der Kohlennot bei den Bahnen ist die Beschleunigung, mit der neuerdings die Einführung der elektrischen Kraft für den Bahnbetrieb an Hand genommen wird.

Nicht minder empfindlich als den Reisenden trifft den ansässigen Bürger der Kohlenmangel. In erster Linie bekam man ihn in den Gaspreisen und in der Zuteilung des Leucht-, Koch- und Heizgases zu spüren. Das Gaswerk sah sich genötigt, die öffentliche Beleuchtung sehr wesentlich einzuschränken. Es bewilligte seinen Abnehmern nur noch einen gewissen Prozentsatz ihres gewöhnlichen Verbrauches zu den bereits gegen früher gesteigerten

Normalpreisen. Die Verwendung von Gas für warme Bäder wurde gänzlich verunmöglicht. Da alle diese Maßregeln mit Notwendigkeit einer Steigerung des Elektrizitätsverbrauches riefen, so wurden auch in dieser Hinsicht Einschränkungen angeordnet.

Der Bundesrat ermächtigte am 21. August die Kantonsregierungen, Maßnahmen zu treffen zur Einschränkung des Verbrauchs von Kohlen und elektrischer Energie. Auf dringendes Ersuchen der Kantonsregierungen kam er auf diesen Entschluß zurück, hob ihn auf und verfügte am 10. Oktober mit Giltigkeit für die gesamte Schweiz für die Zeit vom 22. Oktober an u. a.: Offenhalten der Läden und Verkaufsgeschäfte nur von morgens ½9 Uhr bis abends 7 Uhr; Schluß der Wirtschaften im allgemeinen von 11 Uhr abends bis 9 Uhr früh; es dürfen in den Wirtschaften nach 9 Uhr abends keine warmen Speisen und Getränke mehr verabfolgt werden*); Einschränkung der Heizung in Gasthöfen und Pensionen; in Gesellschaftsräumen soll die Temperatur 16 Grad Celsius nicht übersteigen; Kinos, Variétés und ähnliche Vergnügungsanstalten müssen an 12 Tagen im Monat geschlossen bleiben; ihre Oeffnungszeit ist an Werktagen auf die Stunden von 7—10, an Sonntagen von 2—11 Uhr nachmittags beschränkt; für Theater und Konzerte erlassen die Kantone besondere Vorschriften; die Innentemperatur von Versammlungsräumen darf bei Beginn der Versammlung nicht mehr als 13 Grad Celsius betragen; für Schulen und Privatbureaux ist die Arbeitszeit auf 8 Uhr morgens bis 5 Uhr abends beschränkt; auch die öffentlichen Verwaltungen haben sich so weit möglich diesen Anordnungen anzupassen; für besondere Verhältnisse können Ausnahmen gestattet werden; es bleibt den Kantonsregierungen überlassen, weitere noch schärfere Bestimmungen aufzustellen.

Schon ehe diese Ermächtigung vorlag, hatte Baselstadt

*) Ist seither wieder aufgehoben worden.

entsprechende Maßregeln getroffen. Die Schulen verschoben die Herbstferien, um die warmen Tage des Septembers auszunützen und im Spätherbst, da man vielleicht schon hätte feuern müssen, die Jugend sich im Freien tummeln zu lassen. Für die eigentliche Winterszeit wird vorgesehen, durch Aenderung der Stundenpläne und Zusammenlegung einzelner Klassen Heizmaterial zu ersparen, in Anstalten, die sich dazu eignen, den Unterricht auf die vier mittleren Wochentage zu konzentrieren und über den Sonntag das Heizen zu unterlassen u. dgl. m. Einzelne Kirchen, vor allem das Münster, das unverhältnismäßige Mengen Heizmaterial beansprucht, sollen nicht geheizt werden. Die Gottesdienstordnung wurde entsprechend geändert. Für Konzerte dürfen Kirchen nicht besonders geheizt werden. Auch sonst traf man einschränkende Bestimmungen im Musikbetrieb. Die akademischen Vorträge fallen gänzlich aus, die populären werden nur am Donnerstag, nicht aber am Sonntag gehalten. Selbstverständlich stehen auch in vielen Privathäusern große Aenderungen bevor. Die Zentralheizungen müssen eingeschränkt oder durch eine weniger Kohlen verbrauchende Heizungsart ersetzt werden. All dies betrifft zugleich auch den Holzverbrauch. Und derartige Maßregeln machen sich in einem städtischen Gemeinwesen, wo jeder Knebel muß eingeführt und bar bezahlt werden, ganz besonders empfindlich fühlbar.

Von einer billigen und gleichmäßigen Verteilung des Heizmaterials, wie es unter diesen Umständen zur Pflicht der Behörden wurde, ist unzertrennlich die Aufnahme der Vorräte in gewerblichen Betrieben und in Privathäusern. Es erfolgte darum am 9. und 10. Oktober eine solche, zu der sich die Lehrerschaft und die Schüler höherer Lehranstalten bereit finden ließen, und die neben dem Brennmaterial auch auf Butter, Speisefette und Speiseöle ausgedehnt wurde. Denn auch in diesen Artikeln herrscht vielenorts Mangel. Andere freilich hatten sich mit Vorräten reichlich zu versorgen verstanden. Um für künftige Schritte auch

auf diesem Gebiet festen Boden unter die Füße zu bekommen, wünschte die Regierung über die tatsächlichen Verhältnisse in dieser Hinsicht sich genau aufzuklären.

Längst bildete die billige Verteilung von Milch und Milchprodukten eine Hauptsorge der eidgenössischen und kantonalen Verwaltungen. Die große Schwierigkeit liegt hier in den entgegenstehenden Interessen der Stadt- und der Landbevölkerung. Diese wünscht ihre Erzeugnisse mit so viel Gewinn als möglich abzugeben, jene möchte so billig wie möglich kaufen. Trotz Festsetzung von Höchstpreisen und allem guten Willen, der offensichtlich hüben und drüben, sowohl bei den Häuptern der Konsumenten- wie der Produzentenverbände herrschte, ließ der Gegensatz sich nicht gänzlich aus der Welt schaffen. Jedes Erzeugnis der Landwirtschaft, das im Wechsel der Jahreszeiten auf den Markt gebracht wurde, trug dazu bei, ihn lebendig zu erhalten. Bei dem reichen Kirschensegen des Frühsommers wurde geklagt, daß die Bauern die geschätzte Frucht übermäßig lange zurückhielten und die Höchstpreise mißachteten. Von den Kartoffeln wollte man in der Stadt wissen, daß der Bauer sie lieber den Schweinen verfüttere als sie zu einem ihn nicht befriedigenden Preis in der Stadt abzusetzen.

Freilich, in der Stadt selbst blieb man auch nicht sündenlos. Die Höchstpreise, die für zahlreiche Erzeugnisse der Landwirtschaft, z. B. für Butter, Käse und Obst festgesetzt waren, hatten darum keine Wirkung, weil die kaufkräftigen Kreise in der Stadt sie vielfach überboten. Wer will da dem Verkäufer einen Vorwurf daraus machen, daß er sich nicht daran hielt? Wer will vollends mit den ärmern Schichten rechten, daß ein Gefühl der Erbitterung gegen jene Klassen sie erfaßte? Auch die Gerichte hatten sich viel mit Fällen der Hamsterei und des Kriegswuchers zu befassen, Doch darf festgestellt werden, daß Basel in geringerm Maße der Schauplatz solcher Geschäfte war als vielleicht andere Schweizerstädte. Immerhin trugen auch diese Fälle nicht

dazu bei, unter der mit Glücksgütern minder gesegneten Bevölkerung die Stimmung zu heben.

Ueberhaupt, die Stimmung der Bevölkerung! Wer unsre Volksseele kennt, der weiß von vornherein, daß all die von den Behörden verhängten Einschränkungen, die im Vorangegangenen erwähnt wurden und noch manches andere dazu, wie Rationierung von Reis und Zucker, eine ausnahmslos jedes Gebiet des Handels erfassende Teuerung, die immer mehr um sich greift, immer größern Umfang annimmt, daß all die im Privatleben bis in die kleinsten Einzelheiten sich fühlbar machende Reglementiererei in die weitesten Kreise Unruhe und Unzufriedenheit tragen mußte. Jeder sagte sich wohl bei ruhiger Ueberlegung, daß die Mißstände eine Folge der Verhältnisse sind, und daß unsre Regierungen in Bund und Kantonen ihre schwere Aufgabe so gut lösen, als es Menschen möglich ist. Aber allen recht machen können auch sie es nicht. Durch jede ihrer Verfügungen werden gewisse Interessen verletzt, fühlen sich gewisse Kreise benachteiligt. Und wieder ist es menschlich und begreiflich, daß nicht alle Betroffenen ihr Mißgeschick gelassen hinnehmen und tragen.

Eine Hauptursache der unbehaglichen Stimmung, die während dieser Kriegszeit mehr und mehr die Schweiz ergriffen hat, liegt in der Verschiedenheit, womit in den einzelnen Kantonen die Verfügungen des Bundesrats ausgeführt werden. Es genügt, hiefür auf die Erhebung der Kriegssteuer als das eigentlich klassische Beispiel hinzuweisen. Diese wurde von den kantonalen Behörden erhoben und zeitigte erstaunliche Ergebnisse. Von der Gesamtsumme von 123 Millionen steuerte Baselstadt allein 16. Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, der weiß, daß diese Zahlen den Tatsachen in keiner Weise entsprechen. Hauptsächlich die Verschiedenheit der Steuergewohnheiten in den verschiedenen Kantonen brachte es mit sich, daß Basel an der Bezahlung der Kriegssteuer verhältnismäßig am stärksten beteiligt war.

Und wie man bei uns die Steuerpflicht gegenüber dem Bund gewissenhaft erfüllte in diesem ersten Fall, wo sie praktisch wurde, so nahm man es auch mit den zahlreichen andern Verordnungen ernst, die von Bern ausgingen. Es seien nur einige Beispiele genannt: Wir wunderten uns alle, als wir in andern Kantonen die Sommerfrische genossen, daß hier täglich frisches Brot gereicht wurde, während wir uns längst an das altbackene gewöhnt hatten. Wir erfuhren nicht ohne Neid, daß anderwärts im Vaterland der Zucker mit vollen Händen ausgeteilt wurde, während sich Basel wegen knapper Rationierung des Stoffes beim Einkochen des Obstes große Zurückhaltung auferlegen mußte. Während unsere Gerichte Hamster, Wucherer und Schieber mit strengen Strafen belegten, kamen in andern Kantonen schwere Vergehungen mit Bußen davon, die beinahe wie Prämien aussahen. Weiter vernahm man, daß trotz den strengen Verordnungen über Kartoffelverbrauch und Käseausfuhr auf diesem Gebiet gehe, was da wolle. Während man eine peinliche Aufnahme der Kohlenvorräte verfügte, konnten in Zeitungsinseraten große Posten des Brennmaterials zum Kauf angeboten werden. In den Städten glaubte man eine unbillige Bevorzugung der ohnedies durch die allgemeine Preissteigerung und das gesegnete Jahr günstig gestellten landwirtschaftlichen Bevölkerung bemerken zu können. Wir geben alle diese Ansichten hier wieder, ohne sie auf ihre Berechtigung zu prüfen. In das Bild von Basel im dritten Kriegsjahr gehören sie hinein, ob sie nun auf Tatsachen oder auf bloßer Einbildung beruhten.

Die hier geschilderten Stimmungen und das Gefühl einer ungleichmäßigen Ausführung der bundesrätlichen Verfügungen herrschten nicht bloß in Basel, und die Einsicht, daß darauf ein großer Teil des in der Schweiz vorhandenen Mißmuts zurückzuführen ist, bestand nicht nur beim Chronisten des Basler Jahrbuchs, sondern auch an einer Stelle,

die zur Beurteilung derartiger Verhältnisse in erster Linie geeignet ist. In der Sitzung des Nationalrats vom 21. September gab Bundespräsident Schultheß bei der Beratung des 7. Neutralitätsberichtes folgendes Votum ab (zitiert nach dem Bericht der „Basler Nachrichten"):

„Der Eintritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Krieg bedeutet eine weitere Erschwerung der Zufuhren. Amerika hat bis vor kurzem die Ausfuhr freigegeben. Jetzt indessen erläßt es ein allgemeines Ausfuhrverbot, inventarisiert seine Vorräte und berechnet, was nach Versorgung der Entente noch für die Neutralen abgegeben werden kann. Dazu kommt die Erschwerung durch die Transportkrisis. Die Folge ist eine Verteuerung des Lebensunterhalts. Durch vermehrte Nachfrage nach Ersatzstoffen für die Einfuhrwaren steigen auch die Preise der Inlandprodukte. Die Nachfrage nach gewissen Kriegsindustrieprodukten ist gestiegen, was eine Erhöhung der Saläre zur Folge hatte. Die neu geschaffene Kriegsindustrie zeitigte die Folge, daß die Flucht vom Lande nach der Stadt größer denn je wird. Die Verteuerung der Einfuhrwaren und der Inlandprodukte, die Steigerung der Löhne und deren Rückwirkung auf die Preise läßt die Fixbesoldeten und diejenigen, deren Einnahmen nicht der Teuerung entsprechend gestiegen sind, sehr leiden. Zur materiellen Depression kommt die moralische, die in jedem andern einen Bevorzugten sieht und die Behörden für alles verantwortlich macht. Dem Boden muß mehr abgewonnen werden als bis jetzt. Wer die Vielgestaltigkeit des wirtschaftlichen Lebens kennt, muß sich sagen, daß dieses Leben nicht von oben in jeder Beziehung geregelt werden kann. Bundesmaßnahmen haben ihren Grund und ihren Vorteil, aber es gibt keine, die nicht auch ihre Nachteile mit sich brächten. Beschränkt man z. B. die Milchpreise, so wendet sich die Landwirtschaft andern Produkten zu. Jede Maßregel sollte lückenlos getroffen und durchgeführt werden können, wenn sie ihren Zweck erfüllen

soll. Bei uns wird die wirtschaftliche Aufgabe erschwert durch die staatsrechtlichen Schwierigkeiten und die Verschiedenheit der Landesgegenden. Die Kantonsregierungen haben nach Kräften mitgearbeitet. Dagegen haben die kantonalen Gerichte erster und oberster Instanz bei Ahndung von Widerhandlungen gegen die wirtschaftlichen Maßnahmen leider oft versagt und eine Milde gezeigt, die eine Gefahr für unser Volk bedeutet. Es sind Bußen ausgesprochen worden, die keine Strafe, sondern eine Aufmunterungsprämie bilden. Die Behörden haben noch nicht überall begriffen, daß die Strenge gegen solche Handlungen Bürger- und Richterpflicht ist."

Diese allgemeine Mißstimmung führte wie in der ganzen Schweiz, so auch in Basel der sozialdemokratischen Partei große Mengen Unzufriedener zu. Zum großen Teil durch diese Umstände erklärt sich das starke Anwachsen der sozialistischen Fraktion bei den Großratswahlen im Frühjahr 1917, das übrigens in den kantonalen Wahlen anderer Stände, wie Zürichs und Solothurns, sein Gegenstück fand. Unter diesem Zeichen des Anwachsens der sozialistischen Wählermassen standen auch die eidgenössischen Wahlen vom Oktober 1917, einerseits die kecke Herausforderung der Sozialdemokraten mit einer reinen Kandidatenliste für den Nationalrat und einem sozialdemokratischen Ständerat, anderseits der den roten Bataillonen entgegengestellte Block sämtlicher bürgerlicher, oder, wie sie sich im Gegensatz zur antimilitaristischen Sozialdemokratie nannten, der vaterländischen, nationalen Parteien.

Einer großen Agitation bedurfte es bei den Sozialdemokraten in dieser Zeit nicht. Die Verhältnisse agitierten für sie, die zunehmende Teuerung aller Lebensbedürfnisse, der alle lohnende Beschäftigung immer wieder unterbrechende Militärdienst. Die Presse der Partei beutete allerdings diese Sachlage weidlich aus. Mit sonstigen Veranstaltungen brauchte man sich nicht zu verköstigen. Am 16. April wurde

eine „Notstandsversammlung" und daran anschließend ein Demonstrationszug durch die Stadt unternommen; die Feier des 1. Mai machte auf den Außenstehenden nicht eben einen großartigen Eindruck; dagegen vermochte eine „Teuerungsdemonstration" am 30. August eine Menge mobil zu machen, die den weiten Marktplatz Kopf an Kopf füllte, während die antimilitaristischen Kundgebungen der Jungburschen am 2. September nach dem einstimmigen Urteil der Presse wenig beachtet wurde. Als Ausdruck der allgemeinen Verdrossenheit und Mißstimmung mag auch die Bewegung im Kaufmännischen Verein erwähnt werden. In dieser überwiegend aus bürgerlichen Kreisen sich rekrutierenden Verbindung wurde trotz dem Widerstande der Leitung von sozialdemokratischen Mitgliedern eine Bewegung im Sinne der Lohnerhöhung durchgesetzt. Inwieweit damit der freisinnig-demokratischen Partei, die gleichfalls die Hebung des Standes der kaufmännischen Angestellten auf ihr Programm geschrieben hatte, der Wind aus den Segeln genommen werden sollte, läßt sich hier nicht entscheiden.

Zu all dem gesellten sich schwere Sorgen auf dem Gebiete der eidgenössischen Politik. Der Rücktritt des Bundesrates Hoffmann machte auch in Basel tiefen Eindruck. Auch bei uns anerkennt man die unumgängliche Notwendigkeit, mit den umliegenden Staaten zur Versorgung des Landes mit den Lebensnotwendigkeiten Verträge abzuschließen, aber man blickt mit bangen Gefühlen auf die Bedingungen hin, die vielleicht im Lauf der Ereignisse unsre Selbständigkeit gefährden könnten.

Die Blicke aller Notleidenden und Bedrängten, der Mißstimmten und Verärgerten richten sich auf den Staat, heiße er Bund, Kanton oder Gemeinde. Es erweist sich einstweilen als unmöglich, eine zusammenfassende Uebersicht über die staatliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Kriegshilfe zu bieten. An die staatliche Hilfskommission, an das im Ausbau begriffene staatliche Lebens-

mittelamt, auf das eine großrätliche Kommission ein Gesetz für Kriegsfürsorge aufgebaut hat, das vom Großen Rat genehmigt wurde, an die Teuerungszulagen, an die im Wurfe liegende staatliche Unterstützung notleidender Vermieter kann nur kurz erinnert werden. Anderes wird in den Notizen der nachfolgenden synchronistischen Chronik zu lesen sein. All diese Kriegstätigkeit stellt an die Staatsfinanzen Anforderungen, die den Finanzdirektoren der Zukunft wohl mehr als eine harte Nuß werden zu knacken geben. Da die Regierungen in Bund und Kantonen neben den außerordentlichen Aufgaben des Krieges auch für die gewöhnliche Verwaltung zu sorgen haben und für die Zeit nach dem Krieg Vorkehrungen treffen müssen, denn gouverner c'est prévoir, so können sie sich nicht über Mangel an Arbeit beklagen, und der Bürger wird sich vor allzu scharfem Urteil hüten, wenn einmal in Erledigung der zahlreichen und verschiedenartigen Obliegenheiten der Behörde ein Mißgriff unterläuft.

Kaum hoch genug kann es angeschlagen werden, daß mitten in diesem Dunstkreis des Unbehagens und trotz den von allen Seiten drohenden Sorgen die Liebestätigkeit der Basler und ihr Gefühl für höhere Interessen nicht erstickt wurde. Es widerstrebt uns, darüber viele Worte zu machen. Nur das mag hervorgehoben werden, daß sich Basel eifrig an der Ferienversorgung von Kindern aus den kriegführenden Staaten beteiligt. Zum Teil handelt es sich um Kinder dort niedergelassener Schweizer, zum Teil um Angehörige dieser Staaten selbst, die für mehrere Wochen in Basel aufgenommen wurden. Ein Trüpplein belgischer Kinder hat für die Kriegszeit seine bleibende Stätte im Emigrantenheim beim Bundesbahnhof gefunden. Weiter durchreisen fast täglich in kleinen Gruppen die Kinder Zivilinternierter auf der Fahrt vom Internierungsort nach der Heimat unsere Stadt, Franzosen und Belgier, Italiener und Russen, Oesterreicher und Deutsche. Die Frauen fahren

fort, auf dem Gebiete der Menschenfreundlichkeit sich auszuzeichnen. Man kann Damen, die daran von Haus aus nicht gewöhnt waren, jetzt schon ins vierte Jahr täglich ihre Arbeitsstunden auf dem Geiselbureau oder in den Stuben der Kriegswäscherei absitzen sehen. Andere widmen einen ansehnlichen Teil ihrer spärlichen Erholungswochen den Internierten u. dgl. m. In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß zur Anerkenung für die Hilfe, die in Basel den in Not geratenen italienischen Familien zuteil wurde, das hiesige italienische Konsulat im Namen seiner Regierung Ende 1916 eine namhafte Geldspende überreichte. Sie wurde vom Regierungsrat gebührend verdankt und der Staatlichen Hilfskommission überwiesen.

Von der Grenzbesetzung 1870/71 her war noch der Rest eines kleinen Kapitals vorhanden, das damals aus freiwilligen Beiträgen der Bürger war zusammengesteuert worden, um den eidgenössischen Wehrmännern in Basel zweimal wöchentlich einen Schoppen Wein zu verabreichen. Diesen Betrag hatte man seit Beginn des Völkerkrieges, den veränderten Verhältnissen und Anschauungen entsprechend, zum besten unserer Grenzwacht verwendet. Um die Jahreswende war er aufgezehrt; da wandte sich ein Aufruf an die Bevölkerung zur Aeufnung des „Schoppenfonds", und bald war ein hübsches Sümmchen beisammen.

Allein nicht nur für Unternehmungen, die mit dem Krieg zusammenhängen, bewies Basel seine stets offene Hand. Trotz den Anforderungen der harten Zeit machte die Stadt auch sonst ihrem alten Ruf Ehre. Die Allgemeine Armenpflege erließ zum Ankauf des Gasthauses zum Lamm für die Vergrößerung der Arbeitsanstalt zum Silberberg eine öffentliche Bitte um Beiträge und durfte nach kurzer Zeit als Ergebnis ihrer Sammlung eine Summe von weit über 100,000 Fr. verdanken. Eine von der evangelischen Kirche zum 400jährigen Gedächtnisfest der Reformation veranstaltete Kollekte zugunsten der Geistlichen in der Diaspora

warf 80,000 Fr. ab. Und als Beweis, daß auch die Wissenschaft der werktätigen Hilfe ihrer Freunde sich nach wie vor getrösten darf, sei die Einweihung des mitten im Krieg erbauten Museums für Völkerkunde und die Steuer für Ausstattung der Publikationen der Naturforschenden Gesellschaft im Betrag von nahe an 60,000 Fr. erwähnt.

Weder der unaufhörliche Donner der schweren Geschütze im Sundgau, noch die gewaltigen Hammerschläge der Verbündeten gegen den Norden der deutschen Westfront, noch der Vormarsch der Mittelmächte an die galizisch-russische Grenze, noch die Einnahme von Riga oder der erschütternde Zusammenbruch des italienischen Widerstandes am Isonzo vermag einen so tiefen Eindruck auf uns hervorzubringen, wie die Sorgen um die Unversehrtheit des Vaterlandes mitten im großen Weltbrand und der Wunsch, auch ferner vor den Schrecken des Krieges bewahrt zu bleiben. Aber selbst über diese Aengste hinaus beherrscht ein leidenschaftliches Sehnen alle Gemüter und bestimmt mehr und mehr die Richtung aller Gedanken: das brennende Verlangen nach dem Frieden.

Möcht es der Chronik des kommenden Jahres vergönnt sein, vom Friedensschluß zu berichten.

* * *

November 1916.

1. Pfr. Ernst Miescher begeht die Feier seiner 25-jährigen Tätigkeit an der St. Leonhardgemeinde mit einem bescheidenen Fest inmitten seiner Gemeindegenossen und Freunde im großen Vereinshaussaal.

Es werden diesen Winter zwei populäre Kurse gehalten: 1. vor Neujahr von Dr. Emil Roth über Lebensmittel, Lebensmittelgesetze und Lebensmittelchemie; 2. nach Neujahr von Dr. Konrad Escher über Krieg und Kunst.

2. Der Große Rat bewilligt zwei Nachtragkredite; ein Expropriationsbegehren für Vergrößerung des Gemeinde-

hauses von Riehen weist er an eine Kommission, gewährt einen Kredit von 120,000 Fr. für Vergrößerung der Wassergasanlage in der Gasfabrik, beschließt Erwerbung einer Liegenschaft in der Greifengasse und überweist einen Anzug betr. Kartoffelabgabe. Die Sitzung nahm nur den Vormittag in Anspruch.

4. Im Alter von 73 Jahren stirbt Fritz Strub-Roth, der Begründer der seinen Namen tragenden Champagner-Industrie.

5. August Jenny, früher Pfarrer in Münchenstein, stirbt nach langen schweren Leiden 50jährig.

Die Jahresfeier des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins wird zum erstenmal nicht in der sog. Missionswoche, sondern als selbständige kirchliche Abendfeier und zwar zu St. Matthäus unter Teilnahme einer sehr zahlreichen Gemeinde begangen. Das für den Verein (Kirchenbauten im Ktn. Schwyz) am heutigen Sonntag in den regelmäßigen Gottesdiensten erhobene Opfer warf ab 5324 Fr. (1915: 4963).

7. Dr. Karl Jost hält seine Habilitationsvorlesung über kirchliche und religiöse Zustände in England vom Tode König Alfreds bis zur normännischen Eroberung.

10. Die Rektoratfeier der Universität wickelt sich in den einfachsten Formen ab, ohne Umzug, Bankett und Kommers. In der Aula sprach der abtretende Rektor Prof. D. Paul Wernle über die Führer der reformierten Kirche der Schweiz im 18. Jahrh. aus dem Laienstand.

13. In einer Wohnung an der Mattenstraße wurden eine Mutter und drei Kinder durch Kohlenoxyd vergiftet aufgefunden. Die Mutter und ein Kind waren tot, die andern starben nachträglich im Spital. Der Gatte und Vater stand im Grenzbesetzungsdienst.

14. Prof. W. Zörnig hält seine Antrittsvorlesung über Wesen und Ziele der wissenschaftlichen Pharmacie.

15. Die evangelisch-reformierte Synode bewilligt einen jährlichen Beitrag von 500 Fr. an das evangelische Pfarramt des Bürgerspitals, genehmigt das Budget für 1917 mit 265,500 Fr. Einnnahmen und 387,252 Fr. Ausgaben, beschließt Ankauf eines Bauplatzes für ein kirchliches Gebäude am Allschwilerplatz zu 129,800 Fr., genehmigt einen Nachtragkredit von 1200 Fr. für 1916, beschließt endgiltige Lostrennung der St. Elisabethengemeinde von der Münstergemeinde und faßt einige Beschlüsse zur Hebung des Kirchengesangs.

16. Der Große Rat nimmt nach einer Interpellation das Kinematographengesetz an, bringt den ganzen Nachmittag mit der Erörterung der Mißstände im kantonalen statistischen Amt zu und beauftragt die Regierung, darin Ordnung zu schaffen.

Die im Mai dieses Jahres entstandene Basler Volkswirtschaftdelegation veranstaltet zu Safran eine sehr stark besuchte Versammlung, in der Dr. Traug. Geering, Sekretär der Handelskammer, referiert über den Rheinhafen bei Kleinhüningen, die unumgängliche Vorbedingung zu der Entwicklung der schweizerischen Flußschiffahrt. Die Regierung wird nach stark benützter Diskussion durch eine Resolution gebeten, den Bau des Hafens unverzüglich, noch vor Beendigung des Krieges an die Hand zu nehmen.

17. Die Freiwillige Schulsynode wählt zu ihrem Präsidenten Dr. Moosherr und nimmt auf ein Referat von Dr. Ed. Thommen und ein Korreferat von Dr. G. Blumer über staatsbürgerliche Erziehung nach lebhafter Diskussion eine Reihe von Thesen über diesen Gegenstand an.

18. Das Singerhaus an der Ecke von Marktplatz und Marktgasse, ein großer moderner Neubau mit Bäckerei und Konditorei, Kaffee- und Teeraum, wird in Gegenwart einer großen geladenen Gesellschaft dem Betrieb übergeben.

21. Dr. Karl Christ. Bernoulli begeht den 25. Jahrestag seines Amtantritts als Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek. — Zum Rektor der Universität für 1917 wählt die Regenz Prof. Dr. E. Hedinger.

22. An der Jahresversammlung der Positiven Gemeindevereine im Vereinshaus spricht Oberst Fermaud aus Genf über Bibelverbreitung und Krieg.

23. Die staatsrechtliche Abteilung des Bundesgerichts wies den Rekurs Eichenberger u. Konf. gegen die Volksabstimmung vom 3./4. Juni 1916 (Reduktion der Zahl der Großratmitglieder) als unbegründet ab.

26. In seinem 55. Altersjahr stirbt nach längerem Leiden in Arlesheim Prof. Dr. Albert Geßler, früher Lehrer für Geschichte, Deutsch u. s. f. am Gymnasium, Professor der Germanistik an der Universität, Mitherausgeber des Basler Jahrbuchs.

29. Die Regierung beschließt, auch 1917 die Fastnacht zu unterdrücken, behält sich aber vor, einzelnen Gruppen das Trommeln zu gestatten.

Die österreichisch-ungarische Kolonie veranstaltet in der Heiliggeistkirche eine Erinnerungsfeier für den am 21. ds. in Schönbrunn mehr als 86jährig nach 64jähriger Regierung verstorbenen Kaiser und König Franz Josef I.

30. Der Große Rat beschließt Erwerbung der Liegenschaft Greifengasse 7 und Abänderung des Gesetzes über die Handänderungssteuer, Ausdehnung des Kreises der Unterstützungsberechtigten (Anzug Hauser) und Erhöhung des Gaspreises und überweist endlich in abgeänderter allgemein gehaltener Form einen Anzug der Fortschrittlichen Bürgerpartei betr. Unterstützung der notleidenden Liegenschaftsbesitzer durch Sistierung der die Liegenschaften belastenden Steuern.

Witterung. Im Monat November 1916 betrug das Mittel der Temperatur 5,5, das mittl. Temp.-Minimum

3,0, das mittl. Temp.-Maximum 8,4° C, das Mittel des Luftdrucks 736,1, die Summe der Niederschlagmenge 82 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 62 Stunden. Der Monat ist etwas zu trüb und niederschlagreich ausgefallen, war aber etwas zu warm. Die Elemente der Witterung wichen in diesem November nicht erheblich von den langjährigen Mittelwerten ab. Am 17. sank das Thermometer auf — 5,4° C, der 30. war ein Eistag ohne Auftauen. Am 18. November abends 11 Uhr zeigte das Barometer mit 706,8 mm den tiefsten je in Basel beobachteten Stand an.

Dezember 1916.

2. Die Regierung spricht dem seine diamantene Hochzeit feiernden Ehepaar Elias Weiß-Krebs in Bettingen ihre Glückwünsche aus und läßt ein Angebinde überreichen.

3. Die Sammlung in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche zugunsten der Mission ergibt für die Basler Missionsgesellschaft 5397, für die Protestantische Mission 509 Fr. gegen total 5086 Fr. i. J. 1915.

6. Das von der Regierung festgesetzte Budget für 1917 sieht vor an Ausgaben 23,699,140, an Einnahmen 19,653,985 Fr., somit ein Defizit von 4,045,155 Fr.

9. 10. Bei den Richterwahlen ist eine durch Rücktritt (E. Müry) erledigte Stelle im Appellationsgericht neu zu besetzen und werden im Zivil- und im Strafgericht je sechs Stellen periodisch frei. Für die Stelle im Appellationsgericht liegt nur eine Kandidatur vor. Für Zivil- und Strafgericht werden die ausscheidenden Mitglieder, in beiden Fällen fünf, zur Wiederwahl vorgeschlagen; je für den erledigten Sitz machen die freisinnige und die liberale Partei gemeinsame, die sozialdemokratische und die katholische Partei besondere Vorschläge, die fortschrittliche Bürgerpartei endlich schlägt für beide Gerichte nur je zwei neue Namen vor. Bei

sehr geringer Beteiligung von 3129 (Appellationsgericht) bis 4233 (Zivilgericht) Stimmenden bei 25,092 Stimmberechtigten wurde ins Appellationsgericht Direktor Ernst Bauer von der Handwerkerbank fast einstimmig gewählt. Bei den beiden andern Gerichten erfolgte Bestätigung der Ausscheidenden. Ueber die Besetzung der sechsten Stelle hat ein zweiter Wahlgang zu entscheiden. In beiden Fällen steht an der Spitze der Kandidat der beiden alten bürgerlichen Parteien, dann folgen der Sozialist, der Katholik und die Vertrauensmänner der fortschrittlichen Bürgerpartei.

11. Dr. Paul Sarasin wird zu seinem heutigen 60. Geburtstag von der Universität Lausanne zum Ehrendoktor ernannt.

12. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht und behandelt einen Teil des Geschäftsberichts des Engern Bürgerrats für 1915.

14. Der Große Rat bewilligt einen Kredit von 20,000 Fr. für den Druck einer neuen Fibel, womit die Einführung der Antiqua als Hauptschrift in die Schulen entschieden ist, ratifiziert den Verkauf eines Stückes Land an die evangelisch-reformierte Kirche für einen Kirchenbau, schafft neu die Stelle eines Vorstehers der Administrativabteilung des Baudepartements, bewilligt der Gemeinde Riehen das Expropriationsrecht für Vergrößerung ihres Gemeindehauses und gewährt einen Kredit von 1,775,000 Fr. für Vergrößerung des Elektrizitätswerks an der Voltastraße. Eine sozialdemokratische Motion für Einführung des Frauenstimmrechts weigert sich die Regierung ohne weiteres entgegenzunehmen, um deren Diskussion im Rate zu ermöglichen.

15. Lic. theol. Ernst Stähelin hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent der Theologie über Oekolampads Beziehungen zu romanischen Ländern.

16. 17. Der zweite Wahlgang der Richterwahlen ergibt bei einer Beteiligung von 12% der Stimmberechtigten

einen Sieg der katholisch-sozialistischen Allianz über die freisinnig-liberale, so daß der letzte Sitz im Zivilgericht mit einem Katholiken, der im Strafgericht mit einem Sozialisten besetzt wird. Bei den gewerblichen Schiedsgerichten werden die Wahlen der Vertreter der Arbeitgeber vollzogen, die zum großen Teil im ersten Wahlgang nicht zustande gekommen waren.

19. Die Frequenz der Universität im Winter 1916/17 erzeigt 863 immatrikulierte Studierende (49 Damen) und 271 (160) nicht immatrikulierte Hörer. Von den Studenten sind 65 Theologen, 85 Juristen, 215 Mediziner, 263 Philosophen I und 235 Philosophen II; Schweizer sind 746 (42), Ausländer 117 (7), darunter 16 internierte deutsche Kriegsgefangene. Von den 414 (35) Baselstädtern studierten Theologie 13, Jurisprudenz 56 (1), Medizin 60 (5), Philosophie I 153 (23) und Philosophie II 132 (6). Von den Studierenden waren 159 meist wegen Militärdiensts für einen Teil des Semesters oder für das ganze Semester vom Besuch der Vorlesungen befreit.

20. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrats für 1915.

Dr. Emil Frey, Direktor des Elektrizitätswerks Rheinfelden, ehemaliges Mitglied des aargauischen Regierungsrats, stirbt im Alter von 57 Jahren an einem Schlaganfall.

21. Der Große Rat validiert die Richterwahlen vom 9./10. und 16./17. Dez. und schreitet nach langer Debatte über einen Anzug Welti betr. das Stimmrecht der Frauen zur Tagesordnung.

22. Die Regenz der Universität erteilt die venia docendi den DDr. Wilhelm Lutz von Basel für Dermatologie und Kasimir Bassalik von Charlottenburg für Botanik.

23. Die Regierung nimmt wie alljährlich zum Jahreswechsel eine Anzahl Offiziersernennungen und -Beförderungen vor.

27. An einem Herzschlag stirbt 60 Jahre alt Dr. med. Ad. Streckeisen-Burckhardt, a. o. Professor für gerichtliche Medizin und 2. Physikus.

Witterung. Im Monat Dezember 1916 betrug das Mittel der Temperatur 3,3, das mittl. Temp.-Minimum 0,8, das mittl. Temp.-Maximum 5,7 ° C, das Mittel des Luftdrucks 731,3, die Summe der Niederschlagmenge 93 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 36 Stunden. Der Monat fiel, am 90jährigen Mittel gemessen, viel zu mild, zu niederschlagreich und zu trübe aus und entspricht durchaus den ebenfalls diesen Charakter tragenden Dezembern des ganzen letzten Jahrzehnts.

Januar 1917.

1. Zivilstand. Im Jahre 1916 sind in Basel gesetzlich getraut worden: 725 Ehepaare (i. V.: 640). Im gleichen Zeitraum sind im hiesigen Kanton lebend geboren worden: 1156 Knaben und 1064 Mädchen, zusammen 2220 Kinder (i. V. 1217 Knaben und 1229 Mädchen, zus. 2446), sowie totgeboren 38 Knaben und 25 Mädchen, zus. 63 (i. V. 42 Knaben und 42 Mädchen, zus. 84). Sterbefälle fanden im hiesigen Kanton statt: 735 männliche und 763 weibliche, zus. 1498 Personen, ohne die Totgeburten (i. V. 786 männliche und 907 weibliche, zus. 1693 Personen). In den 2220 Lebendgeborenen sind inbegriffen: 350 Passanten-Geburten, nämlich 185 Knaben und 165 Mädchen (i. V. 197 Knaben und 188 Mädchen, zus. 385). In den 1498 Sterbefällen sind inbegriffen: 175 Passanten-Todesfälle, nämlich 97 männliche und 78 weibliche Personen (i. V. 118 männliche und 91 weibliche, zus. 209). Nach den hier vorgekommenen Zivilstandsfällen ergibt sich für die ortsanwesende Bevölkerung ein Geburtenzahl-Ueberschuß von 421 männlichen und 301 weiblichen, zus. von 722 Personen und unter Abzug der Passanten-Unterschiede von zus. 175, von 547 Personen, nämlich 333 männlichen und 214

weiblichen Personen. Bei Berechnung der auf die Wohnbevölkerung sich ergebenden Zahlen wird sich dieses Ergebnis bei der vergrößerten Zahl der von auswärts her angezeigten Sterbefälle hiesiger Einwohner gegenüber früher noch erheblich verschlimmern.

Gemäß einem seinerzeit gefaßten Beschluß der evangelisch-reformierten Synode löst sich mit dem heutigen Tag die Gemeinde St. Elisabethen-Gundeldingen von der Münstergemeinde, der sie bis dahin als Filiale unterstand, und wird selbständig. Nur hat sie noch nicht einen eigenen Kirchenvorstand. Ein solcher wird erst bei den kirchlichen Neuwahlen von 1918 bestellt werden.

11. Großer Rat. Für Notstandsarbeiten wird ein Betrag von 233,925 Fr. bewilligt, die Erwerbung eines Landabschnittes für die Friedmatt und der Verkauf eines Landabschnittes zwischen Baden- und Hochbergerstraße beschlossen, hierauf auf den Verwaltungsbericht 1915 eingetreten, bei dem die in den öffentlichen Schulanstalten gebrauchten Lehrbücher für Geschichte von katholischer Seite Anfechtung erfahren. Weiter wurde eine Interpellation betr. Tätigkeit der Mormonen in unserer Stadt erledigt und wurden — nicht ohne Wahlkampf — die Wahlen der Ersatzrichter für Appellations-, Zivil- und Strafgericht vorgenommen.

13. Im Alter von nahezu 68 Jahren stirbt Dr. Rud. Oeri-Sarasin, einer der meistbeschäftigten Aerzte Basels, seinerzeit Mitglied der Kuratel der Universität und der Kommission des Frauenspitals. Oeri gehörte auch in den letzten Jahren unter die fleißigsten Mitarbeiter des Basler Jahrbuchs.

Zugleich mit einigen vom Bundesrat beschlossenen Beförderungen hoher Offiziere wird in der Oeffentlichkeit die Nachricht bekannt, daß Oberst Korpskommandant If. Iselin aus Alters- und Gesundheitsrücksichten von seiner militärischen Stellung zurücktritt.

15. Auf Veranlassung des Kirchenrats der evangelisch-reformierten Kirche werden von den Professoren P. Wernle und Eberh. Vischer, Lic. Ernst Stähelin und Pfr. F. Tissot in den Monaten Januar bis Mai Vorträge gehalten zur Einführung in das im Jahr 1917 zu feiernde Reformationsjubiläum. Den ersten hält heute der erstgenannte Gelehrte über Luther und die Reformation in Deutschland, Prof. Vischer spricht im Februar über Zwingli, Lic. Stähelin im März über Oekolampad und Pfr. Tissot Mitte Mai über Calvin.

16. Das am 1. Januar 1917 in Kraft erwachsene neue Gemeindegesetz schreibt u. a. vor, daß die Mitglieder des Engern Bürgerrats der Bürgergemeinde Basel in Zukunft nicht mehr zugleich dem Weitern Bürgerrat angehören können. Infolgedessen nahmen an der heutigen ersten Sitzung dieser Behörde im neuen Jahr sechs Ersatzmänner als neue Mitglieder teil. Das siebente Mitglied des Engern Bürgerrats, Präsident Dr. F. Vischer-Bachofen, trat aus dem E. B. zurück, behält aber seinen Sitz im W. B. bei. Bis dahin hatten Mitglieder des Engern Bürgerrats Präsidium und Statthaltersitz im Weitern Bürgerrat eingenommen. Auch dies ist nach dem neuen Gesetz nicht mehr möglich. Bei den dadurch erforderlich gewordenen Bureauwahlen wird zum Präsidenten gewählt Dr. Aug. Brenner, zum Statthalter R. Bolliger-Rees.

18. Der Große Rat führt die Behandlung des Prüfungsberichts für 1915 weiter.

Im Alter von über 80 Jahren stirbt Math. Schultheß-Arnold, während der letzten drei Jahrzehnte der Selbständigkeit von Kleinhüningen Präsident dieser Gemeinde, langjähriges Mitglied des Großen Rates, Einzelrichter, Mitglied der verschiedensten staatlichen Kommissionen.

20. F. Föhr, seit 1871 Vorsteher des Zivilstandsamtes, tritt auf Ende Juni von seiner Stelle zurück. — Die Regierung wählt zum Sekretär des Polizeidepartements

Dr. Max Dietiker, zum Vorsteher der Abteilung für Administrativsachen Wilhelm Bödecker.

Im Alter von 93 Jahren stirbt bei seinen Verwandten in Basel, wo er auslebte, Karl Wuhrmann-Fretz, pensionierter Oberzugführer der ehemaligen Nordostbahn. Wuhrmann war der jüngste Sohn jenes Schneidermeisters Wuhrmann in Zürich, der unter dem Namen Hedinger in Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten" eine Hauptrolle spielt, und selber das Urbild des prächtigen jungen Ferdinand Hedinger der Novelle. In den 40er und 50er Jahren hatte der Dichter beinahe täglich in Wuhrmanns Vaterhaus verkehrt.

22. H. Kreis-Martz, Buchdrucker, ein in der Basler Gesellschaft wohlbekannter Mann, stirbt über 78jährig.

26. In hohem Alter stirbt J. J. Singeisen-Schardt, als ehemaliger Bibliothekdiener den gewesenen Basler Studenten wohlbekannt und wegen seines originellen jovialen Wesens in guter Erinnerung.

27. Die drei Ehrenzeichen Kleinbasels halten bei herber Kälte, aber klarem Himmel ihren Umzug und den Schmaus ab. Nur die Böllerschüsse wurden aus dem zur Friedenszeit üblichen Programm gestrichen.

28. Im Alter von 82 Jahren stirbt Dr. H. Hagen-Thurneysen, Arzt.

31. Die Regierung ernennt zum außerordentlichen Professor für griechische Sprache und Literatur Dr. Peter Von der Mühll, d. Z. Privatdozenten in Zürich.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Januars 1917 waren: Mittel der Temperatur — 0,5, mittl. Temp.-Minimum — 2,4, mittl. Temp.-Maximum 1,6° C, Mittel des Luftdrucks 732,9, Summe der Niederschlagmenge 21 mm, Summe der Sonnenscheindauer 43 Stunden. Der Durchschnitt der Temperatur war nicht darum nahezu normal, weil der Monat normal ausgefallen wäre, sondern weil ein viel zu warmer Monatanfang und anhaltender harter

Frost am Monatende einander das Gleichgewicht hielten. Vom 15. Januar an bis Ende des Monats blieb das Tagesmittel unter 0, und der Zustand dauerte weit in den Februar hinein. Doch fehlte dem sonst richtigen Winter bleibender starker Schnee, und die Sonne zeigte sich bloß in den letzten Tagen, auch da nur spärlich.

Februar 1917.

1. Der Große Rat schließt die Beratung des Prüfungsberichts für 1915 ab und überweist folgende Postulate: 1. betr. Hebung der Mängel in der Jugendfürsorge; 2. betr. Erweiterung der Klinik des Kinderspitals; 3. betr. Beschäftigung der Kranken in der Friedmatt; 4. betr. Revision des Lehrlingsgesetzes und 5. betr. Abstellung der Uebelstände in der Cellonitfabrik. Ein sozialdemokratischer Anzug betr. Militärnotunterstützung, für den Dringlichkeit war beschlossen worden, wird zum Schluß gleichfalls überwiesen.

6. Der Weitere Bürgerrat wählt zum Mitglied des (Engern) Bürgerrats an Stelle von dessen zurücktretendem Präsidenten Dr. Fritz Vischer-Bachofen den Dr. Ernst Miescher, zum Präsidenten den bisherigen Statthalter E. Müry-Glück. Ferner werden die Budgets der bürgerlichen Verwaltungen für 1917 angenommen und der Ankauf eines Waldkomplexes in den Gemeinden Riehen und Bettingen beschlossen.

8. Nach Erledigung zweier Interpellationen, von denen die eine sich auf die Einschränkung des Kohlenverbrauchs in staatlichen Gebäuden bezog, bewilligt der Große Rat Kredite für ein viertes Geleise im Rheinhafen (48,000 Fr.), für Ankauf des Hauses zum Geyer Spalenberg 20 (98,000 Fr.) und für Verlegung der pharmazeutischen Anstalt in das Haus zum Sessel (43,000 Fr.); das abgeänderte Gesetz über die Handänderungssteuer wird in zweiter Lesung angenommen, ebenso die Vorlage der Regierung betr. Personalvermehrung

bei der Verwaltung der öffentlichen Materiallagerplätze auf dem Dreispitz; für den Bau eines Männerpavillons auf der Friedmatt bewilligt der Rat 600,000 Fr. und überweist die Anzüge betr. Stillprämien, betr. Lohnauszahlungen während des Militärdiensts, betr. Verlegung eines Teils der Messe nach Kleinbasel und betr. Aenderung des Autotarifs, streicht dagegen das Postulat betr. Regelung des Privatdetektivwesens als erledigt.

In Therwil bei seinem Vater stirbt Dr. Hugo Renz-Frapon, Lehrer an der Handelsabteilung der Obern Realschule.

11. Bei der Jahresfeier der Stadtmission im Vereinshaus spricht Pfr. J. Schlatter von Zürich-Wiedikon.

Im Alter von 73 Jahren stirbt nach längerem Leiden Pfr. Theophil Isler-Linder, früher Hausvater des Gymnasiastenkonvikts „zum Rebhaus". — Der frühere Direktor der Schweiz. Volksbank in Basel, Ed. Grüneisen, namentlich in Turnerkreisen wohlbekannt, stirbt nach kurzer Krankheit 73jährig.

12. Der Gymnasiallehrer Dr. Rud. Hotz-Linder, als Geograph über Basel und die Schweizer Grenzen hinaus bekannt, stirbt nach kurzem Krankenlager im Alter von 65 Jahren.

15. Die philosophische Fakultät der Universität Lausanne ernennt bei der Feier des 25jährigen Bestandes der Hochschule Prof. Jakob Wackernagel in Basel zum Ehrendoktor der Philosophie. Es sei bei diesem Anlaß nachgeholt, daß der ausgezeichnete Sprachforscher, nachdem er über ein Jahrzehnt in Göttingen gewirkt hatte, im Herbst 1915 seine Tätigkeit an der Universität seiner Vaterstadt wieder aufgenommen hat.

Nach kurzer Krankheit stirbt in seinem 79. Lebensjahr der frühere Gymnasiallehrer Dr. K. Grüninger-Schellenberg.

17. Dr. Joh. Rud. Geigy-Merian stirbt in seinem 87. Altersjahr. Er hat durch den Ausbau des väterlichen Droguengeschäftes zu einer weltbekannten Anilinfarbenfabrik mächtig beigetragen zur Einbürgerung der chemischen Industrie in Basel, gehörte auch zu den Gründern der Handelsbank. Seiner Vaterstadt diente er in richterlichen Stellungen, als langjähriges eifriges Mitglied des Großen Rats und der Synode. Dem Schweiz. Nationalrat gehörte er drei Amtsperioden an und erfreute sich des größten Vertrauens seiner Kollegen und des Bundesrats. Am Abschluß der Handelsverträge der 1880er Jahre mit den umliegenden Staaten war er in hervorragender Weise als Unterhändler beteiligt. Von seinen reichen Mitteln wußte er fürstlichen Gebrauch zu machen. Mannigfache Ehren sind ihm zuteil geworden. Er war u. a. Ehrenpräsident der Basler Handelskammer und des Verwaltungsrates der Basler Handelsbank, sowie Ehrendoktor der Philosophie. Er hatte das Glück, ein langes, ruhiges und gesundes Greisenalter zu genießen.

Die Regierung beruft als ordentlichen Professor für orientalische Sprachen an der Universität Dr. Fr. Schultheß, z. Zt. Ordinarius in Straßburg.

17. 18. Zum Mitglied des Nationalrats wird gewählt mit 6495 Stimmen bei einem absoluten Mehr = 5776 Ing. Rud. Gelpke, der von den Freisinnigen und den Liberalen unterstützte Kandidat der Fortschrittlichen Bürgerpartei; sein sozialistischer Gegenkandidat, Dr. Franz Welti, dem auch die Demokraten stimmten, machte 5000 Stimmen. Die katholische Volkspartei hatte Wahlenthaltung beschlossen. Es beteiligten sich etwas über 41% der Stimmberechtigten. Es handelte sich um Wiedervergebung des Mandats von B. Jäggi. Dieser war von seinem Sitz zurückgetreten, weil er gegenüber den Beschlüssen der sozialdemokratischen Partei, die ihn gewählt hatte, seine Selbständigkeit nicht aufgeben wollte.

20. Der *Schweizerische Bankverein* ändert seine Firma ab und nennt sich in Zukunft *Schweizerische Bank A. G.*

22. *Großer Rat.* Nach Beantwortung zweier Interpellationen über die Einschränkung des Gasverbrauchs zur Kohlenersparnis bewilligt der Rat nach einer Debatte, die den ganzen Sitzungstag in Anspruch nahm, $2\frac{1}{2}$ Millionen für den Bau eines Kunstmuseums auf der Schützenmatte.

23. Der *Genossenschaftrat des A. C. V.* bewilligt einen Kredit von 130,000 Fr. zum Ankauf der Liegenschaft zum Augarten. Es soll darin ein Verkaufladen eingerichtet werden.

25. Das *Christliche Vereinshaus* begeht die Feier seines 50jährigen Bestandes mit Ansprachen der Pfarrer W. Ecklin, H. Anstein und E. Stähelin. Die Feier hätte schon 1914 stattfinden sollen und war dann des Krieges wegen unterlassen worden. Jetzt glaubte die Kommission sie nicht länger hinausschieben zu dürfen.

28. *Witterung.* Die Hauptwerte des Monats Februar 1917 stellen sich wie folgt: Mittel der Temperatur — 1,3, mittl. Temp.-Minimum — 4,5, mittl. Temp.-Maximum 2,3 °C, Mittel des Luftdrucks 739,1, Summe der Niederschlagmenge 17 mm, Summe der Sonnenscheindauer 105 Stunden. Der Monat zerfiel in zwei Hälften mit verschiedenen Temperaturverhältnissen, überwiegend war die Kälte, die das Mittel der Temperatur 3° unter den Durchschnitt hinunterdrückte und die Vegetation kräftig zurückhielt.

März 1917.

3. Die Regierung ernennt zum Oberarzt der dermatologisch-venereologischen Klinik und Poliklinik im Bürgerspital und zum a. o. Professor für Dermatologie und Venereologie an der Universität Dr. med. Felix *Lewandowski*, d. Z. in Hamburg.

Eine Besprechung deutscher, eidgenössischer und baslerischer Behörden über die Wiederaufnahme der Rheinschiffahrt konstatierte, daß mit dem Eintritt bessern Wasserstandes die Wiederaufnahme des Betriebs erfolgen kann.

8. Im Großen Rat werden zunächst drei Interpellationen behandelt, die sämtlich irgendwie mit den infolge des Kriegs notwendig gewordenen Maßnahmen zusammenhangen. Dann wird der Verkauf eines Bauplatzes auf dem Bruderholz beschlossen und in die Behandlung des Budgets für 1917 eingetreten. In der Nachmittagssitzung wird zunächst der aus einer der am Vormittag gestellten Interpellationen über angebliche Verletzung des Hausrechts durch die regierungsrätliche Verordnung über die Lebenshaltung erstandene Anzug zurückgewiesen, dann mit Dringlichkeit beschlossen, Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung dem Polizeigericht zu überweisen, und endlich in der Budgetberatung fortgefahren.

11. Im Gewerbemuseum wird eine Ausstellung des deutschen Werkbundes eröffnet.

12. Es wird ein Verein zur Gründung eines Lehrlingsheims im Rebhaus gegründet und zum Präsidenten gewählt R. Leupold-Senn, Direktionssekretär der Schweiz. Bundesbahnen.

13. Der Weitere Bürgerrat faßt nach Erledigung einer Interpellation Beschluß über Aenderung der Praxis bei Einbürgerung ausländischer Wehrpflichtiger und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Am heutigen Tag verläßt zum erstenmal seit Kriegsbeginn wieder ein Eisenbahnzug den bad. Bahnhof, nämlich der Extrazug mit Schweizer Gästen zur Eröffnung der Ausstellung von Arbeiten internierter Kriegsgefangener in Frankfurt a. M.

15. Der Große Rat führt die Budgetberatung zu Ende. Es weist jetzt an Einnahmen 20 553 985, an Aus-

gaben 24 371 000, somit ein Defizit von 3 817 015 Fr. auf. Ein Postulat betr. Buchung der Ausgaben für die Brausebäder usw. wird überwiesen, ein anderes, das einen Teil des Gewinns des Wasserwerks für die Staatskasse in Anspruch nehmen wollte, wurde abgelehnt.

19. Der Schweiz. Bund für Naturschutz hält seine Delegiertenversammlung in Basel ab.

20. Wie in der ganzen Schweiz, so ertönt auch bei uns am Abend von 8—8¼ Uhr feierliches Glockengeläute zu Ehren des Bruders Niklaus von der Flüh, dessen Geburtstag morgen zum 500. Mal wiederkehrt.

27. Der Weitere Bürgerrat schreitet über einen Anzug betr. Ueberlassung von Land der Bürgergemeinde und der bürgerlichen Verwaltungen für Kleingärten zur Tagesordnung, trifft eine Wahl in die Waisenhausinspektion und weist die Entwürfe zu den Geschäftsordnungen für den Weitern Bürgerrat und für den Bürgerrat an eine Kommission.

29. Der Große Rat beschließt den Bau einer Turnhalle in Riehen und nimmt sieben Postulate zum Budget entgegen, nämlich 1. betr. Spezifizierung der Ausgaben des Staates für die Seelsorge in seinen Anstalten; 2. betr. Bad- und Waschanstalt auf der Breite; 3. betr. Durchbruch der Thannerstraße; 4. betr. Ueberlassung von Kehricht an Gartenbautreibende; 5. betr. Ankauf sanitarisch ungenügender Liegenschaften an der Utengasse; 6. betr. Abgabe von Pflanzland und 7. betr. Unterstützung der Rechtsauskunftsstelle des Arbeitersekretariats. Hierauf wird der Bericht der Regierung über das Statistische Amt entgegengenommen und ein neuer Bebauungsplan für das Gebiet zwischen Allschwilerstraße und Hegenheimerstraße genehmigt. Den Nachmittag nehmen ein Nachtrag zum Budget und die Aenderung der Bestimmungen der gewerblichen Schiedsgerichte in Anspruch. Bei letzterm Traktandum nimmt der Rat mit 61 gegen 30

Stimmen die Einführung des Frauenstimmrechts für die gewerblichen Schiedsgerichte an.

31. Zum Zivilstandsbeamten an Stelle des zurücktretenden F. Föhr wählt die Regierung Dr. Daniel Scheurer.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat März 1917 betrug, 2,9° C, 2° weniger als das langjährige Mittel, das mittl. Temp.-Minimum — 0,3, das mittl. Temp.-Maximum 6,6° C, das Mittel des Luftdrucks 708,6, die Summe der Niederschlagmenge 77 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 91 Stunden. Nachdem schon einmal in diesem Winter ein besonders tiefer Barometerstand war beobachtet worden (s. Witterung zum November 1916), sank das Barometer am 7. März abends 5 Uhr auf die tiefste bis jetzt in Basel notierte Barometerablesung von 706,0 mm. Der Monat war trübe und winterlich kalt, erinnerte in keiner Weise an das Frühjahr, hielt auch das Pflanzenleben ungewöhnlich zurück und brachte dadurch die Landwirtschaft wegen der Viehfütterung in ernste Verlegenheit, die sich noch steigerte in dem seinem Vorgänger in jeder Hinsicht nachahmenden Monat April.

April 1917.

3. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. hielt Sitzung zur Vorbereitung der Geschäfte für die bevorstehende Generalversammlung. Es wird eine Dividende von 7½% vorgeschlagen.

Die Regierung wählt zum Gerichtsarzt Privatdozent Dr. S. Schönberg.

12. Der Große Rat bewilligt nach Beantwortung zweier Interpellationen den Verkauf eines Stückes Land vom Areal des alten badischen Bahnhofs, behandelt in zweiter Lesung die Aenderung der Bestimmungen der gewerblichen Schiedsgerichte und nimmt die Vorlage endgiltig an.

Reg.-Rat Mangold wird zur Vorsteherschaft der

Abteilung für Fürsorgetätigkeit des Bundes und der Kantone nach Bern berufen. Er wird diese Beamtung ausüben können, ohne auf die Leitung seines Departements in Basel zu verzichten.

13. Nach schwerem langem Leiden stirbt der als Gesanglehrer an der Töchterschule und als Sänger in weiten Kreisen bekannte Paul Böpple-Heman.

14. Die Regierung verdankt ein Geschenk von 100 000 Fr. der Chemischen Fabrik vorm. Sandoz zum Bau eines neuen Kollegiengebäudes der Universität.

15.—30. Die erste Schweizer Mustermesse wird mit vollem Gelingen in Basel abgehalten. Hervorgegangen aus einer Anregung im Großen Rate, verfolgte sie vor allem den Zweck, in den gegenwärtigen Zeiten, wo uns für den Warenbezug das Ausland so viel als gesperrt ist, den einheimischen Verbraucher auf einheimische Bezugsquellen aufmerksam zu machen. Es ergab sich von selbst, daß die Messe zu einer kleinen Musterschau wurde. Um zwei Zentren gruppierte sie sich: Das eine war im Stadtkasino und umfaßte die Turnhallen in der Theaterstraße und in der Rittergasse; für die andere Zentrale war ein besonderes Gebäude errichtet auf dem Areal des alten Badischen Bahnhofes. Die Stadt hatte sich sauber und farbig herausgeputzt zum Empfang der Gäste. Für Zerstreuung und Erholung hatten das Stadttheater durch erlesene Gastspiele und die Variétébühnen durch besonders anziehende Programme gesorgt. — Am Samstag, 14. April, erfolgte der feierliche Eröffnungsakt im Stadttheater mit Ansprachen von Regierungsrat Blocher und Rud. Sarasin-Vischer, Präsidenten der Basler Handelskammer. Donnerstag, 19. April, war der sogenannte offizielle Tag, an dem Bundespräsident Schultheß und Bundesrat Decoppet der Messe ihren Besuch abstatteten, nachdem schon am ersten Tage Bundesrat Calonder incognito Basel besucht hatte. Eine Menge schweizerischer Berufgenossenschaften hielten während der Dauer der Messe

in Basel ihre General-, Jahres- oder Delegiertenversammlungen ab. Wir nennen die schweizerischen Detailorganisationen, die die Gründung einer schweizerischen kaufmännischen Mittelstandsvereinigung beschlossen, und den schweizerischen Handels- und Industrieverein. Ein großes Fest wurde der Tessiner-Tag am 28. und 29. April, wo die Vereinigung Pro Ticino unter Beteiligung der Regierung, der Zünfte und der ganzen Bevölkerung feierlich eingeholt und zum Gegenstand herzlicher Ovationen gemacht wurde. Die Anwesenheit von Bundesrat Motta gab dem Tag eine höhere Bedeutung, die Stadtmusik von Bellinzona sorgte für den künstlerischen Teil. Der geschäftliche Erfolg der Messe läßt sich natürlicherweise nicht jetzt schon beurteilen. Nur soviel kann gesagt werden, daß der Besuch durch Kauflustige und durch Neugierige, wie übrigens auch die Beschickung durch Produzenten alle Erwartung übertraf, und daß an gewissen Tagen die Zirkulation in den Räumen der Messe fast unmöglich wurde. Bestellungen sollen in großer Zahl gemacht worden sein, und so darf man hoffen, daß die erste Schweizer Mustermesse in Basel in künftigen Jahren ebenso gelungene Nachfolger haben wird. Die wiederholte Beteiligung amtlicher Kreise drückte sich auch darin aus, daß das damastene Standesfähnlein in diesen Tagen wiederholt an die Luft kam.

15. Bei dem Schlußakt der kaufmännischen Lehrlingsprüfungen spricht zu den jungen Leuten, die jetzt ins Leben treten, u. a. Reg.-Rat Dr. Mangold.

17. Im Alter von 70 Jahren stirbt Dr. jur. Alb. Huber-Burckhardt. Ursprünglich führte er die seit Jahrzehnten im Besitz der Familie stehende Apotheke an der Schifflände. Mit 40 Jahren wandte er sich der Jurisprudenz zu und wurde Advokat, später Zivilgerichtspräsident. Stets zeigte er großes und tätiges Interesse für öffentliche Angelegenheiten. Namentlich gewerbliche und Verkehrsfragen lagen ihm am Herzen. Politisch gehörte er erst zum linken Flügel der

radikalen Partei; später zählte er zu den Gründern der demokratischen Partei. Als Mitglied des Großen Rates während drei Jahrzehnten hatte er Gelegenheit, sein soziales Empfinden zu betätigen.

21. Die Regierung ernennt zu außerordentlichen Professoren an der medizinischen Fakultät die bisherigen Privatdozenten Dr. Hans Iselin mit einem Lehrauftrag für Unfallmedizin und Dr. Fritz Suter für allgemeine Chirurgie.

22. Schlußakt der gewerblichen Lehrlingsprüfungen im Bernoullianum mit Ansprachen von Ad. Schmid jun. und Dr. Emil Göttisheim.

23. Im Gasthof Drei Königen stirbt 89jährig Louis Löw, Ehrenpräsident des Pariser Kassationshofs, Großoffizier der Ehrenlegion usw. Löw, ein geborener Elsässer und unter dem zweiten Kaiserreich Gerichtspräsident von Mülhausen, hatte nach 1870 für Frankreich optiert und in Paris die höchsten Stellen der Richterlaufbahn erklommen. Beim Ausbruch des Weltkriegs war er in Badenweiler als Geisel gefangen genommen, nach einiger Zeit aber mit Rücksicht auf sein hohes Alter von den Deutschen wieder freigelassen worden.

25. Der erste Schleppzug dieses Jahres mit Kohlen trifft ein. Er war der Kohlennot wegen und weil hartnäckiger Niederwasserstand des Rheins besonders lange geherrscht hatte, besonders sehnlich erwartet worden.

26. Der Große Rat bewilligt in der letzten Sitzung der zu Ende gehenden Legislaturperiode nach Erledigung einer Interpellation und Gewährung eines kleinen Nachtragkredits ohne Widerspruch 3,500,000 Fr., auf drei Jahre zu verteilen als erste Rate für den Bau eines Rheinhafens bei Kleinhüningen und verabschiedet den Rückständebericht. Für den Rheinhafen erhofft man eine Bundessubvention von 50 Prozent.

28. 29. Die Gesamterneuerungswahlen von Regierung und Großem Rat vermochten nur schwach 60%

der Wählerschaft an die Urne zu locken. Es beteiligten sich an dem Wahlgeschäft sämtliche Parteien der Stadt. Somit lagen für die Großratwahlen sieben Listen vor: die freisinnige, die liberale, die der fortschrittlichen Bürgerpartei, die katholische, die sozialdemokratische, die demokratische und die gesetzlich geforderte freie Liste. Im ganzen zählte man rund 350 Kandidaten für die 130 Sitze. Das genaue Ergebnis, das erst am Mittwoch Vormittag bekannt wurde, weist auf für die Freisinnigen 20 Mitglieder (in der vorhergehenden Periode 1914/17 27), für die Liberalen 18 (20), für die fortschrittliche Bürgerpartei 16 (17), für die Katholiken 15 (17), für die Sozialdemokraten 59 (43), für die Demokraten 2 (2). — Zu den Regierungsratwahlen stellten sich die sämtlichen bisherigen Mitglieder der Regierung zur Verfügung. Die Sozialdemokraten schlugen nur ihre beiden Vertreter Blocher und Wullschleger vor, die Katholiken hoben als einzigen Kandidaten Dr. Rud. Niederhauser (neu) auf den Schild, Freisinnige und Liberale hatten sich darauf geeinigt, ihre bisherigen Vertreter Aemmer (freis.), Im Hof (lib.), Miescher (lib.) und Stöcklin (freis.) samt dem parteilosen Dr. Mangold gemeinsam zu portieren. Die fortschrittliche Bürgerpartei verzichtete darauf, ihre Kandidaten mit Namen zu nennen und begnügte sich damit, die bürgerlichen Mitglieder der Behörde zur Bestätigung zu empfehlen. Die demokratische Partei endlich proklamierte Stimmenthaltung für die Regierungswahlen. Auch hier kam es wie bei den Großratwahlen zu einem entschiedenen Sieg der Sozialdemokraten: Bei einem absoluten Mehr von 7313 wurden gewählt Wullschleger mit 8381, Blocher mit 7659 Stimmen. Die übrigen Regierungsräte kommen in Stichwahl: Dr. Aemmer mit 6742, Dr. Mangold mit 6729, Dr. Miescher mit 6671, Dr. Im Hof mit 6533 und Stöcklin mit 6406 Stimmen. Dr. Niederhauser machte 2513 Stimmen.

30. Witterung. Folgendes sind die meteorolo-

gischen Hauptwerte des Monats April 1917: Mittel der Temperatur 6,7 mittl. Temp.-Minimum 2,9, mittl. Temp.-Maximum 11,1 ° C, mittlerer Barometerstand 736,0, Summe der Niederschlagmenge 40 mm, Summe der Sonnenscheindauer 143 Stunden. Abgesehen von den letzten vier Tagen fiel der Monat viel zu kalt aus. Fast winterlich in ihrem Aussehen ging die Vegetation aus dem April in den Mai, der dann mit ungewöhnlichen Wärmeüberschüssen und prächtigem Sonnenschein ohne jeden Rückschlag das Manko an Entwicklung rasch ausgeglichen hatte.

Mai 1917.

1. Bei sehr günstiger Witterung wickelt sich die sozialdemokratische Feier des 1. Mai in aller Ruhe ab. Eine Festrede von Nat.-Rat Pflüger aus Zürich und ein Demonstrationszug bildeten die Hauptmomente des Tags.

4. Die Generalversammlung des Allg. Konsumvereins beschließt mit Mehrheit auf Antrag des Verwaltungsrats für 1916 eine Dividende von 7½% gegen einen Vorschlag von 8%.

5. 6. Zum zweiten Wahlgang der Regierungsratwahlen gaben die Sozialdemokraten die Wahlparole der Enthaltung aus, ebenso die Katholiken, nachdem sich ihr Kandidat zurückgezogen hatte. Fortschrittliche Bürgerpartei und Demokraten bezogen die gleichen Stellungen wie im ersten Wahlgang. So stand der gemeinsamen Liste der Freisinnigen und der Liberalen kein Widerstand entgegen, und bei einer Beteiligung von nicht einmal 20% der Wähler gingen aus der Urne hervor: Dr. F. Aemmer (3998 St.), Dr. F. Mangold (3987), Dr. A. Im Hof (3939), Dr. R. Miescher (3889) und A. Stöcklin (3832).

6. Die französische Gemeinde in Basel feiert das 25jährige Amtjubiläum ihres Geistlichen Pfr. Fred. Tissot.

9. Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche von Basel genehmigt Jahresbericht und Rechnung des Kirchenrats für 1916, weist den Verkauf des alten Pfarrhauses im Klingenthal an die christkatholische Gemeinde zurück und beschließt, den Frauen das Wahlrecht bei Pfarrwahlen zu erteilen.

10. Die erste Sitzung des neugewählten Großen Rats wird vom Alterspräsidenten Elias Weiß (Bettingen) mit einer kurzen Ansprache eröffnet. Nach gemeinsamen Vorschlägen der Parteien werden gewählt Präsident (Dr. P. Speiser, Sohn) und Statthalter (Dr. F. Hauser) des Großen Rats, die Wahlprüfungs-, die Rechnungs-, die Rekurs- und Petitionskommission, der Präsident (A. Stöcklin) und der Vizepräsident der Regierung (Dr. Ad. Im Hof). Es wird ein Anzug eingereicht betr. Aufnahme des aktiven und des passiven Wahlrechts der Frauen in die Verfassung und der Regierung der Wunsch ausgedrückt, sie möchte bei den Einheitskommandanten die Beurlaubung von Großratsmitgliedern zum Besuch der Sitzung veranlassen.

12. 13. Der Bundesbeschluß betr. Einfügung eines Art. 41 bis und eines Art. 42 lit. g. in die Bundesverfassung (Stempelabgaben) wird in Baselstadt bei einer Beteiligung von 8198 von 29,591 Stimmberechtigten mit 4758 Nein gegen 3440 Ja verworfen. Für Annahme waren alle politischen Parteien mit Ausnahme der sozialdemokratischen eingetreten. In der ganzen Schweiz wurde die Vorlage angenommen mit 185,000 Ja gegen 160,000 Nein und 13½ gegen 8½ Standesstimmen.

13. Das eidgenössische Personal des Platzes Basel demonstrierte durch eine von zirka 2200 Mann besuchte Versammlung auf dem Münsterplatz zugunsten einer neuen Kriegsteuerungszulage. Die Ansprache hielt Stadtrat Albisser aus Luzern.

20. Die katholischen Jünglingsvereine Basels halten eine Bruderklausen-Feier ab, an der sich zahl-

reich auch Gesinnungs- und Altersgenossen aus andern Kantonen beteiligen.

Ganz plötzlich stirbt an einem Herzschlag Dr. Karl Mellinger, ordentlicher Professor der Augenheilkunde an der Universität und Oberarzt der Augenheilanstalt.

22. Der Weitere Bürgerrat genehmigt die Verteilung des 1917 auf die Bürgergemeinde entfallenden Anteils der Chr. Merian'schen Stiftung an die bürgerlichen Anstalten und erledigt eine große Anzahl von Begehren ausländischer Wehrpflichtiger um Aufnahme in das Bürgerrecht der Stadt.

24. Nach längerer Debatte über eine Interpellation betr. Erteilung von Urlaub an diensttuende Mitglieder des Großen Rates zur Teilnahme an den Sitzungen der Behörde beschließt der Große Rat Ankauf der Liegenschaft Utengasse 43 und bestellt in mehreren Wahlgängen den Bankrat (4 Sozialdem., 3 Freis., je 2 Liberale, Katholiken und Angehörige der Fortschr. Bürgerpartei) und ebenso den Erziehungsrat (4 Sozialdem. 2 Freis., 1 Liberaler, 1 Angehöriger der Fortschr. Bürgerpartei; der Vorsteher des Erziehungsdepartements ist von Amts wegen Mitglied). Hierauf wird die Beratung über den Verkauf eines Landabschnittes beim Kleinhüninger Rheinhafen an die Gutehoffnungshütte in Oberhausen a. Rh. begonnen.

27. Am Pfingstsonntag fand in Basel der Arbeiter-Jugendtag der sozialdemokratischen Partei statt mit Demonstrationszug und verschiedenen Ansprachen in den Langen Erlen.

30. Die Studentenschaft veranstaltet einen Fackelzug zu Ehren des verstorbenen Prof. Mellinger.

31. Der Große Rat beschließt in einer Nachmittagsitzung Kriegsteuerungszulagen an das gesamte Personal der öffentlichen Verwaltung und geht mit seinen Beschlüssen über die Anträge der Regierung hinaus. Die Beschlüsse bedeuten für 1917 eine Ausgabe von 1,480,000, für 1918 eine solche von 1,525,000 Fr.

Witterung. Im Monat Mai 1917 betrug das Mittel der Temperatur 16,8, das mittl. Temp.-Minimum 11,9, das mittl. Temp.-Maximum 22,4 ° C, das Mittel des Luftdrucks 736,7, die Summe der Niederschlagmenge 76 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 228 Stunden. Alle Witterungsfaktoren waren normal mit Ausnahme der Temperatur, die viel zu warm ausfiel und den Durchschnitten des Juni entsprach, so daß wir, da die Apriltemperatur die für den März üblichen Werte gezeigt hat, fast ohne Uebergang aus dem Vorfrühling in den Sommer übergetreten sind. Den Kulturen hat das freilich nicht geschadet. Alles steht so schön und verheißungsvoll da wie nur möglich.

Juni 1917.

3. Der Schweizerische Aerztliche Zentralverein hält in Basel seine 88. Jahresversammlung ab.

6. Das Personalverzeichnis der Universität für das Sommersemester 1917 weist auf 53 ordentliche und 31 außerordentliche Professoren, 42 Privatdozenten und 6 Lektoren, 916 immatrikulierte Studierende (57 Damen) und 158 (86) nicht immatrikulierte Hörer. Von den Studierenden gehören der theologischen Fakultät an 89, der juristischen 86 (2), der medizinischen 227 (15), der philosophischen I 271 (28), der philosophischen II 243 (12); Schweizer sind 776 (48), Ausländer 140 (9). — Von den 437 (40) immatrikulierten Baselstädtern studieren Theologie 19, Jurisprudenz 56 (1), Medizin 66 (7), Philosophie I 154 (24) und Philosophie II 142 (8).

7. Zum erstenmal seit der katholischen Zeit bewegt sich eine Prozession durch die Straßen der Stadt, und zwar von der Heiliggeistkirche aus durch das östliche Gundeldinger Quartier.

12. Der Weitere Bürgerrat wählt seine Prüfungskommission für 1916 und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

In Riehen stirbt an einem Schlaganfall 72 Jahre alt D. P. W. Schmidt aus Berlin, seit 1885 Professor der Theologie, ein Führer der kirchlichen Reform.

13. Nach schwerem Leiden stirbt in Riehen 69jährig alt Reg.-Rat Dr. Richard Zutt, 1887—1911 Mitglied der Regierung von Baselstadt, wo er der Reihe nach das Erziehungs-, das Polizei- und das Sanitätsdepartement leitete. Vor seinem Eintritt in die Regierung hatte er dem Gemeinwesen u. a. als Staatsanwalt gedient.

14. Nach Erledigung dreier Interpellationen, die bis tief in den Nachmittag hinein dauerte, beschließt der Große Rat, es sei dem zum Militärdienst einberufenen Personal der öffentlichen Verwaltung der volle Lohn auszurichten, mit Rückwirkung vom 1. Januar 1917 an.

19. Habilitationsvorlesung von Dr. W. Lutz, Privatdozent an der medizinischen Fakultät, über die Allergie bei Hautkrankheiten.

20. Die Staatsrechnung für 1916 verzeichnet bei 24,384,600 Fr. Ausgaben und 23,260,590 Fr. Einnahmen ein Defizit von 1,124,009 Fr., gegen ein solches von 3,834,767 Fr. im Budget.

21. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. bestellt nach einer Interpellation sein Bureau und beschließt Teuerungszulagen für das Personal des Unternehmens.

22. Die neugegründete Gesellschaft Lehrlingsheim beschließt, der Kommission für das theologische Pensionat ihre Liegenschaft „Das neue Rebhaus" in der Leimenstraße abzukaufen.

23. Die Naturforschende Gesellschaft Basel begeht die Feier ihres hundertjährigen Bestehens zugleich mit der Eröffnung des neuen Museums für Völkerkunde. Dieses ist untergebracht in einem auf den Liegenschaften gegen den Schlüsselberg hin errichteten Neubau, der mit den Räumen des Kunstmuseums in der Augustinergasse in Verbindung steht. Die Feier stand unter der Leitung des

derzeitigen Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Fritz Sarasin. Sie begann mit einem Festakt in der Aula des Museums, wo außer dem Präsidenten auch die Regierung (Reg.-Rat Mangold), die Universität (Rektor Prof. Hedinger), die subventionierenden Gesellschaften (Prof. Jak. Wackernagel) und die Schweiz. Naturforschende Gesellschaft (Prof. Fischer aus Bern) zu Worte kamen. An diesen Akt schlossen sich ein Rundgang durch das neue Museum und ein Bankett im Musiksaal, bei welch letzterem sich noch einmal ein reicher Strom von Reden über die Anwesenden ergoß. Ein Besuch des Zoologischen Gartens beschloß den Tag.

25. ffg. Woche der religiösen Jahresfeste in Basel.

27. Als ordentl. Professor für Germanistik wird berufen Dr. Franz Zinkernagel, d. Z. Extraordinarius in Tübingen.

28. Der Große Rat bewilligt nach langer Debatte als Nachtragkredit zum Budget 1917 Beiträge an den Arbeiterbund für das Arbeitersekretariat und an den Gewerbeverband für die neugegründete Gewerbekammer; ebenso einen Nachtragkredit für Einrichtung der Liegenschaft zum Sessel für akademische Zwecke und ratifiziert den Ankauf des Hauses Wiesendamm 1. Er weist den Rekurs eines Oesterreichers gegen seine Ausweisung ab, überbindet die Beurteilung der Zuwiderhandlung gegen die Verordnungen betr. Einschränkung der Lebenshaltung dem Polizeigericht, erteilt die nötigen Kredite und Expropriationsermächtigungen für die Verbreiterung der Greifengasse, beschließt den Ankauf der Liegenschaft zum Kirschgarten für Verwaltungszwecke und den Verkauf der Liegenschaft zum Großen Kollmar an die Kantonalbank, und bewilligt endlich einen Beitrag an den Umbau des Gemeindehauses in Riehen.

30. Der Regierungsrat ernennt zum Major der Infanterie Hauptmann Ernst Zahn, dem der General das Kommando des Inf.-Bat. 97 übertragen hat.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Juni 1917 betrug 19,0, das mittl. Temp.-Minimum 14,0, das mittl. Temp.-Maximum 25 ° C, das Mittel des Luftdrucks 739,6, die Summe der Niederschlagmenge 134 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 280 Stunden. Alle günstigen Umstände vereinigten sich, so daß die Kulturen in ungeahnter Schönheit stehen: die Witterung brachte neben reichlichem warmem Sonnenschein in kurzen und ergiebigen Niederschlägen das nötige Naß.

Juli 1917.

1. Die Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz hält in Basel ihre 11. Generalversammlung ab.

3. Der Weitere Bürgerrat beschließt die Ausrichtung von Teuerungszulagen an das Personal der Bürgergemeinde für 1917 und den Verkauf des Kleinhüninger Bürgerlandes an den Kanton Baselstadt, 904 Ar für 361 620 Fr., und erledigt eine Anzahl Bürgerrechtsbegehren.

Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1917/18 wird gewählt Dr. Paul Meyer-Lieb, zum Schreiber Dr. Tobias Christ.

5. Der Große Rat genehmigt eine Anzahl Bürgeraufnahmen und einige Nachtragkredite (Instrumentarium des Gerichtarztes und Einführung der elektrischen Beleuchtung im Lohnhof), erhöht die Kredite für Lebensmittelfürsorge und Volksküche, beschließt Umbau des Flügelgebäudes St. Albangraben 22 und Ankauf des Ewigschen Gutes an der Grenzacherstraße, sowie der Liegenschaft Wasserstraße 11 und nimmt den Regierungsantrag betr. staatliche Subvention an Stadttheater und Allg. Musikgesellschaft an; er beschließt Errichtung eines zweiten Lehrstuhls für Philosophie und eines solchen für Geographie, Ankauf der Liegenschaften Utengasse 41 und Lindenberg 7 und 9, erledigt einige mit einander zusammenhängende Grundstückgeschäfte

an der Hochbergerstraße und berät über Errichtung eines kantonalen Lebensmittelamtes.

6. Die akademische Regenz erteilt Dr. med. Wilh. Löffler die venia docendi für innere Medizin.

10. Nach langem schwerem Leiden stirbt 66jährig Prof. Dr. Heinr. Boos, ein Historiker von erstaunlicher Fruchtbarkeit, in den 1870er Jahren Herausgeber des Basler Jahrbuchs. Er hat u. a. die Urkunden von Baselland, Aarau und Worms herausgegeben, eine Geschichte Basels im Mittelalter geschrieben, im Auftrag eines ihm befreundeten Wormser Mäcens eine von Sattler illustrierte mehrbändige Geschichte von Worms als Manuskript erscheinen lassen, überhaupt in der Geschichte der rheinischen Städte viel gearbeitet. Auch mit Erforschung der Geschichte der Freimaurerei hat er sich befaßt.

12. Der Große Rat brach die Beratung über das Lebensmittelamt vorläufig ab, erledigte eine Anzahl Begnadigungsgesuche und Petitionen und überwies zwei Anzüge, den einen betr. ein neues Besoldungsgesetz für die Staatsangestellten, den andern betr. Teuerungszulagen an pensionierte ehemalige Staatsbedienstete. In der Nachmittagsitzung wurde die Vorlage betr. ein kantonales Lebensmittelamt an eine Kommission gewiesen. Unter Namensaufruf wurde eine von sozialdemokratischer Seite eingebrachte Motivierung angenommen.

13. Das Preisgericht für die Pläne zu einer reformierten Kirche der Gemeinde St. Elisabethen-Gundeldingen am Thiersteiner Rain erteilt einen ersten Preis dem Entwurf der Basler Baugesellschaft (Architekt Hans Bernoulli) einen zweiten dem des Architekten Alb. Gyßler, d. Z. in Chemnitz, den dritten dem des Stud. arch. Paul Studer, den vierten dem des dipl. Arch. Wilh. Kehlstadt, d. Z. in Zürich.

19. Vier führerlose Basler Touristen, Ernst und Wilhelm Frank, Karl Hindenlang und Hans

Wagner stürzten beim Abstieg vom Wetterhorn unmittelbar unter der Spitze ab und fanden den plötzlichen Tod.

22. An Stelle des statutarischen Kantonalturnfestes wird im Hof des Klingenthals bei bestem Gelingen und unter der Gunst der Witterung ein kantonales Wetturnen abgehalten.

31. Witterung. Das Mittel der Temperatur im im Monat Juli 1917 betrug 18,5, das mittl. Temp.-Minimum 14,3, das mittl. Temp.-Maximum 23,9 ° C, das Mittel des Luftdrucks 739,5, die Summe der Niederschlagmenge 95 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 241 Stunden. Der Monat zeichnete sich weder nach der guten noch nach der schlimmen Seite besonders aus. Seine Witterung gestattete eine normale Entwicklung sämtlicher Kulturen.

August 1917.

1. Die zahlreichen, von verschiedenen Vereinigungen in allen Vierteln der Stadt geplanten Bundesfeiern werden durch starke Regengüsse beeinträchtigt oder vereitelt und werden an den folgenden Tagen hier und da nachgeholt.

5. Die Wettkämpfe für die schweizerische Leichtathletikmeisterschaft auf dem Landhof stellen neue schweizerische Rekorde auf 1. für Weitsprung mit Anlauf (6 m 65, Lukac von der Gymnast. Gesellschaft Bern) und 2. für Hochsprung mit Anlauf (1 m 72, Hintermann, vom Fußballklub Oerlikon).

6.—11. In der Frauenarbeitschule wird ein Ferienkurs für Koch- und Haushaltungslehrerinnen abgehalten.

6. In seinem Ferienaufenthalt am Thunersee stirbt plötzlich 54 Jahre alt J. Vosseler-Reiser, ein sehr geschätzter Lehrer an der Knaben-Sekundarschule.

8. Die Zeitungen veröffentlichen die Verdankung von zahlreichen freiwilligen Gaben im Gesamtbetrag von nahezu

110,000 Fr., die im Verlauf des Sommers auf einen Aufruf der Leitung der Allgem. Armenpflege eingegangen sind zum Ankauf des Gasthofs zum Lamm. Es soll darin eine Anstalt für nur beschränkt arbeitsfähige alte Leute eingerichtet werden, die bis dahin tagsüber im Silberberg beschäftigt wurden.

15. Der Kaufmännische Verein erteilt in einer von mehr als 600 Mitgliedern besuchten Generalversammlung in der Burgvogteihalle seiner Kommission für die bisherige Geschäftführung ein Zutrauensvotum. Es kommt damit eine Bewegung zum Abschluß, die in zwei Generalversammlungen der vorhergehenden Wochen behandelt worden war und die an dem Vorstand das angeblich mangelnde Verständnis für die soziale Notlage vieler Handelsangestellter tadelte.

16. Nach kurzer, schwerer Krankheit stirbt Musikdirektor C. Julius Schmidt, Lehrer am Konservatorium, früher Dirigent des Männerchors, ein tüchtiger Musiker und erfolgreicher Komponist.

18. Im Zoologischen Garten ist der Elefant „Miß Kumbuk" eingegangen. Er gehörte seit seiner zartesten Jugend als Geschenk der Vettern Sarasin 31 Jahre lang der Anstalt an. In den letzten Jahren hatte er gekränkelt.

20. Im Alter von 76 Jahren stirbt F. Mähly, früher Direktor der Basler Handelsbank.

21. Dr. G. Braun, a. o. Professor der Geographie, erhält einen Ruf als Ordinarius seines Faches nach Greifswald und nimmt ihn an.

23. Es bricht ein Streik der Maurer, Handlanger und Pflasterbuben aus, der sich um Streitigkeiten betr. Lohn und Arbeitszeit dreht, wird aber schon am 27. August durch Vereinbarung beigelegt.

26. Das St. Jakobsfest wird mit Rücksicht auf den Krieg an unsern Grenzen im bescheidensten Rahmen gefeiert. Ein Festzug mit Delegierten und Fahnen der Vereine begab

sich am Vormittag zum Denkmal und legte dort einen Kranz nieder. Reg.-Präs. A. Stöcklin hielt eine kurze Ansprache. Die Feier war von musikalischen Vorträgen eingefaßt. In allen Gottesdiensten wurde das Andenken der Helden von St. Jakob gefeiert. Schöne Witterung begünstigte den Tag.

27. Dr. med. Christoph Socin, erster Assistent des hiesigen pathologischen Instituts, erhält einen Ruf als Professor der Pathologie an die medizinische Fakultät der Universität Lausanne.

29. Der Regierungsrat ernennt den Privatdozenten an der philosophischen Fakultät I Dr. Felix Stähelin zum außerordentlichen Professor und erteilt dem Gerichtsarzt Dr. S. Schönberg, Privatdozenten an der medizinischen Fakultät, einen Lehrauftrag für gerichtliche Medizin.

30. Als Demonstration gegen die Teuerung veranstaltet die organisierte Arbeiterschaft eine allgemeine Arbeitseinstellung von einem halben Tag. Infolgedessen feiern am heutigen Nachmittag die meisten Betriebe; auch die Straßenbahnen haben den Verkehr eingestellt. Eine auf 15,000 Köpfe geschätzte Versammlung auf dem Marktplatz hört einige Ansprachen an und zieht dann nach der Klaramatte. Die ganze Kundgebung verlief ruhig und ohne Zwischenfall.

Der evangelisch-reformierte Kirchenrat teilt mit, daß die aus Anlaß des Reformationsjubiläums erhobene Kollekte für einen schweizerischen Diasporafonds in Baselstadt 80,000 Fr. ergab.

31. Der Genossenschaftsrat des Allgem. Konsumvereins beschließt Teuerungszulagen an das Personal, genehmigt die Abrechnung über die Bauten an der Elsässerstraße und erklärt eine Motion erheblich betr. Einrichtung einer Schweinemästerei.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats August 1917 waren: Mittel der Temperatur 17,2, mittl. Temp.-Minimum 13,3, mittl. Temp.-Maximum

22,4° C, Mittel des Luftdrucks 736,5, Summe der Niederschlagmenge 149 mm, Summe der Sonnenscheindauer 190 Stunden. Der Monat hinterläßt die Erinnerung eines regnerischen unbeständigen Gesellen mit zahlreichen Gewittern. Doch gelang es ihm nicht, die Kulturen bleibend ungünstig zu beeinflussen. Der folgende September machte alles mit seiner sommerlichen Wärme und dem reichlichen Sonnenschein wieder gut. Dagegen mögen an dieser Stelle erwähnt werden die großen Schädigungen, die in dieser Jahreszeit die unerhört massenhaft auftretenden Raupen des Kohlweißlings an Kohlpflanzen aller Art anrichteten. Die Schädigung des Ungeziefers wurde um so tiefer und allgemeiner empfunden, als die zahlreichen Kleingärten rund um die Stadt viel Kohl trugen und der Verlust sich in manchen Familien unmittelbar fühlbar macht.

September 1917.

1. Die medizinische Fakultät der Universität Lausanne ernennt Prof. Friedr. Siebenmann zum Ehrendoktor der Medizin in Erinnerung an seine 25jährige ununterbrochene Lehrtätigkeit an der Basler Hochschule.

8. Der ordentl. Professor für bürgerliches Recht an unserer Hochschule Dr. Carl Eger folgt einem Ruf nach Gießen als Nachfolger des nach Göttingen berufenen Prof. Leist.

9. Der Schwingerverband Baselstadt veranstaltet auf dem Kohlenplatz einen bei günstiger Witterung sehr befriedigend verlaufenen Schwinger- und Kunstturnertag unter Beteiligung von etwa 200 Schwingern und gegen 130 Kunstturnern.

12. Der Regierungsrat überträgt dem außerordentl. Professor D. Karl Götz die gesetzmäßige ordentl. Professur für neutestamentliche Theologie und ernennt auch den bisherigen außerordentl. Professor an der theolog. Fakultät D. Ed. Riggenbach zum Ordinarius.

Durch anhaltende heftige Regengüsse wird den kleinern Gewässern der Umgegend plötzlich so viel Wasser zugeführt, daß aus den Flußgebieten des Birsig, der Birs und der Ergolz ernstliche Hochwasser gemeldet werden. Namentlich Muttenz und Binningen wurden heimgesucht. Im letztern Dorf war der Betrieb der Birsigtalbahn unterbrochen.

13. Mit bescheidener Feierlichkeit werden die vom Heimatschutz, der Künstlergesellschaft u. a. gestifteten Fresken A. H. Pellegrinis an der würdig restaurierten St. Jakobskirche enthüllt.

14. Im Alter von 72 Jahren stirbt Dr. Andreas Gutzwiller, während 36 Jahren erfolgreicher Lehrer der Naturwissenschaften an der Obern Realschule. Für seine ausgezeichnete wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Geologie erhielt er den Titel eines Ehrendoktors der Philosophie von der Universität Basel.

20. Die Diakonissenanstalt Riehen begeht ihr Jahresfest mit Pfr. Würz als Festprediger.

22. Der Regierungsrat beschließt, mit dem Studium der Spitalerweiterung und -Verlegung eine z. T. vom Regierungsrat, z. T. vom Bürgerrat zu wählende fünfzehngliedrige Kommission unter dem Vorsitz von Nat.-Rat Speiser zu beauftragen. Die Frage ist in Fluß gebracht worden durch eine Broschüre der Spitaloberärzte Proff. de Quervain, Siebenmann und Stähelin. Es wird darin der Nachweis angetreten, daß der Spital auf dem gegenwärtigen Areal die dringend notwendigen Erweiterungsmöglichkeiten nicht findet.

Der Regierungsrat beschließt grundsätzlich, das neue Kollegiengebäude der Universität auf dem Werkhofareal am Petersplatz zu errichten.

24. Die Regierung bewilligt dem Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel die erbetene Entlassung unter Verdankung der langjährigen vorzüglichen Dienste.

Aus Bern wird berichtet, daß zu der von der sozialdemokratischen Partei ergriffenen eidgenössischen Initiative auf Einführung einer direkten Bundessteuer Baselstadt 7370 Unterschriften lieferte. Total kamen 116,585 Unterschriften zusammen.

25. Der Weitere Bürgerrat beschließt Verkauf eines Stückes Land der Christ. Merian'schen Stiftung außerhalb des Wolfgottesackers an den Staat zum Bau von Dienstwohnungen für die Tramangestellten und behandelt eine Reihe Begehren um Aufnahmen ins Bürgerrecht.

30. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat September 1917 betrug 16,5, das mittl. Temp.-Minimum 12,4, das mittl. Temp.-Maximum 21,6 ° C, das Mittel des Luftdrucks 741,2, die Summe der Niederschlagmenge 84 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 198 Stunden. Auf eine etwas ungleiche erste Septemberhälfte folgte ein anhaltend strahlend schöner warmer Herbst, der nicht wenig dazu beitrug, den reichen Obstsegen des Jahres voll ausreifen zu lassen.

Oktober 1917.

4. Prof. F. de Quervain, Lehrer der Chirurgie an der Universität und Oberarzt der chirurgischen Abteilung des Spitals nimmt einen Ruf als Nachfolger Theodor Kochers nach Bern an.

9. Im Alter von 60 Jahren stirbt Oberst A. Büel, Direktor des Elektrizitätswerks Alioth in Münchenstein, seit Kriegsausbruch Platzkommandant von Basel. Am 12. wird ihm eine großartige militärische Bestattungsfeier veranstaltet.

11. In seiner ersten Sitzung nach den Ferien behandelt der Große Rat eine Anzahl Interpellationen, die meist irgendwie mit Krieg und Hilfsaktionen zusammenhangen; er überweist einen Anzug betr. Ausdehnung der staatlichen Notstandsaktion und betr. Einführung einer neuen Arbeitszeit

für den Großen Rat (durchgehende Beratung von 9—4 Uhr mit halbstündiger Pause zur Mittagszeit) zur Kohlen- und Lichtersparnis; er ratifiziert 52 Bürgeraufnahmen und bewilligt eine Anzahl Nachtragskredite sowie 260,650 Fr. zum Ankauf von Land für den Kleinhüninger Rheinhafen und beschließt die ersten Straßenanlagen, die mit diesem Unternehmen in Verbindung stehen; weiter genehmigt er Kriegsteuerungszulagen für pensionierte Staatsangestellte.

12. Pfr. K. Gelzer zu St. Alban reicht dem Kirchenrat sein Rücktrittgesuch auf Ende März 1918 ein.

13. 14. Die Delegierten des Eidgen. Turnvereins halten ihre Jahresversammlung in Basel ab. Viel zu reden gibt u. a. das Obligatorium des militärischen Vorunterrichts und der Wunsch, das Turnen unter die Prüfungsfächer bei der Maturität aufgenommen zu sehen.

Die Schweiz. Gynäkologische Gesellschaft hält ihre Jahresversammlung in Basel ab.

25. Der Große Rat beschließt, seine Sitzungen der Kohlenersparnis halber in der Regel von 9—12 und von 1—4 abzuhalten und mit 1. Januar 1918 eine neue Erhöhung des Gaspreises eintreten zu lassen; weiter wird in Abänderung der Vorlage betr. ein kantonales Lebensmittelamt (s. zum 12. Juli) ein Gesetz über Kriegsfürsorge mit Verzicht auf eine zweite Lesung angenommen. Ueber eine Motion betr. Monopolisierung des Handels mit den wichtigsten Lebensbedürfnissen entspinnt sich eine weitläufige sozialpolitische Debatte, ohne zu einem Abschluß zu kommen.

27. Die Regierung wählt zum Staatsarchivar Dr. Aug. Huber, bish. Assistenten des Staatsarchivars.

Die Messe läutet ein. Die Verkaufmesse ist auf dem Petersplatz, die Schaumesse auf dem Barfüßerplatz und auf dem Gelände des frühern badischen Bahnhofs eingerichtet.

Mit dem heutigen Tage beginnt die von der Neuen Helvet. Gesellschaft im ganzen Land organisierte Schweizer Woche auch in Basel. Sie verfolgt den Zweck, das

kaufende Publikum auf die heimische Produktion an Waren jeder Art aufmerksam zu machen und gibt sich nach außen vor allem kund durch eine ungewöhnlich glänzende und geschmackvolle Ausstattung der Schaufenster. Den Auftakt bildet die am heutigen Tag erfolgte Eröffnung des Schweizerischen Musterlagers im Gebäude der Schweiz. Mustermesse an der Rosenthalstraße für das Publikum.

27. 28. Bei den Nationalratwahlen und der Ständeratwahl für Baselstadt gestaltete sich die Situation so, daß einem geschlossenen Block sämtlicher bürgerlichen Parteien, der liberalen, der freisinnigen, der fortschrittlichen Bürgerpartei, der katholischen Volks- und der demokratischen Partei eine ebenso geschlossene sozialistische Liste gegenüberstand. Es waren bei Beginn der Wahlzeit von den bürgerlichen Parteien, und in einem spätern Stadium von der katholischen Volkspartei allein Anstrengungen gemacht worden, um eine gemeinsame Liste sämtlicher Parteien zustande zu bringen und dadurch einen Wahlkampf zu vermeiden. Sie waren aber an der Weigerung der sozialdemokratischen Partei gescheitert. Entsprechend der in der gesamten Eidgenossenschaft ausgegebenen Wahlparole schlugen die Sozialisten fast nur Leute vor, die sich verpflichtet hatten, alle Militärkredite zu verweigern. Die Wahlen vollzogen sich in Basel unter dem Zeichen: Für oder gegen die Landesverteidigung. Unter diesen Umständen kam es zu einem Wahlkampfe von ungewöhnlicher Heftigkeit. In Versammlungen, Zeitungsartikeln, Flugblättern, Aufrufen und bildlichen Darstellungen tobte er sich aus. Es waren vorgeschlagen von bürgerlicher Seite die bisherigen Vertreter des Kantons im Nationalrat, Gelpke (fortschrittl. Bürgerpartei), Dr. Göttisheim (freis.), Dr. Rothenberger (freis.), Dr. Speiser (lib.), und an Stelle des ausscheidenden Dr. If. Iselin und der beiden bisherigen sozialistischen Vertreter Frei und Wullschleger neu: Dr. Feigenwinter (kath. Volkspartei), Dr. Schär (dem.) und Dr. W. Vischer (lib.). Die

Liste der Sozialisten lautete: Frei (bisb.), Dubach, Fautin, Dr. Hauser, Huggler, Schneider und Welti. Einige weitere Listen übergehen wir. Außer den genannten führten sie keine neuen Namen auf. Sie dürften höchstens auf die Reihenfolge der Gewählten einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. So verdankt wohl Rothenberger seinen Vorsprung vor Speiser dem Umstand, daß er auf einer Liste der Fixbesoldeten figurierte, und auch dem Kandidaten Schär hat diese Tatsache genützt.

Die Beteiligung beim ersten Wahlgang am 27./28. Oktober fiel für Basler Verhältnisse mit zirka 77 Prozent sehr stark aus. Es wurden bei einem absoluten Mehr = 10,734 gewählt Rothenberger mit 11 397, Speiser mit 11 301, Gelpke mit 11 259, Schär mit 11 003, Frei (soz.) mit 10 747 Stimmen. Weitere Stimmen machten von der bürgerlichen Liste Göttisheim 10 664, Vischer 10 370, Feigenwinter 10 217, von der sozialdemokatischen Hauser 10 285, Welti 10 168, Huggler 9964, Schneider 9380, Dubach 8839, Fautin 8693. Die Kandidaten des nationalen Blocks machten im Durchschnitt 10 887, die der sozialistischen Liste 9725 Stimmen.

Bei der Ständeratwahl wurde der bisherige Vertreter Dr. Paul Scherrer mit 10 367 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 10 057 gewählt gegen den Sozialisten A. Jeggli, der 9610 Stimmen erzielte.

Es dauerte ungewöhnlich lange, bis die genauen Ergebnisse des ersten Wahlgangs ermittelt waren. Der zweite Wahlgang mußte darum um 14 Tage bis zum 10./11. November hinausgeschoben werden. Die Listen waren in der Weise bereinigt worden, daß vom Block noch Göttisheim und Feigenwinter, von den Sozialisten Hauser und Schneider portiert wurden. Die Kandidatur Vischer mußte zurückgezogen werden, damit für jede der Blockparteien im zukünftigen Nationalrat ein Sitz frei wurde. Die Beteiligung war mit 66 Prozent geringer als beim ersten Wahlgang, ob-

wohl es die Parteien an Agitation nicht hatten fehlen lassen. Gewählt wurden Göttisheim mit 9899, Feigenwinter mit 9704 Stimmen, während die sozialistischen Kandidaten Hauser 9297 und Schneider 8349 Stimmen machten. Der nationale Block hat also mit Ausnahme eines Sitzes die ganze Deputation Basels erobert, und der einzige Sozialist, den die Stadt nach Bern schickt, Frei, hat in der vergangenen Legislaturperiode noch Militärkredite bewilligt.

Eine auffallende Erscheinung in der ganzen Wahl ist das Verhalten des baselstädtischen Militärs. Unsere Mannschaft des Auszugs befand sich während der Wahlzeit im Grenzdienst. Sie hat in überwiegender Mehrheit ihre Stimmen den militärfeindlichen sozialistischen Kandidaten zugewendet. Im ersten Wahlgang fielen von 2766 abgegebenen Militärstimmen im Durchschnitt den sozialistischen Namen 1525, den bürgerlichen 699 zu. Etwas günstiger gestaltete sich das Verhältnis im zweiten Wahlgang, wo die sozialistischen Kandidaten noch 1460, die bürgerlichen 712 von total 1883 Stimmen erzielten. Man würde sich täuschen in der Annahme, daß die überwiegende Mehrzahl der baselstädtischen Jungmannschaft der sozialistischen Partei angehört. Die Stimmabgabe muß der Verdrossenheit und der Militärmüdigkeit zugeschrieben werden, die in weiten Kreisen durch die langandauernde scheinbar nutzlose Dienstzeit hervorgerufen wurde und von der schon in der Einleitung zu der Chronik die Rede war. Einen Beweis dafür gibt das Resultat des zweiten Wahlganges. Da befand sich die Truppe auf dem Heimmarsch. Die Militärmüdigkeit machte sich weniger mehr geltend. Trotz bedeutend schwächerer Beteiligung sammelten die beiden bürgerlichen Kandidaten etwa hundert Stimmen mehr als im ersten Wahlgang, die Ziffern der sozialistischen gingen zurück.

28. Bei einer Distanzfahrt von Militärradfahrern von Luzern nach Basel geht Korporal Fasler von Basel

als erster durchs Ziel bei Birsfelden. Er hat die 84 km lange Strecke trotz ungünstigen Straßen in der Zeit von 5.10 bis 9.30 vorm. mit Einschluß eines obligatorischen Haltes von 20 Minuten in Trimbach zurückgelegt.

29. Im Alter von 82 Jahren stirbt Emanuel Bernoulli-Müller, bis vor wenigen Jahren Verwalter der Kunsthalle, eine stadtbekannte Persönlichkeit.

Die theologische Fakultät der Universität Marburg ernennt aus Anlaß der Reformationsgedächtnisfeier Pfr. Gust. Benz zu St. Matthäus in Basel zum Ehrendoktor der Theologie.

31. Schon seit geraumer Zeit wurden in weitesten Kreisen Erinnerungsfeiern zum Jahrhundert-Gedächtnis der Reformation abgehalten (siehe auch zum 15. Januar). Heute, am 400. Jahrestag des Anschlags der 95 Thesen Luthers an der Tür der Schloßkirche von Wittemberg, beging die ganze reformierte Schweiz und mit ihr die evangelisch-reformierte Kirche von Baselstadt den eigentlichen Geburtstag der Reformation. Am Vormittag hielt die theologische Fakultät in der Martinskirche eine akademische Feier ab. Prof. Paul Wernle hielt die Festrede. Das Ehrendoktorat der Theologie wurde verliehen an Pfr. Alfred Altherr, Pfr. L. E. Iselin (Riehen), Pfr. E. Miescher, Dr. Rudolf Wackernagel und Pfr. Jakob Wirz. Am Abend wurde, wie in der ganzen reformierten Schweiz von 7.45—8 Uhr mit sämtlichen Glocken der evangelischen Kirchen geläutet. Daran schloß sich eine allgemeine Erinnerungsfeier im Münster, bei der der Präsident und der Statthalter des Kirchenrats, Antistes A. v. Salis und Prof. P. Böhringer das Wort ergriffen. Vorträge des Bachchors und Gemeindegesang verschönten die Feier.

31. Witterung. Der Durchschnitt der Temperatur im Monat Oktober 1917 betrug 8,5, das mittl. Temp.-Minimum 5,4, das mittl. Temp.-Maximum 12,4° C, das Mittel

des Luftdrucks 736,3, die Summe der Niederschlagmenge 118 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 77 Stunden. Der Monat gab sich als eine finstere, unfreundliche, regnerische Zeit und wurde um so unangenehmer empfunden, als sein Vorgänger noch in so günstiger Erinnerung stand. Am Ende des Monats stellten sich die ersten Frosttage des Winters ein.

